114

Nomahanna.

Reise
um
die Welt,

in den Jahren 1823, 24, 25 und 26.

Von Otto von Kotzebue,

Russisch-Kaiserlichem Flott-Capitain und Ritter.

Zweiter Theil.

Mit einem Kupfer.

Weimar 1830,

Verlag von Wilhelm Hoffmann.

St. Petersburg,

bei J. Brief, Buch- und Musikalienhandlung.

Der Druck dieses Buches ist unter der Bedingung erlaubt, daß nach Vollendung desselben, vor dem Verkaufe, fünf Exemplare an die Dorpatische Censur-Comität eingesendet werden.

Dorpat, am 13. Julius 1829.

Stellvertr. Präsident der D. Censur-Comität:
Wirklicher Staatsrath und Ritter
G. Ewers.

(L. S.)

IX.

Kamtschatka.

Bis zu den Grenzen des nördlichen Wendezirkels war uns der Wind günstig, hier aber bekamen wir eine vollkommene Windstille, die zwölf Tage dauerte. Der Ocean war diese ganze Zeit über, so weit das Auge reichte, in der That spiegelglatt. Dabei war es fast unerträglich heiß. Nur Seemänner können fühlen, wie unangenehm uns zu Muthe seyn mußte. Die große Thätigkeit, die immer auf einem Schiffe herrscht, hatte der langweiligsten Ruhe Platz gemacht. Alles ward ungeduldig. Einige Matrosen verzweifelten schon daran, daß der Wind sich je wieder erheben werde und hätten lieber heftige Stürme ausgestanden. Eines Morgens hatten wir das Schauspiel, zwei große Schwertfische auf der Oberfläche des Wassers sich sonnen zu sehen. Ich schickte ein mit Harpunen versehenes Boot ab, in der Hoffnung, daß die gewaltigen Thiere die Gefälligkeit haben würden, sich dieselben in den Leib werfen zu lassen; allein sie warteten es nicht ab, gingen in die Tiefe und wir hatten sie nur vergeblich in ihrem Vergnügen gestört.

Unsere Wasserschöpfer wurden mehrere Mal hinabgelassen, sogar bis auf tausend Faden. An der Oberfläche war die Temperatur des Wassers 24° und in dieser Tiefe nur 2° Reaumür.

Am 22. Mai, dem Jahrestage des Ablaufens unserer Fregatte vom Stapel, bekamen wir einen frischen östlichen Wind, der uns auf der noch immer glatten Oberfläche des Meeres ziemlich schnell vorwärts brachte.

Am 1. Juni, als wir die Breite von 42° und die Länge von 201° erreicht hatten und uns also der japanischen Küste gegenüber befanden, sahen wir einen rothen Streif auf dem Wasser, der ungefähr einen Faden breit, aber wohl eine Meile lang war. Als wir über ihn weg fuhren, schöpften wir einen Eimer Wasser aus ihm, und fanden, daß seine Farbe von einer unendlichen Menge kleiner, kaum mit bloßen Augen zu unterscheidenden Krebse herrührte.

Von nun an fühlten wir auch immer stärker die Unannehmlichkeit des nordischen Clima's. Der bisher so heitere Himmel war fast immer trübe, oft mit drohenden Sturmwolken bedeckt, die nicht selten erfüllten, was sie versprachen. Dabei waren wir fast unaufhörlich in Nebel gehüllt, der unsere Aussicht auf einige wenige Faden beschränkte. In kurzer Zeit war die Temperatur der Luft von 24° bis auf 3° gefallen. Ein so schneller Wechsel ist sehr empfindlich, und erzeugt gewöhnlich bedeutende Krankheiten. Wir hatten es der Geschicklichkeit und Sorgfalt unseres Arztes, des Herrn von Siegwald, zu verdanken, daß sie bei uns bald unterdrückt wurden. Nach der Jahreszeit und der Breite, in der wir uns befanden, wäre eine so rauhe Witterung nicht zu erwarten gewesen. Diese ist aber, selbst mitten im Sommer, der japanischen Küste eigen. Auch Wallfische und Sturmvögel, die sich in großer Menge zeigten, erinnerten uns daran, daß wir dem Norden zueilten, und uns schon weit von den gesegneten Fluren der Südseeinseln befanden.

Bei alle dem war der Wind so günstig, daß wir schon am 7. Juni das höhere Gebirge Kamtschatka's in seinem Winterschmucke erblickten. Einen herrlichen Anblick gewährt das hohe zakkige Land, dessen himmelanstrebende Berggipfel, von ewigem Eise bedeckt, in der Sonne glänzen, während der niedere Theil von Wolken umgürtet ist. Am folgenden Tage gelang es uns, die Awatscha-Bai zu erreichen und am Abend die Anker im Peter-Pauls-Hafen fallen zu lassen.

Wir befanden uns jetzt also in Kamtschatka, dieser großen Halbinsel, die sich vom Flusse Anadir in Norden, nach Süden bis

zu den kurilischen Inseln erstreckt, in Osten vom Ocean und in Westen vom ochotzkischen Meere bespült wird, und der es wie manchen Menschen geht, daß sie besser ist, als ihr Ruf. Man hält sie für das rauheste und unfruchtbarste Welt-Ende, und doch nimmt sie die nämlichen Breitengrade ein, unter denen England und Schottland liegen, welchen sie auch, zusammen genommen, an Größe beinahe gleicht. Freilich ist der Sommer hier viel kürzer, aber dagegen weit schöner, und die Vegetation weit üppiger, als dort. Der Winter dauert lange, und ist des vielen Schnee's wegen unbequem, aber im südlicheren Theile nicht sehr kalt. Man ist der Meinung gewesen, daß die Kürze der guten Jahreszeit den Getraidebau nicht gestatte; indessen haben bereits mehrere Erfahrungen das Gegentheil bewiesen.

Obgleich der Schnee zuweilen an einigen Stellen der Thäler bis zum Ende des Mai's liegt, weil die erwärmenden Sonnenstrahlen nur selten zwischen den hohen beschattenden Bergen durchdringen können, so gedeihen doch selbst dort Gartengewächse sehr gut. Kartoffeln geben gewöhnlich einen dreißigfachen Ertrag, und würden den Mangel des Brodes vollkommen ersetzen, wenn die Einwohner sie fleißiger anbauten. Aber die bequeme Art, sich für den ganzen Winter in Ueberfluß mit Fischen zu versorgen, läßt den mühsameren Kartoffelbau nicht aufkommen, obgleich es Jahre gegeben hat, wo der Fischfang so wenig ergiebig war, daß er kaum vor allgemeiner Hungersnoth schützte.

Der lange, aber ziemlich gelinde Winter wird, wie schon erwähnt worden, durch den vielen Schnee lästig, der von den Bergen herabgeweht wird, so daß die Häuser oft gänzlich bedeckt sind, und die Bewohner derselben sich Ausgänge durchgraben müssen, während das Vieh über die Dächer wegspaziert. Die Winterfahrten, welche hier in äußerst leichten, mit sechs und mehr Hunden bespannten Schlitten gemacht werden, sind ziemlich bequem und gehen schnell; nur hat man sich vor Stürmen, die von Schneegestöber begleitet sind, zu hüten. Ueberrascht ein solcher Sturm, der hier Purga heißt, den Reisenden, so bleibt ihm zu seiner Rettung nichts übrig, als sich ruhig einpurgiren zu lassen. Er läßt sich nämlich

sammt seinen Hunden vom Schnee bedecken, welches bald geschieht, und sucht sich, wenn der Sturm vorüber ist, aus seinem Grabe wieder zu befreien. Das gelingt aber nicht immer. Trifft der Purga den Reisenden in einer Bergschlucht, so sammelt sich so viel Schnee über ihm, daß das Ausgraben unmöglich wird.

Indessen sind diese Fälle selten, weil die Kamtschadalen, durch Noth gezwungen, eine große Fertigkeit darin erlangt haben, die Witterung auf mehrere Tage voraus zu errathen, und sich nur auf den Weg machen, wenn sie sicher zu seyn vermuthen. Der Hauptgrund, warum Kamtschatka's Clima dem von andern, unter demselben Himmelsstriche liegenden Ländern im Ganzen nachsteht, ist die Beschaffenheit des Landes. Englands Berge z. E. erheben sich nur zu einer mäßigen Höhe, und sind von großen Ebenen unterbrochen; da hingegen sich über ganz Kamtschatka der Länge nach ein Gebirge erstreckt, welches in die Wolken, und an vielen Stellen weit über dieselben, mit ewigem Eise bedeckt, hinausragt, dessen Basis die ganze Breite der Halbinsel einnimmt, und das nur sehr wenige kleine Thäler bildet. Das Panorama von Kamtschatka ist eine Anhäufung dicht zusammen gedrängter, kegelförmiger, zum Theil sehr hoher, zum Theil niedrigerer Granitberge, deren eckige und zackige Gestalt auf den ungeheueren Kampf der Elemente deutet, unter welchem die Erde sie aus ihrem Schooße hervorgestoßen hat. Ein Kampf, der noch nicht beendigt ist, wie die öfteren Erdbeben und das Rauchen und Brennen vieler Vulkane beweisen, von denen einer, der Kamtschatka-Berg genannt, sich mit den höchsten Bergen der Erde messen kann, und seine Umgebungen oft durch Lavaströme zerstört. Dieses Gebirge mit seinen Gletschern und Vulkanen, deren Rauch- und Feuersäulen sich aus dem Eise erheben, bildet mit dem schönen Grün der Thäler einen malerischen Contrast. Was aber einen besonders seltsamen und unbeschreiblich herrlichen Anblick gewährt, so daß man in ein Feenland versetzt zu seyn glaubt, sind die Krystallenberge an der westlichen Küste, die, von der Sonne beschienen, die schönsten Farben spielen, und für Brillantenfelsen gelten können, so wie der Schwefelkies hier, dem Ansehen nach, Berge von gediegenem Golde bildet.

Für den Mineralogen gehört Kamtschatka zu den interessan-

testen Ländern. Die Mannigfaltigkeit der Steinarten zieht selbst den Unkundigen an. Gewiß liegen hier noch große Schätze verborgen, die man einst finden und benutzen wird. Heiße Quellen giebt es in Menge, die sehr heilsam seyn sollen.

Auch der Botaniker und der Zoologe gehen hier nicht leer aus. Ersterer findet eine Menge, wenig oder gar nicht bekannter Pflanzen, und unter den Thieren giebt es hier, außer mehrern Arten von Bären, Wölfen und Füchsen, die berühmten Zobel, deren Felle so theuer verkauft werden, und das hier einheimische, sogenannte wilde Schaaf, welches die höchsten Berggipfel bewohnt. Seine Größe ist die einer großen Ziege, der Kopf wie beim gewöhnlichen Schaafe, nur mit starken, nach unten gebogenen Hörnern versehen. Der Körper und das Fell gleichen vollkommen dem Rennthiere, mit dem es auch die Nahrung, das Moos, gemein hat. Es ist schnell und behende, und macht ungeheure Sprünge über Abgründe weg, wie die Gemsen, wodurch es schwer zu erlegen ist. Indem es von einer Felsspitze zur andern schießt, zieht es alle vier Beine zusammen, fliegt mit dem Kopfe voraus und stößt mit demselben zuerst auf den Punkt, wo es hin wollte. Dann erst bedient es sich der Beine. Das Augenmaaß, nach welchem es die beim Sprunge anzuwendende Kraft beurtheilt, ist immer sehr richtig. Oft ist der Raum, wohin es springt, nicht größer, als daß das Thier seine Vorder- und Hinterbeine nahe zusammen stellen muß, um auf demselben stehen bleiben zu können, und dennoch verfehlt es sein Ziel nicht. Eben so zu bewundern ist das Gleichgewicht, worein es sich nach einem solchen Sprunge sogleich setzt und feststellt. Unsere Balletänzer könnten sich an ihm das Beispiel eines vollkommenen Aplombs nehmen. Das Riesenthier der Vorwelt, der Mammuth, muß hier ebenfalls einheimisch gewesen seyn, da noch viele Knochen desselben gefunden werden. Kamtschatka's Wälder sind zwar nicht von Singevögeln belebt, wie überhaupt Landvögel hier selten sind, dagegen giebt es hier aber eine Unzahl von Wasservögeln verschiedener Gattung. Seen, Flüsse, Moräste und das Meer selbst sind von ihren Schwärmen bedeckt. Fische sind hier in Ueberfluß, vorzüglich in den Monaten Juni und Juli. Ein einziger Zug mit unserem Netze gab immer so viel, als die ganze Mannschaft auf ein Paar Tage brauchte. Eine Art

Lachse, Stockfisch und Heringe werden vorzüglich zum Winterbedarf gefangen. Letztere dienen, an der Luft getrocknet, zum Futter für die Hunde.

Kamtschatka ward im Jahr 1696 von einem jakutzkischen Kosacken, Namens Luca Semenoff entdeckt, der, auf ein Gerücht vom Daseyn dieses Landes, das sich schon seit mehreren Jahren in Jakutzk verbreitet hatte, mit sechszehn seiner Cameraden einen Zug dahin machte. In den nächstfolgenden Jahren wurden dergleichen Züge, jedoch mit weit größerer Macht, wiederholt, bis Kamtschatka der russischen Krone unterworfen und zinsbar ward. Die Eroberung dieses Landes kostete vielen Russen das Leben und endete, bei der damaligen Barbarei und der Schwierigkeit, unter so weit entfernten Truppen gehörige Disciplin zu erhalten, mit der fast gänzlichen Ausrottung der Kamtschadalen. Obgleich in der Folge gehörige Maaßregeln dem Unfug Einhalt thaten, den die rohen Kosacken sich dort zu schulden kommen ließen, so ist die Bevölkerung doch noch sehr geringe, wird aber bei einer weisen und sorgsamen Regierung gewiß wieder steigen.

Der Name Kamtschatka stammt von den Russen her, welche von den Eingeborenen hörten, daß sie den größten Fluß im Lande so, oder eigentlich Kontschatka nannten. Dieser Fluß hatte seine Benennung der Sage nach von Kontschot, einem Helden der Vorzeit, welcher an demselben eine feste Burg gehabt, erhalten. Sonderbar ist es, daß die Kamtschadalen weder für ihre Nation, noch für ihr Land einen eigenen Namen hatten. Sie nannten sich schlechtweg Kroscha, das heißt Menschen, als ob sie sich für die einzigen Bewohner der Erde gehalten oder sich einen so großen Vorzug vor allen übrigen beigemessen hätten, daß sie nur sich allein für eigentliche Menschen ansahen. Man glaubt zwar, daß diejenigen, welche auf der südlichsten Spitze der Halbinsel lebten, sich durch die Benennung Itelmen ausgezeichnet hätten; allein es bleibt unerwiesen, was unter diesem Ausdruck eigentlich zu verstehen war.

Die Kamtschadalen glaubten an einen allmächtigen Schöpfer der Welt, den sie Kutka nannten. Er bewohnte den Himmel, hatte sich aber einige Zeit in menschlicher Gestalt auf Kamtschatka auf-

gehalten, und war der Stammvater der Kamtschadalen geworden. Auch bei ihnen fand man die Sage von einer allgemeinen Ueberschwemmung, und sie zeigen noch jetzt auf der Spitze eines Berges den Ort, wo Kutka auf einem Boote gelandet seyn soll, um die Welt mit Menschen zu versehen. Ein noch jetzt in Kamtschatka allgemeines Sprüchwort, um eine längst verflossene Vergangenheit auszudrücken, ist: das war zu Kutka's Zeit.

Vor den Zügen der Russen nach Kamtschatka waren dem Kamtschadalen nur die benachbarten Koriäken und Tschuktschen bekannt. Einige Kunde erhielten sie indessen auch von Japan, da ein japanisches Schiff an ihrer Küste gestrandet war. Sie hatten kein Oberhaupt, lebten in völliger Unabhängigkeit und hielten dies für ihr höchstes Gut.

Außer dem höchsten Gott Kutka, hatten sie noch eine Menge Untergötter, die ihre Einbildungskraft zum Theil auf Berge, in Wälder, Gewässer und in die Luft versetzte. Sie beteten sie an, so lange ihre Wünsche erfüllt wurden, und schimpften sie aus, wenn es ihnen nicht nach ihrem Sinne ging, ähnlich dem gemeinen Italiener, der, wenn er sich über ein Mißgeschick ärgert, seine Mütze abnimmt, so viel Heiligen-Namen, als ihm gerade einfallen, hineinspricht und sie dann mit Füßen tritt. Zwei aus Holz geschnittene Hausgötter, Aschuschok und Hontai, standen in besonderem Ansehen. Ersterer hatte die Figur eines Menschen, und sein Amt war, die Waldgeister vom Hause zu verscheuchen, wofür er auch gespeist wurde, indem man seinen Kopf täglich mit Fischbrühe besudelte. Hontai war halb Mensch und halb Fisch, und es ward jährlich, am Tage der Reinigung von Sünden, ein neuer verfertigt, den man neben den alten, welchen man ebenfalls beibehielt, stellte, so daß die Zahl der Hontai's die Zahl der Jahre anzeigte, welche die Bewohner in diesem Hause verlebt hatten.

An ihre eigene Unsterblichkeit, so wie an die aller Thiere, glaubten die Kamtschadalen, waren aber der Meinung, daß sie auch im künftigen Leben sich ihren Unterhalt durch Arbeit erwerben müßten; nur hofften sie, werde die Arbeit leichter und die Ausbeute immer hinlänglich seyn, um nie Hunger zu leiden. Diese Idee be-

weißt, daß auch damals schon der Fischfang nicht immer ergiebig genug gewesen seyn mag.

Die verschiedenen kamtschadalischen Stämme führten oft Krieg mit einander, wozu gewöhnlich die gewaltsame Entführung der Weiber Veranlassung gab, oder auch, wenn sie bei den Besuchen, die sie einander machten, nicht sehr viel zu essen bekommen hatten. Eine solche Vernachlässigung des Wirthes gegen den Gast ward für die größte Beleidigung angesehen und heischte blutige Rache. Selten ward der Krieg offen geführt. Man suchte den Feind vielmehr durch Hinterlist zu überwinden und die Sieger übten die schaudervollsten Grausamkeiten gegen die Besiegten aus. Wenn Belagerte oder Eingeschlossene der Uebermacht nicht mehr widerstehen konnten, und keine Aussicht hatten, sich durch Flucht zu retten, so erlaubte der heroische Geist dieser kleinen unansehnlichen Menschenrace es doch nicht, die Waffen zu strecken. Die Bedrängten ermordeten erst ihre Weiber und Kinder, und stürzten sich dann auf den Feind, dem sie ihr Leben so theuer als möglich verkauften. Das nannten sie: sich ein Lager betten. Freilich konnten sie auch auf keine Schonung rechnen, wenn sie sich ergeben hätten. Ihre Waffen bestanden aus Lanzen, Bogen und Pfeilen, welche letztere gewöhnlich vergiftet waren.

Um einen Gast mit aller Aufmerksamkeit zu behandeln, und keinen Anlaß zu einem Kriege zu geben, heizte der Wirth zuvörderst seine unterirdische Wohnung so lange, bis die Hitze fast unerträglich wurde. Dann entkleidete er sich sowohl, als der Gast, völlig, und nun wurde Letzterem eine ungeheuere Quantität Speisen vorgesetzt, wobei man das Feuer immerfort unterhielt. Gestand der Gast nun, daß er nicht mehr im Stande sey zu essen und die Hitze zu ertragen, so waren alle Regeln der feinsten Lebensart gegen ihn beobachtet, und der Wirth forderte ihm nun für seine Gastfreiheit Geschenke ab.

Bei solchen Gastmahlen war auch der Genuß des Fliegenschwammes, als Berauschungsmittel, gewöhnlich. In kleiner Quantität genossen, soll er eine fröhliche Stimmung, in größerer aber Wahnsinn hervorbringen, der mehrere Tage dauert. Auf solche Weise aufgeheitert, belustigten sich Wirthe und Gäste durch ihr

eigenthümliches Talent, Menschen und Thiere täuschend nachzuahmen.

Die erwachsenen Kinder zeigten wenig Liebe zu ihren Eltern und vernachlässigten sie im hohen Alter gänzlich, schlugen sie auch wohl todt, wenn sie anfingen sich selbst und ihnen zur Last zu fallen, wodurch sie die Kindespflicht keinesweges zu verletzen glaubten. Eben so mordeten sie ihre gebrechlichen oder schwächlichen Kinder, um ihnen die Leiden eines siechen Lebens zu ersparen. Starb Jemand im Hause, so ward die Leiche nicht begraben; man schleppte sie an einem, um den Hals gebundenen Riemen ins Freie, und ließ die Hunde sich an ihr sättigen. Wen diese Thiere nicht verschmähten, von dem glaubte man, daß er in jener Welt mit den besten Hunden fahren werde.

Die Art, wie die Ehen unter den Kamtschadalen geschlossen wurden, war langwierig und für den Bräutigam mit vieler Schwierigkeit verbunden. Der Mann, der ein Mädchen zu heirathen wünschte, ging in das Haus ihrer Eltern und nahm ohne weitere Erklärung an ihren häuslichen Arbeiten Theil. Er ward nun völlig als im Dienste der Familie stehend betrachtet und mußte Alles verrichten, was man ihm auftrug, bis es ihm gelang, sich die Gunst des Mädchens und ihrer Eltern zu erwerben. Das dauerte oft mehrere Jahre, und war es ihm am Ende doch nicht gelungen, so ward er ohne allen Ersatz für seine verlorene Mühe entlassen. Gefiel er aber und waren die Eltern mit ihm zufrieden, so ertheilten sie ihm die Erlaubniß, die Geliebte zu haschen. Das bestand darin, daß er sie ergreifen, ihr Sträuben überwältigen und sie mit der Hand auf eine Art berühren mußte, die hier nicht deutlicher bezeichnet werden kann. Von der Zeit an, da der Liebhaber diese Erlaubniß erhalten hatte, suchte das Mädchen es auf das sorgfältigste zu vermeiden, mit ihm allein zu bleiben, und verwahrte sich noch durch ein Fischernetz und eine Menge Riemen, die bei dem Ueberfall vermittelst eines steinernen Messers durchschnitten werden mußten. Ueberdem ward sie von den Hausgenossen bewacht, die, so bald der Liebhaber sie ereilte, auf ihr Geschrei hinzusprangen, ihn schlugen und bei den Haaren von ihr wegrissen. Das Haschen war daher eine schwere Aufgabe, und

so lange es nicht gehörig vollzogen war, mußte der arme Liebhaber immerfort um das Mädchen dienen. Gelang es endlich, so verkündete sie selbst seinen Sieg und die Ehe war geschlossen.

Die jetzigen Kamtschadalen sind ein äußerst gutmüthiges, gastfreies und furchtsames Völkchen, durch Farbe und Gesichtsbildung mit Chinesen und Japanern nahe verwandt. Sie bekennen sich sämmtlich zur christlichen Religion, haben aber doch heimlich noch manche ihrer heidnischen Gebräuche beibehalten, wozu besonders das Tödten ihrer krüppelhaften Kinder gehört.

Das Städtchen oder vielmehr Dorf am Peter-Pauls-Hafen, in welchem der Befehlshaber von Kamtschatka, gegenwärtig der Flottcapitain Stanitzky, wohnt, ist der Hauptort auf der Halbinsel. Er enthält nur ein Paar Häuser, in denen sich's bequem leben läßt. Die übrigen, ungefähr fünfzig an der Zahl, sind nur Hütten und liegen ohne alle Ordnung am Abhange eines Berges zerstreut. Die Bewohner dieses Ortes, der gleichen Namen mit dem Hafen führt, sind alle Russen, Kronsbeamte, verabschiedete Soldaten, Matrosen und einige unbedeutende Kaufleute. Die Kamtschadalen wohnen in kleinen Dörfern an Flüssen im Lande, selten an der Küste.

Kamtschatka hat sich, seit Krusensterns Schilderung vor fünf und zwanzig Jahren, wenig verändert. Die einzigen Fortschritte, die es seitdem gemacht hat, scheinen darin zu bestehen, daß die Einwohner von Peter-Paul den Kartoffelbau zu treiben angefangen haben, und daß verschiedene Waaren und nothwendige Lebensbedürfnisse, die ehemals zu Lande durch Sibirien nach Ochotzk, und von da erst zu Wasser hierher kamen, nicht mehr in den unmäßig hohen Preisen stehen, seitdem sie ganz zu Wasser hieher gebracht werden.

Der nördlichste Theil der Halbinsel und das anstoßende Land, bis zum Eismeer hinauf, wird von den Tschuktschen bewohnt, einem nomadisirenden, kriegerischen Volke, das mit seinen Rennthierheerden herum zieht, und der russischen Krone nur einen geringen Tribut an Fellen entrichtet. Die Tschuktschen waren nicht so leicht zu unterwerfen, als die Kamtschadalen, und bis vor fünf und dreißig Jahren fielen sie die Russen unaufhörlich an. Da wurden aber

ernstliche Maaßregeln ergriffen und die Macht der Kanonen gründete einen dauerhaften Frieden. Später glaubte man indessen wieder einen Ueberfall von ihnen befürchten zu müssen und schickte deshalb Abgeordnete zu ihrem Tajon oder Oberhaupte, um seine Gesinnung zu erforschen. Da zog dieser ein langes Messer, wie sie solche gewöhnlich in einer Scheide an der Seite tragen, mit abgebrochener Spitze hervor, zeigte es den Abgeordneten und sagte: „Als mein Vater sich dem Tode nahe fühlte, gab er mir diese Waffe und sprach zu mir: „„mein Sohn, ich habe dieses abgebrochene Messer von meinem Oheim, dem ich in der Tajonwürde folgte, erhalten, und ihm dabei versprechen müssen, es nie gegen die Russen zu schärfen, weil ein Kampf mit ihnen uns nur Unheil bringt. Deshalb befehle ich auch Dir, Dich in keinen Streit mit den Russen einzulassen, bis sich diese abgebrochene Spitze von selbst ersetzt."" Ihr seht, das Messer ist noch stumpf und der letzte Wille meines Vaters ist mir heilig."

Nach einer genauen, im Jahr 1822 angestellten Zählung betrug die ganze Bevölkerung von Kamtschatka, mit Ausnahme der Tschuktschen, die nicht gezählt werden konnten, 2457 Personen männlichen und 1941 weiblichen Geschlechts. Darunter befanden sich an Nationalkamtschadalen nur 1428 männliche und 1330 weibliche. Die übrigen waren Koriäken und Russen. Alle zusammen besaßen 91 Pferde, 718 Stück Rindvieh, 3841 Hunde und 12,000 Rennthiere, welche letztere den Koriäken ausschließlich gehörten.

So unbedeutend auch der Ort ist, wo wir uns jetzt aufhielten, so ist bei einer langen Seereise die Erholung auf dem Lande doch immer sehr angenehm, und ward es uns um so mehr durch die gastfreie und freundschaftliche Aufnahme, die wir sowohl bei dem Befehlshaber, als bei den Einwohnern fanden.

Wir stellten eine Bärenjagd an, die vielen Spaß gab und durch Erlegung eines gewaltig großen Thieres belohnt wurde. Es giebt hier so viele Bären, daß man sich gar nicht weit vom Hafen zu entfernen braucht, um auf einen zu stoßen. Der sonst furchtsame Kamtschadale greift sie muthig an. Oft nur mit einer Lanze und einem Messer bewaffnet, geht er auf den Bären los und sucht ihn

zu reizen. Wenn dieser sich nun auf die Hinterbeine stellt, wie das seine Gewohnheit ist, wenn er sich vertheidigen oder angreifen will, so stößt der Jäger ihm die Lanze in die Brust und das andere Ende in die Erde, worauf er ihn dann mit dem Messer vollends tödtet. Indessen gewinnt der Bär auch wohl manchmal die Oberhand und dann büßt der Jäger seine Kühnheit mit dem Leben.

Von der Dreistigkeit der hiesigen Bären zeugt folgende Anekdote. Vor einem Jahre war hier Mangel an Fischen, die Hauptnahrung der Bären während des Sommers, die sie sich selbst aus den Flüssen holen. Daher entstand eine Hungersnoth unter ihnen und sie begaben sich den ganzen Winter nicht in ihr Lager, sondern strichen umher, selbst bis in die Straßen von Peter-Paul. Einer trat sogar in ein Haus, dessen Thür er offen fand, die sich aber zufällig hinter ihm schloß. Die Frau vom Hause hatte eben eine große Theemaschine *), wie sie hier gewöhnlich sind, zum Kochen gebracht und sie im Vorhause stehen lassen. Der Bär beroch die Maschine und verbrannte sich die Nase. Darüber ergrimmt, ließ er seine ganze Wuth an ihr aus, faßte sie mit den Vordertatzen, drückte sie gegen die Brust, um sie zu vernichten und verbrannte sich nur noch mehr. Auf das Gebrüll, das Wuth und Schmerz ihm auspreßten, kamen sämmtliche Bewohner des Hauses nebst den Nachbaren herbei, und er ward mit Flintenschüssen durch's Fenster getödtet. Indessen hat er sich verewigt, indem er hier zum Sprüchwort geworden ist. Wenn sich Jemand durch seine Heftigkeit selbst schadet, so sagt man: das ist der Bär mit der Theemaschine.

Am 14. Juli beobachtete Herr Preus eine Sonnenfinsterniß, aus der er die geographische Länge des Peter-Pauls-Hafens zu 201° 10′ 31″ berechnete. An dem nämlichen Tage führten die Herren Lenz, Hofmann und von Siegwald das kühne Unternehmen, den nicht gar weit vom Hafen liegenden Owatschaberg zu besteigen, glücklich aus.

---

*) Russisch, Samowar, der Selbstkocher. Ein in ganz Rußland gebräuchliches Geräth, das gewöhnlich mitten auf dem Theetische steht und das heiße Wasser zur Bereitung des Thee's liefert; — ein Wasserkessel, der mit einem Hahn versehen ist und einen mit glühenden Kohlen gefüllten Raum einschließt, wodurch das Wasser im Kochen erhalten wird.

Seine Höhe ward, nach barometrischer Messung, 7,200 Fuß gefunden. Aus seinem Krater stieg bisweilen Rauch empor, und eine Mütze, die man einige Fuß tief hineingelassen hatte, zog man angebrannt heraus. Zum Beweise, daß die genannten Herrn in dem Krater selbst Untersuchungen angestellt hatten, brachten sie einige Stücke krystallisirten Schwefel aus demselben mit.

Nachdem Alles, was wir für Kamtschatka eingenommen hatten, abgeliefert war, verließen wir am Morgen des 20. Juli mit günstigem frischen Winde den Peter-Pauls-Hafen und segelten der russischen Niederlassung Neu-Archangel auf der Nordwestküste Amerika's zu. Beim Untergange der Sonne waren wir schon so weit, daß die majestätischen Berge Kamtschatka's sich in weiter Ferne zum letzten Mal über unsern Horizont erhoben. Das öde, bis jetzt so wenig beachtete Land wird vielleicht einst ein Mexico für Rußland werden. Wir nahmen aus demselben keine Schätze mit, wohl aber — ein Schwalbennest. Ich erwähne dessen, weil es der ganzen Mannschaft lange Zeit Unterhaltung gewährte.

Die Tiefe am Ufer erlaubt den Schiffen im Peter-Pauls-Hafen, sich so nahe an's Land zu legen, daß sie durch ein Brett mit demselben zusammen hängen. Das hatte ein Schwalben-Paar veranlaßt, unsere Fregatte für ein auf festem Lande stehendes Gebäude anzusehen, und es baute sich zu großer Freude der Matrosen, die das für eine glückliche Vorbedeutung hielten, ruhig ein Nest nahe bei meiner Cajüte. Ungestört von dem Lärm der Arbeiten auf dem Schiffe, brütete das liebende Paar seine Jungen glücklich aus, fütterte sie mit der zärtlichsten Sorgfalt und zwitscherte ihnen fröhliche Lieder vor. Da entfernte sich plötzlich ihre friedliche Hütte vom Lande. Sie schienen darüber in Erstaunen zu gerathen und umkreisten ängstlich das immer weiter eilende Schiff, holten aber doch noch vom Lande Nahrung für die Jungen, bis die Entfernung zu groß wurde. Da ging der Kampf zwischen Selbsterhaltung und Elternliebe an. Lange noch umflogen sie das Schiff, verschwanden dann auf einige Zeit, kehrten plötzlich wieder, setzten sich zu ihren hungrigen Jungen, die ihnen die offenen Schnäbel entgegen streckten, und schienen sich zu beklagen, daß sie keine Nahrung für sie finden

könnten. Dieses Verschwinden und Wiedererscheinen dauerte noch einige Zeit. Endlich blieben sie aus, und nun nahmen die Matrosen sich der Verwaiseten an. Da die Eltern sie nicht mehr erwärmten, so wurden sie behutsam aus dem Neste herausgehoben, in ein anderes, von Baumwolle verfertigtes gethan, an einen warmen Ort gestellt und mit Fliegen gefüttert, die sie sich wohl schmecken ließen. Es hatte ganz den Anschein, daß der Plan gelingen werde, sie, wohlerzogen, in Amerika an's Land zu setzen; aber trotz der sorgfältigen Pflege fingen sie zu kränkeln an, und nach acht Tagen war zum allgemeinen Leidwesen kein einziger unserer Pfleglinge mehr übrig. Indessen hatten sie wieder einen Beweis gegeben, wie sehr auch der gemeine Russe sich für alle Hülflose interessirt.

X.

Neu-Archangel.

Die Schwalben hatten uns kein Glück gebracht. Gleich am Tage darauf, nachdem wir Kamtschatka verließen, fiel einer unserer besten Matrosen von der Spitze des Mastes in den Mastkorb und gab auf der Stelle den Geist auf. Bei den heftigsten Stürmen war er mit Sicherheit herumgeklettert und hatte die schwierigsten Arbeiten vollbracht; jetzt, bei gutem Wetter und ruhiger See, ereilte ihn das Schicksal. Gewöhnlich sind es die geschicktesten und thätigsten Matrosen, welche verunglücken. Sie verlassen sich zu sehr auf ihre Gewandtheit und achten die Gefahr zu wenig, um die gehörige Vorsicht anzuwenden, weshalb man sie nicht genug warnen kann. Unsere trübe Stimmung über diesen Todesfall ward durch die neblichte, naßkalte Witterung noch vermehrt, die bald darauf eintrat und uns bis Amerika verfolgte. Glücklicher Weise behielten wir immerfort einen starken westlichen Wind, vermittelst dessen wir die aleutischen Inseln südlich vorbeisegelten und uns bereits am 7. August in der Nähe der amerikanischen Küste befanden. Das war auch der erste Tag, an welchem wir die Sonne wieder sahen. Der Himmel blieb nun heiter, und je näher wir dem Lande kamen, desto milder und angenehmer ward die Luft.

Nach der Mittagsbeobachtung befanden wir uns unter 55° 36′ Breite und 140° 56′ Länge. In dieser Gegend, bis zur Küste, glauben einige Seefahrer einen regelmäßigen Strom nach Norden bemerkt zu haben, was unsere Erfahrung nicht bestätigte. Wir

fanden hier die Strömung mit der Stärke von 20 bis 30 Meilen in 24 Stunden bald nach Norden, bald nach Süden, ganz dem Einfluß des Windes gehorchend. Nur nahe an der Küste findet eine regelmäßige Strömung nach Norden statt, wie auch die Bewohner derselben bestätigen.

Wir richteten nun unsern Lauf gerade auf die Bucht, die von den Engländern Norfolksund, von den Russen aber Sitka-Bai genannt wird, nach der im Hintergrunde derselben liegenden Insel, welche bei den Eingebornen Sitchachan heißt, woraus die Russen Sitka gemacht haben. Hier ist gegenwärtig die Hauptniederlassung der russisch-amerikanischen Compagnie und sie hat ihr den Namen Neu-Archangel gegeben.

Am Morgen des 9. August mußten wir, nach meiner Berechnung, schon ganz nahe am Lande seyn, aber ein dicker Nebel verbarg uns alle Gegenstände, die auch nur auf 50 Faden von uns entfernt seyn mochten. Als endlich die Mittagssonne hervorbrach und den Nebelvorhang schnell wegzog, wurden wir durch den Anblick der vor uns liegenden amerikanischen Küste überrascht. Wir befanden uns gerade vor der Einfahrt der erwähnten Bucht, in geringer Entfernung von dem Vorgebirge Edgecumbe, dessen abgeplatteter Gipfel sich so hoch erhebt, daß man ihn bei hellem Wetter schon in der Entfernung von 50 Meilen sehen kann, da er denn zum sicheren Wegweiser dient.

Wegen Windstille konnten wir an diesem Tage nicht in die Bucht kommen und mußten uns mit dem Anblick der hohen, felsigen, mit dichtem Tannenwalde bewachsenen, wilden Küste begnügen. Obgleich wir uns jetzt in einer bedeutend höheren Breite befanden, als in Kamtschatka, so sahen wir doch selbst auf den höchsten Bergspitzen, welche dort in die Eisregion gereicht haben würden, keinen Schnee. Ein Beweis, wie viel milder das Clima an der amerikanischen Küste, als an der asiatischen ist.

Am folgenden Tage wehte ein schwacher Wind in die Bucht hinein, den wir sogleich benutzten. Nun ward aber das Wetter so trübe, daß wir das Land kaum sehen konnten. Niemand von der

Besatzung war vorher in dieser Bucht gewesen. Sie erstreckt sich, von der Einfahrt bis Neu-Archangel, auf 25 Meilen in die Länge, und ist voll kleiner Inseln und Untiefen. An Lootsen war hier nicht zu denken. Indessen wurden alle Schwierigkeiten glücklich überwunden. Wir wandten uns durch alle Krümmungen durch, und warfen bei immerfort währendem trüben Wetter und starkem Regen auf Flintenschußweite von der Festung die Anker.

Hier fanden wir die Fregatte Kreißer, unter Befehl des Capitains Lasaref, welche von der Regierung zur Beschützung des Handels hergeschickt war und die wir abzulösen bestimmt waren.

Die Erscheinung eines Schiffes aus dem Vaterlande verursacht, besonders in einem so weit entlegenen und so öden Winkel der Welt, natürlich immer große Freude unter den Landsleuten. Ich besuchte sogleich den Capitain Lasaref und dann auch den Befehlshaber der Colonie, Capitain Murawief, der ein alter Bekannter und Freund von mir war und den ich in vielen Jahren nicht gesehen hatte. So fern von der Heimath knüpft sich selbst zwischen unbekannten Landsleuten schnell Freundschaft an; um wie viel inniger muß sie werden, wenn sie schon im Vaterlande geschlossen war! Der Umgang mit diesem, sich durch seinen edlen Charakter, wie durch seinen gebildeten Geist, gleich auszeichnenden Manne, half uns sehr, den langen Aufenthalt in dieser Einöde zu ertragen.

Auf meine schriftliche Anfrage, ob es nöthig sey, daß das von mir befehligte Schiff gegenwärtig gleich bei der Colonie verbleibe, antwortete er mir, daß ich die Zeit bis zum 1. März des nächsten Jahres (1825) noch frei benutzen und nach meinem Gutdünken nützlich anwenden könne, alsdann aber wieder hier eintreffen müsse. Demzufolge segelte ich nach Californien, besuchte die Sandwichinseln und war bereits am 23. Februar 1825 wieder in der Nähe von Neu-Archangel.

Je mehr wir uns dem Lande näherten, um so milder ward die Witterung, und wir waren erstaunt, in dieser Jahreszeit das so nördlich liegende Land mit seinen Gebirgen bis zu einer beträchtlichen Höhe hinauf ganz vom Schnee befreit zu sehen. Dieser Winter

war aber auch hier besonders gelinde gewesen und der Schnee hatte in den Thälern nie länger als einige Stunden gelegen. Hier, unter dem 57° nördlicher Breite, ist das Clima überhaupt weit milder, als in Europa unter gleichem Grade, so wie die Nordostküste Asiens wiederum viel kälter ist, als die mit ihr in gleicher Breite liegenden Länder Europens.

Am Morgen des 24., nachdem wir eine stürmische Nacht dicht an dieser gefährlichen Küste zugebracht hatten, gelang es uns, den Hafen zu erreichen, und wir warfen vor der Festung die Anker, als eben ein neuer heftiger Sturm ausbrach.

Wir wurden mit vieler Freude empfangen und nahmen am folgenden Tage in einiger Entfernung von der Festung mit der Fregatte eine solche Stellung, wie sie dem Zwecke unseres Hierseyns am gemäßesten war. Um sich diesen erklären zu können, werden einige Nachrichten über die russischen Niederlassungen in Amerika, so wie eine Schilderung der Urbewohner dieser Gegend nöthig seyn.

Vom hohen Alterthum, bis auf die neueste Zeit, hat es nicht an Beispielen gefehlt, daß Menschen sich in kleinen unsichern Fahrzeugen dem Ocean anvertraut und erstaunenswürdige Fahrten vollbracht haben, ohne im Besitz der Hülfsmittel zu seyn, welche die Vervollkommnung der Künste und Wissenschaften uns darbietet. Die Sonnenkinder in Peru und die Stifter der geregelten Verfassung, welche die Spanier in Mexico fanden, schwammen vermuthlich, so wie die ersten Bevölkerer der Südseeinseln in kleinen Kähnen über ungeheure Räume des Weltmeeres. Die Fahrten der Phönicier und der Römer sind bekannt, so wie die der normännischen Helden, welche Grönland und Island, ja endlich sogar Nordamerika entdeckten. Mit eben so mangelhaften Fahrzeugen, ohne zu irgend einer Beobachtung des Courses erforderliche Instrumente, manchmal sogar ohne Compaß, ohne Begriff von der Größe und Gestalt der Erde, schifften unwissende russische Abentheurer von Ochotsk aus um Kamtschatka herum, entdeckten die aleutischen Inseln und gelangten bis zur Nordwestküste von Amerika. Von Jahr zu Jahr wiederholten und vermehrten sich diese Züge, angelockt von dem schönen Pelzwerk, das in den neu gefundenen Ländern zu erhal-

ten war. Viele Fahrzeuge gingen unter, viele der Glücksritter wurden von den Wilden überfallen und ermordet; dennoch fanden sich immer wieder neue: denn besonders die See-Otterfelle gaben bei der Heimkehr einen großen Gewinn. Nach und nach bildeten sich förmliche Kaufmannsgesellschaften, welche festen Fuß auf den aleutischen Inseln und selbst in den nördlichsten Gegenden der Westküste Amerika's faßten, einen regelmäßigen Handel nach Sibirien trieben, unter sich aber im größten Hader lebten. Durch ihr Feuergewehr den Eingebornen überlegen, griffen sie immer mehr um sich, behandelten vorzüglich die furchtsamen Aleuten auf's grausamste und würden sie vielleicht ganz ausgerottet haben, wenn der Kaiser Paul sich nicht ins Mittel gelegt hätte. Auf seinen Befehl ward im Jahre 1797 eine, unter dem Schutze der Regierung stehende und ihr verantwortliche, russisch-amerikanische Handlungs-Compagnie auf Actien errichtet, die an die Stelle der erwähnten Kaufmannsgesellschaften, welche an ihr Antheil nehmen konnten, trat, und das ausschließliche Privilegium erhielt, in diesen Gegenden Handel zu treiben und Niederlassungen zu gründen. Die Directoren, welche diese Compagnie verwalten und unter denen die Befehlshaber der Niederlassungen stehen, haben ihren Sitz in Petersburg.

Anfänglich war die See-Otter selbst an den Küsten von Kamtschatka häufig; die uneingeschränkte Jagd auf sie verminderte aber diese Thiere so sehr, daß die Compagnie genöthigt war, sie immer weiter zu suchen, weshalb sie sich über die aleutischen Inseln bis auf die an der Küste Amerika's gelegene Insel Kodiack verbreitete, wohin ihre Hauptniederlassung verlegt ward. Von hier aus ward die Jagd bis zur Bucht der Tschugatschen und Cooks River angestellt. Die armen Ottern mußten strenge dafür büßen, daß die Natur ihnen ein so schönes Fell gegeben hat. Sie wurden mit aller Macht verfolgt und jährlich eine große Anzahl erlegt, so daß sie auch hier selten wurden. Von Kamtschatka und den aleutischen Inseln waren sie in einem Zeitraum von wenig Jahren bereits fast gänzlich verschwunden,

Die Compagnie beschloß also, ihre Niederlassungen weiter nach Süden auszudehnen, und so entstand im Jahr 1804 die Niederlas-

sung auf der Insel Sitka, deren Eingeborene sich selbst nach ihrer Insel nennen, von den Russen aber Kaluschen genannt werden.

Diese Insel ist vom festen Lande nur durch einen schmalen Canal getrennt. Sie nimmt $3\frac{1}{2}$ Breitengrade ein und besteht eigentlich aus drei Inseln, wie ich mich durch die von mir selbst, auf Böten, angestellten Untersuchungen überzeugt habe. Indessen sind die Canäle, welche diese drei Inseln von einander trennen, so schmal, daß man sie allenfalls für eine einzige gelten lassen kann. Die Ufer der Sitka-Bai haben viele tiefe Einbuchten und sind mit kleinen, felsigen, stark bewaldeten Inseln besäet, welche den Schiffen, so wie die Scheeren an der Küste Finnlands, Schutz vor Stürmen gewähren und eine feste Mauer gegen die Wellen des Meeres bilden. Der Hafen von Neu-Archangel ist ebenfalls so von der Natur selbst geschützt, und hat der Kunst nicht bedurft.

Ein unternehmender, unerschrockener Mann, Namens Baranof, war lange Zeit das Oberhaupt der Niederlassungen der russisch-amerikanischen Compagnie. Ganz geeignet, wilde Völker zu bändigen, fand er selbst Vergnügen daran. Obgleich die Ueberwindung der Sitkaer oder Kaluschen nicht so leicht war, als die der sanfteren und duldsamern Aleuten und Kodiacker, so gelang sie ihm doch. Hier hatte er es mit einem sehr kriegerischen, muthigen und grausamen Volke zu thun, das von Schiffen der nordamerikanischen Freistaaten, die hier See-Otterfelle für den chinesischen Markt eintauschten, mit Schießgewehr versehen war und es sehr gut zu gebrauchen verstand; aber Baranof wußte ihnen demungeachtet Respect einzuflößen. Was durch freigebige Geschenke nicht erlangt wurde, erzwang er sich und gründete so, den Widerstand überwältigend, die Niederlassung auf dieser Insel. Nachdem er sich hier einige Zeit aufgehalten, Wohnhäuser gebaut, Verschanzungen angelegt und die Kaluschen, seiner Meinung nach, durch Freigebigkeit beruhigt hatte, ging er zurück nach Kodiack und vertraute die neue Eroberung einer geringen Anzahl Russen und Aleuten an. Ein Paar Jahre ging Alles gut; darauf wurde aber die von Baranof zurückgelassene Besatzung, welche sich bereits zu sicher glaubte, plötzlich in einer Nacht von einer großen Anzahl Kaluschen überfallen, die ohne allen

Widerstand in die Verschanzung drangen und Alles mit einer schauderhaften Grausamkeit niedermachten. Nur einigen Aleuten, die gerade zur Jagd ausgefahren waren, gelang es, auf ihren kleinen Baidaren *) über den offenen Ocean nach Kodiack zu entkommen, wohin sie die Nachricht von der Vernichtung der Niederlassung auf Sitka brachten.

Diese Begebenheit fiel im Jahre 1804 vor, in der Zeit, in welcher der jetzige Admiral von Krusenstern seine Reise um die Welt machte, und sein zweites Schiff, die Newa, nach dieser Colonie bestimmt war. Baranof benutzte sogleich diese treffliche Gelegenheit, seine Rache an den Kaluschen in vollem Maaße auszuüben Er rüstete selbst drei Fahrzeuge aus und segelte, von der Newa begleitet, nach Sitka. Als die Kaluschen hörten, daß der Held Nonok, wie sie Baranof nannten, wieder da sey, erschraken sie so, daß sie sich der Landung gar nicht widersetzten und sich eiligst in ihre Verpallisadirung zurückzogen, welche aus einem großen Viereck bestand, das mit sehr dicken und hohen eingerammelten Balken dicht umgeben war, und nur eine kleine, sehr befestigte Thür hatte. In der Pallisade befanden sich Schießscharten für Flinten und Falkonette, mit denen die Eingeschlossenen reichlich versehen waren. Diese hölzerne Festung, in welcher sich ungefähr 300 streitbare Männer mit

---

*) Die Canots der Aleuten, gewöhnlich 12 Fuß lang, 20 Zoll breit, in der Mitte eben so tief und an beiden Enden scharf zugespitzt. Die kleineren sind nur für einen Menschen eingerichtet, die größeren für zwei und auch für drei. Das Gerippe und der Kiel bestehen aus sehr dünnen Latten von Tannenholz, die mit Wallfischsehnen zusammen verbunden und mit einer Robben- oder Wallroßhaut, von der das Haar abgeschabt worden, überzogen sind. In dem Verdeck, das ebenfalls aus solcher Haut besteht, befinden sich so viel runde Löcher, als das Fahrzeug Personen tragen soll. Die auf dem Boden des Kahns mit ausgestreckten Beinen sitzenden Ruderer ragen mit dem Oberleib aus diesen Löchern hervor, die nur so groß sind, daß sie sich bequem in denselben bewegen können. Der Raum zwischen ihren Körpern und dem Verdeck wird vermittelst Blasen so verwahrt, daß kein Wassertropfen eindringen kann. Diese Baidaren werden durch's Rudern äußerst schnell fortbewegt und die Aleuten gehen mit ihnen bei jeder Witterung in die See.

ihren Familien befanden, hielt sich mehrere Tage gegen die Belagerer; als aber das russische schwere Geschütz eine Bresche in die Pallisade geschossen hatte, und die Belagerten sahen, daß sie ihnen keinen Schutz mehr gewähren konnte, da unterhandelten sie und gaben die Söhne einiger ihrer Oberhäupter als Geißeln zum Unterpfand ihrer Unterwerfung. Obgleich nun der Friede geschlossen und ihnen freier Abzug zugestanden wurde, so trauten sie den Russen doch nicht, und zogen in einer dunkelen Nacht unbemerkt davon, nachdem sie vorher alle ihre alten Leute und Kinder, die ihnen auf der Flucht lästig gewesen wären, ermordet hatten. Der Morgen enthüllte die Greuel, welche diese Unmenschen begangen hatten, die in ihrem Mißtrauen die Russen nach sich beurtheilten.

Von nun an blieb Baranof im Besitz der Insel, oder eigentlich nur von einem, durch die Natur selbst zur Festung gebildeten Hügel, der früher von dem Oberhaupte der Kaluschen, Namens Katelan, bewohnt worden war: denn die Barbaren dürsteten, trotz der eingegangenen Verträge, unaufhörlich nach Rache und suchten sie bei jeder Gelegenheit heimlich und hinterlistig zu befriedigen, so daß die Russen sich nie anders, als wohl bewaffnet und in bedeutender Anzahl, aus der Festung wagen durften, ohne Gefahr zu laufen, ermordet zu werden.

Hier ward nun die Niederlassung von Neuem gegründet, und der hohe, von steilen Abhängen umgebene Hügel durch Anlegung von Festungswerken noch mehr gesichert, so daß er jetzt vor jedem Anlauf vollkommen geschützt ist. Die erforderlichen Häuser waren bald gebaut, und dieser Ort wurde nun, unter dem Namen Neu-Archangel, die Hauptstadt der russischen Besitzungen in Amerika, die sich vom 52° der Breite, bis zum Eismeer erstrecken, zu denen aber noch zwei, südlicher gelegene Niederlassungen gehören, von denen in der Folge die Rede seyn wird.

Baranof blieb nun selbst in Neu-Archangel, und der von hieraus betriebene Fang der See-Ottern gewährte der Compagnie großen Vortheil. Aber auch hier hat sich dieses Thier nach und nach immer mehr verloren, so daß der Fang jetzt weniger einträgt, als die Kosten der Unterhaltung einer Macht betragen, die stark genug ist,

dem wilden, kriegerischen Volke der Kaluschen die Spitze zu bieten. Deshalb geht die Compagnie auch schon mit dem Gedanken um, Neu-Archangel gänzlich aufzugeben, und den Hauptsitz wieder nach Kodiack zu verlegen. Indessen wäre es doch schade, einen solchen Vorsatz auszuführen, da leicht eine andere Nation sich das zu Nutze machen, sich in dieser Gegend festsetzen und auf den Handel der Compagnie störend einwirken könnte. Aber das Vermögen der Compagnie ist vielleicht zur Erhaltung Neu-Archangels nicht hinlänglich, und so wird es vermuthlich verschwinden, wenn die Regierung sich nicht ins Mittel legt.

Das Clima von Sitka ist nicht so rauh, als man es von dieser Breite erwarten könnte. Mitten im Winter steigt die Kälte nur auf wenige Grade und hält nie lange an. Demungeachtet gelingt der Ackerbau hier nicht. Es giebt wohl keine Gegend in der Welt, wo es so viel regnet, als hier. Ein trockener Tag gehört zu den größten Seltenheiten. Schon dadurch kann das Korn nicht gedeihen. Aber die Beschaffenheit des Landes ist ihm eben so zuwider. Es giebt gar keine Ebenen von etwas beträchtlichem Umfange, überall sind die kleinen Thäler von hohen, steilen, mit dichten Waldungen bedeckten Granitbergen umgeben und den größten Theil des Tages beschattet. Einige Gartengewächse, als Kohl, Rüben und Kartoffeln, kommen indessen gut fort. Letztere werden sogar von den Kaluschen gezogen, die ihren Anbau den Russen abgelernt haben, und bei denen sie eine große Delicatesse sind. Auf dem festen Lande soll das Clima in derselben Breite, obgleich etwas kälter, doch ungleich besser seyn, und da es dort große Ebenen giebt, so würde dort der Ackerbau vermuthlich gedeihen.

Die Wälder auf Sitka, welche vorzüglich aus Tannen- und Lerchenbäumen bestehen, sind hoch und dicht. Man findet Bäume von 160 Fuß Höhe, deren Stamm 6 bis 7 Fuß im Durchmesser hat. Aus solchen Stämmen verfertigen die Kaluschen ihre großen Canots, die manchmal 25 bis 30 Menschen tragen. Der Bau dieser Fahrzeuge ist äußerst mühsam und verräth viele Geschicklichkeit; das einzige Gute, was man dieser verworfenen Menschenrace nachsagen kann.

So wild und unfruchtbar das Land auch erscheint, so ist der Boden doch sehr treibsam, wodurch alle Pflanzen, deren Mannigfaltigkeit übrigens nicht bedeutend ist, eine ungewöhnliche Größe erlangen. Mehrere Arten von Beeren, vorzüglich Himbeeren und schwarze Johannisbeeren, von auffallender Größe, aber wässerigem Geschmack, giebt es hier in Menge.

Das Meer an den Küsten und in den Buchten ist sowohl an Säugethieren, als an Fischen, reich. Wallfische, Kaschelotten, Meerschweine, Robben, Seelöwen u. s. w. sieht man in großer Anzahl, und von Fischen, welche die Hauptnahrung, sowohl der Russen als der Eingebornen, ausmachen, werden vorzüglich Heringe, verschiedene Lachsarten und Kabliau in Ueberfluß gefangen. Die Vögelgattungen sind an dieser Küste nicht zahlreich. Unter ihnen zeichnen sich besonders der schöne, weißköpfige Adler und mehrere Arten niedlicher Kolibri's aus, welche aus wärmeren Gegenden nach Sitka kommen, um hier zu nisten. Es ist sehr merkwürdig, daß dieses zarte, einem heißen Himmelsstrich angehörige Thierchen sich so weit nach dem rauhen Norden verirrt. Unter den vierfüßigen Thieren, welche die hiesigen Wälder bewohnen, ist vorzüglich der schwarze Bär, dessen Fell in Rußland so theuer bezahlt wird, zu bemerken. Eine Gattung wilder Schaafe, die sich auf den höchsten Bergen aufhalten, ist uns nur nach der Beschreibung der Kaluschen bekannt geworden und fehlt noch in unseren Naturgeschichten. Sie weicht von denen in Kamtschatka sehr ab. Ihre Wolle ist so fein und weich, wie Seide. Das merkwürdigste Thier indessen, das aus fernen Gegenden Menschen hierher gezogen hat, die vielleicht einst die Wohlthäter der Eingeborenen werden, wenn sie Vernunft und Sitte unter ihnen verbreiten, bleibt die See-Otter.

Dieses Thier bewohnt nur die Nordwestküste von Amerika, zwischen 60° und 30° der Breite, in geringerer Anzahl die Ufer der aleutischen Inseln, und vormals auch die Küsten Kamtschatka's und der kurilischen Inseln. Sein Fell liefert das schönste Pelzwerk der Welt, das sowohl bei Europäern, als Chinesen in hohem Werthe steht, welcher von Jahr zu Jahr, mit der Abnahme des Thieres, steigt, das wohl bald ganz von der Erde verschwinden und nur

noch im Bilde unsere zoologischen Werke zieren wird. Es haben Einige keinen Unterschied zwischen See- und Fluß-Ottern machen wollen, da sie der Gestalt nach einander sehr ähnlich sind; indessen ist das Fell der ersteren, ganz ohne Vergleich, schöner, als das der letzteren, welche nur Flüsse und Landseen bewohnen, wo die See-Otter niemals angetroffen wird. Nicht selten findet man diese, viele Meilen weit vom Lande mit dem Rücken auf der Oberfläche des Wassers liegend, ruhig schlafen, während ihre Jungen, deren sie nie mehr als zwei haben, ihnen auf der Brust liegen und saugen. Die Jungen können nicht eher schwimmen, als bis sie einige Monate alt sind. Daher führt die Mutter sie auf ihrem Rücken, an dem sie sich festhalten, in der See herum, wenn sie gezwungen ist, Nahrung zu suchen, und kehrt eben so mit ihnen, nach gestilltem Hunger, wieder in ihre Felsenhöhle zurück. Wird sie auf einem solchen Zuge von einem Jäger bemerkt, so ist sie seine sichere Beute, denn sie verläßt ihre Jungen, obgleich sie ihr das Schwimmen sehr erschweren, nicht, und vertheidigt sie, in Gemeinschaft mit dem Männchen, wüthend gegen jeden Angriff. Beide reißen ihnen die Pfeile, von denen sie getroffen werden, mit den Zähnen aus, und fallen selbst die Kähne ihrer Verfolger an, büßen aber um so sicherer diese Verwegenheit mit dem Tode. Die Lunge dieses Thieres ist so gebaut, daß es nicht länger als ein Paar Minuten unter dem Wasser bleiben kann, alsdann aber wieder hervorkommen muß, um Luft zu schöpfen. Das benutzen die Jäger, denen ihr Fang schwerlich gelingen würde, wenn die Otter länger unter dem Wasser bleiben könnte, wo sie mit einer großen Schnelligkeit und Gewandtheit schwimmt. Demungeachtet ist diese Jagd nicht nur sehr mühsam, sondern sogar gefährlich. Sie wird folgendermaßen angestellt:

Die Jäger fahren mit kurzen Wurfspießen, auch wohl mit Bogen und Pfeilen versehen, auf kleinen aleutischen Baidaren an der Küste herum, bis auf einige Meilen in die See. Erblicken sie eine Otter, so werfen sie mit den Wurfspießen, oder schießen mit Pfeilen nach ihr. Höchst selten wird das Thier gleich getroffen. Es taucht schnell unter; da es aber nicht lange unter dem Wasser aushalten kann, wo es indessen schnell fortschwimmt, so besteht die Kunst des Jägers vorzüglich darin, der Baidare eben die Richtung

zu geben, welche das Thier genommen hat, während eine andere Baidare ihm entgegen zu kommen strebt. Erscheint es nun wieder auf dem Wasser, um Luft zu schöpfen, so wird es auch wieder beschossen, wobei es dann abermals untertaucht und die Verfolgung von Neuem angeht, bis das Thier so ermüdet, daß es leicht zu treffen ist. Nicht selten wehrt es sich, besonders wenn es Junge hat und verwundet auch wohl seine Feinde mit den Zähnen und Klauen. Je mehr Baidaren zusammen sind, desto sicherer ist die Jagd; indessen sind, bei gehöriger Geschicklichkeit der Jäger, auch schon zwei hinlänglich zum Fang, der trotz aller Bemühung doch nicht immer gelingt und bei dem die Jäger oft großer Gefahr ausgesetzt sind, wenn sie sich zu weit in die See gewagt haben und von einem Sturm ereilt werden.

Jetzt bleibt mir noch die Schilderung der Eingeborenen von Sitka, der Kaluschen übrig, zu der ich mit Widerwillen gehe. Sie sind, wie ich schon gesagt habe, das verworfenste Volk der Erde und in so hohem Grade ekelhaft, daß ich zarte Leser und Leserinnen bitten muß, hier einige Blätter zu überschlagen. Nur der Vollständigkeit meiner Reisebeschreibung wegen stehe hier das empörende Bild der schauerlichen Verkehrtheit, zu welcher menschliche Wesen hinabsinken können.

Die Sitka-Insulaner und ihre Nachbaren auf dem festen Lande sind groß, von starkem Knochenbau, aber ihre einzelnen Gliedmaßen stehen in so übelem Verhältniß gegen einander, daß sie eigentlich ein Volk von lauter Mißgestalten ausmachen. Das schwarze schlichte Haar hängt unordentlich über die breiten fleischigen Gesichter. Die Backenknochen stehen stark hervor, die Nase ist breit und platt, der Mund groß, die Lippen sind dick, die Augen klein, schwarz und feurig, die Zähne auffallend weiß. Ihre natürliche Farbe fällt nur wenig ins Bräunliche; aber sie beschmieren sich täglich das Gesicht und den ganzen Leib mit Oker und einer schwarzen Erde, so daß sie von sehr dunkler Farbe zu seyn scheinen. Gleich nach der Geburt wird den Kindern der Kopf zusammen gedrückt, um ihm nach ihrer Meinung eine schöne Form zu geben, wodurch sich die Augenbraunen sehr in die Höhe und die Nasenlöcher weit aus einander

ziehen. Wie mehrere andere Völker, reißen sie den Bart, so bald er sich zeigt, mit der Wurzel aus. Diese Verrichtung gehört zu den Geschäften der Weiber. Ihre Kleidung besteht mehrentheils nur aus einer kleinen Schürze. Die Wohlhabenderen tragen wollene Decken, die sie von den Russen oder von Schiffen der amerikanischen Freistaaten bekommen und die sie mit zweien Ecken um den Hals zusammen binden, so daß sie über den Rücken hinunter hängen. Auch tragen Einige Bärenfelle auf die nämliche Art. Die Allerreichsten sind im Besitz einiger europäischen Kleidungsstücke, die sie aber nur bei den feierlichsten Gelegenheiten anlegen und darin lächerlich erscheinen würden, wenn sie nicht so häßlich und ekelhaft wären, daß man nicht einmal über sie lachen kann. Den Kopf bedecken sie nie anders, als wenn es recht stark regnet. Dann setzen sie eine aus Gras künstlich geflochtene, kegelförmige Mütze auf, durch welche kein Tropfen dringt. Bei der größten Hitze, wie bei der größten Kälte, gehen sie auf gleiche Weise gekleidet, und ich glaube, daß kein Volk in der Welt so sehr gegen den Einfluß der Witterung abgehärtet ist, als dieses. Im Winter sind hier zuweilen 10° Kälte und die Kaluschen spazieren nackt herum. Wird es ihnen zu kalt, so springen sie ins Wasser bis an den Hals und behaupten, daß das eine gute Art sey, sich zu erwärmen. Des Nachts legen sie sich unter freiem Himmel ganz unbedeckt neben ein hoch aufloderndes Feuer nieder, und zwar so nahe, daß sie in der heißen Asche liegen. Hier wenden sie sich nun bald auf die eine, bald auf die andere Seite, je nachdem der Rücken oder der Bauch zu sehr von der Flamme angegriffen wird. Die Weiber, welche ich gesehen habe, waren entweder in Hemden von Leinwand, die ihnen bis an die Hacken reichten, oder in ähnliche, von selbst geflochtenen Matten gekleidet.

Ein noch wilderes und gräßlicheres Ansehen erhält dieses Volk durch den, beiden Geschlechtern eigenen Gebrauch, sich das Gesicht mit breiten, schwarzen, weißen und rothen Streifen zu bemalen, die sich nach allen Richtungen durchkreuzen. Obgleich diese Malerei, ohne alle Uebereinstimmung, ganz willkührlich zu seyn scheint, sollen die verschiedenen Stämme sich doch an derselben erkennen. Um dem bemalten Gesichte ein vollkommen tolles Ansehen zu geben, wird

das lange, verwühlte, wild herum hängende Haar mit den kleinen zarten Brust- und Halsfedern des weißköpfigen Adlers bestreut. So angestrichen und gepudert, würden sich die, ohnehin über alle Maaße häßlichen, Kaluschenweiber schon gräßlich genug ausnehmen; aber sie haben noch eine Erfindung gemacht, um ihre Scheußlichkeit zu vollenden. So bald sie das Alter der Mannbarkeit erreichen, macht man ihnen einen Einschnitt in die Unterlippe und steckt einen Knochen hinein, der von Zeit zu Zeit mit einem immer dickeren verwechselt wird, damit sich die Oeffnung mehr ausdehne. Endlich wird ein hölzerner Doppelknopf von ovaler Form, Kaluga genannt, der bei den Vornehmen oft eine Länge von 4 Zoll und 3 Zoll Breite hat, hineingezwängt, wodurch die Unterlippe nun um so viel in horizontaler Richtung vorsteht und die unteren Zähne stets entblößt sind. Der äußere Rand der Lippe, der den hölzernen Knopf umgiebt, wird durch die gewaltsame Ausdehnung so dünn wie eine Schnur, und dunkelblau. Beim Laufen klappt die Lippe auf und ab, so daß sie bald an die Nase, bald an's Kinn stößt. Auf dem festen Lande soll die Kaluga nach größer seyn, und das Frauenzimmer, das mit ihrer Unterlippe das ganze Gesicht bedecken kann, für die vollkommenste Schönheit gelten. Männer und Weiber durchbohren den Nasenknorpel, und stecken Federkiele, eiserne Ringe und allerlei Zierrathen hinein. Auch in den an vielen Stellen durchstochenen Ohren tragen sie Gehänge von Knochen, Muscheln und Glasperlen. Es ist unbeschreiblich, wie empörend und ekelhaft dieses Volk in seiner absurden Verkehrtheit erscheint. Das Schauerlichste bleibt indessen die hölzerne Unterlippe der Weiber, die, trogartig ausgehöhlt, den Speichel aufbewahrt, der ihren Mäulern durch das immerwährende Tabackskauen, wovon sie große Liebhaberinnen sind, reichlich entquillt.

Die Kaluschen binden sich an keinen Wohnort, sondern wandern mit ihren großen Kähnen, die sie Weiberkähne nennen, und in denen sie ihre ganze Habseligkeit mit sich führen, an den Küsten herum. Wollen sie an einem Orte verweilen, so bauen sie schnell eine Hütte auf, zu der sie alles Material mitbringen. Sie stecken eine Menge Stäbe in einem Viereck in die Erde, füllen die Zwischenräume mit dünnen Brettern aus, und bedecken das Dach mit Baumrinde.

Mit einem solchen Hause begnügen sie sich selbst beim strengsten Winter, und unterhalten dann in der Mitte desselben ein Feuer, um welches die Familie im Kreise herum sitzt und ihre Arbeiten verrichtet. Das Innere einer solchen Wohnung entspricht vollkommen der überaus großen Unreinlichkeit ihrer Bewohner, die mit den schmutzigsten Thieren in diesem Punkt zu wetteifern scheinen. Der Rauch, der Gestank von faulen Fischen, von Thran und von anderem Unrath, die widerlichen Gestalten, die gräßlichen Weiber, die beschäftigt sind, aus den Pelzen oder von den Köpfen der Männer Ungeziefer zu suchen, das sie sogleich mit vielem Appetit verspeisen, der große gemeinschaftliche Nachttopf, der das einzig übliche Waschwasser für die ganze Familie liefert, alles das vertreibt den neugierigen Europäer bald aus einem solchen Schreckensorte.

Ihre Speisen, die an sich schon ekelhaft genug sind, werden es noch mehr durch die Art, wie sie sie genießen, oder vielmehr verschlingen. Sie bestehen fast ausschließlich aus Fischen. Am liebsten essen sie Wallfische, und der Thran ist ihnen das Leckerste daran. Gewöhnlich essen sie Alles roh. Wenn sie sich indessen manchmal Fische kochen, so geschieht es in einem geflochtenen, wasserdichten Korbe, vermittelst glühender Steine, die sie hinein werfen.

Ihr größter Reichthum besteht in See-Otterfellen, welche bei ihnen die Stelle des Geldes vertreten. Für diese bekommen sie auch von den Schiffen, welche mit ihnen, zum Nachtheil der Niederlassung, Handel treiben, Flinten, Pulver, und Blei, wonach sie sehr begierig sind. Es giebt keinen Kaluschen, der nicht im Besitz von zwei und mehreren Flinten wäre, mit denen er sehr gut umzugehen weiß.

Je reicher ein Kalusche ist, desto mächtiger ist er auch. Er hat eine Menge Weiber, wodurch seine Familie zahlreich wird, und kauft sich noch Sclaven und Sclavinnen, Kalga genannt, die für ihn fischen und arbeiten müssen, und im Kriege mit seiner Familie zusammen sein Heer bilden. Diese Sclaven sind Kriegsgefangene und deren Nachkommen. Die Herrschaft über sie ist unbeschränkt, und giebt das Recht über Leben und Tod, das nicht selten ausgeübt wird. Wenn der Herr stirbt, so werden zwei seiner Sclaven

auf seinem Grabe ermordet, damit es ihm in jenem Leben nicht an Bedienung fehle. Diese werden schon lange voraus dazu bestimmt, scheinen sich aber um das Schicksal, das ihrer wartet, nicht zu bekümmern.

Die vielen Kriege, welche die einzelnen Stämme mit einer, selbst unter Wilden seltenen Wuth und Grausamkeit gegen einander führen, sind wohl die Ursache der geringen Bevölkerung dieser Gegenden. Auch trägt das Feuergewehr, mit welchem vorzüglich Schiffe der nordamerikanischen Freistaaten diese rohen Unmenschen zu ihrem Unglück versehen, viel dazu bei, daß ihre Kriege so blutig sind, und sie sich um so mehr unter einander aufreiben. Ehemals bestanden ihre Waffen nur aus Bogen und Pfeilen; jetzt haben sie Flinten, ellenlange Messer und Dolche. Der Feind wird nie offen angegriffen, sondern immer hinterlistig überfallen, oft wenn er sich im tiefsten Frieden wähnt. Die Aussicht auf Raub oder Gewinnung einiger Sclaven ist ein hinlänglicher Grund zu einem unerwarteten Ueberfall, bei dem die empörendsten Grausamkeiten verübt werden. Daher sind die Kaluschen, selbst im Frieden, immer zu ihrer Vertheidigung auf der Hut. Sie schlagen ihre Wohnungen stets an solchen Stellen auf, die von der Natur einige Befestigung erhalten haben und so viel wie möglich nach allen Seiten eine freie Aussicht gewähren. Während der Nacht ist die Wache den Weibern anvertraut, welche, außerhalb der Hütte um ein Feuer versammelt, sich durch Erzählung der Heldenthaten ihrer Männer und Söhne munter erhalten. Auch die häuslichen Arbeiten, selbst die schwereren, sind den Weibern überlassen. Die Männer beschäftigen sich blos mit der Jagd und dem Bau der Fahrzeuge. Nur die Sclaven müssen den Weibern bei ihren Arbeiten behülflich seyn und werden schonungslos behandelt. An den Kriegen nehmen die Weiber gleichfalls thätigen Antheil. Sie feuern die Männer nicht nur zur Tapferkeit an, sondern unterstützen sie selbst im Gefecht. Außer der Raubsucht, ist die gewöhnliche Ursache zu Ueberfällen die Blutrache. Ein Mord kann nur durch einen andern gesühnt werden. Dabe gilt es aber gleich, ob der Mörder selbst fällt, oder einer seine: Verwandten. Das Herkommen erfordert blos, daß für einen ermordeten Mann wiederum ein Mann, und für ein ermordetes Weib

wiederum ein Weib ermordet werde. Auch tritt wohl der unbegreifliche Fall ein, daß wegen eines dieser Abscheu erregenden weiblichen Geschöpfe, wie einst vor Troja um die schöne Helena, gekämpft wird, und oft wird ein vortheilhafter Friede durch die Abtretung eines solchen Ungeheuers erlangt.

Der Kalusche, der vermuthlich bei dem Anblick unserer schönsten Frauenzimmer kalt bleiben würde, findet seine widerwärtigen Landsmänninnen mit ihren Lippentrögen so reizend, daß sie oft die heftigste Leidenschaft in ihm erregen. Einen Beweis davon lieferte eine Begebenheit, die sich während unseres Aufenthaltes in Sitka unter einer Horde Kaluschen zutrug, welche sich in der Nähe der Festung gelagert hatte. Ein Mädchen hatte vier Liebhaber, deren Eifersucht in heftigen Streit ausbrach. Nachdem sie sich lange herumgeprügelt hatten und Keiner abstehen wollte, beschlossen sie die Geliebte zu ermorden, die auch sogleich unter ihren Lanzenstößen verblutete. Um den Scheiterhaufen, auf welchem der Leichnam verbrannt wurde, versammelte sich die ganze Horde und sang ein Lied, von dem einige unserer Landsleute, die schon lange hier gewesen waren, die Worte verstanden: „Du warst zu schön. Du durftest nicht leben. Man brauchte dich nur anzusehen, um rasend zu werden.“

So viehisch wild diese That auch war, so ward sie doch durch eine andere noch übertroffen. Ein Vater ärgerte sich über sein, in der Wiege schreiendes Kind und warf es in kochenden Wallfischthran. Diese Beispiele charakterisiren das abscheuliche Volk hinlänglich, das in jeder Hinsicht der verabscheuungswertheste Auswurf der Menschheit ist.

Ihre Hochzeiten bestehen in einem Schmause, der den Verwandten der Braut gegeben wird. Die Todten werden verbrannt und ihre Asche in kleinen hölzernen Schachteln in einem besonders dazu bestimmten Gebäude aufbewahrt. Sie haben eine confuse Idee von Unsterblichkeit. Sonst zeigt sich keine Spur von Religion unter ihnen. Auch haben sie weder Priester noch irgend einen Cultus, daher auch keine Götzenbilder. Dagegen glauben sie sehr an Hexereien, und ihre Zauberer, die auch zugleich die Stelle der

Aerzte vertreten, stehen in großem Ansehen und werden mehr gefürchtet, als geliebt. Diese Zauberer heilen Kranke durch Beschwörung des bösen Geistes; es sollen indessen Manche wirkliche Heilmittel kennen, die sie aus Kräutern zusammen setzen, ihre Kunst aber als ein einträgliches Geheimniß für sich behalten.

Wir erhielten öfters am Schiffe Besuche von Häuptlingen der Kaluschen. Gewöhnlich kamen sie mit ihrer ganzen Familie und Dienerschaft, um das Schiff zu besehen, sich beschenken zu lassen und sich satt zu fressen, wofür sie denn ihre Dankbarkeit durch ihren gräulichen Nationaltanz zu bezeigen suchten. Ehe sie an Bord kamen, ruderten sie immer einige Mal um das Schiff herum und stimmten dabei einen Gesang an, der wie Hundegeheul klang und die Worte enthielt: „Wir sind zu euch gekommen als Freunde, und haben wahrlich keine böse Absicht. Unsere Vorfahren lebten in Hader mit euch; zwischen uns sey Friede. Empfangt uns gastfrei und erwartet von uns dasselbe."

Dieser Gesang war von einer Art Tambourins begleitet, was ihn nicht reizender machte. Nachdem sie nun mehrere Mal von uns eingeladen waren, bestiegen sie endlich das Schiff: denn gleich der ersten Einladung zu folgen, ist bei ihnen nicht gebräuchlich. Vermuthlich hat das Mißtrauen diese Sitte eingeführt. Zu einem solchen Besuch putzen sich die Kaluschen immer besonders aus. Die Gesichter sind mit Roth, Weiß und Schwarz so dicht angestrichen, daß die natürliche Farbe nirgend hervorscheint; den Körper hingegen zieren nur schwarze Streifen, das Haar ist mit weißen Federn bedeckt, die bei jeder Bewegung des Kopfes in der Luft herumfliegen. Ueberdem sind noch Hermelinfelle an mehrern Stellen ins Haar gebunden. Den Rücken bedeckt ein, am Halse zusammengebundenes Wolfs- oder Bärenfell, oder eine wollene Decke. In der Hand halten sie einen Adlerflügel oder Schweif als Fächer. Die Füße sind immer blos.

Wenn ein solcher Besuch seine Neugierde auf dem Schiffe befriedigt und im Raume — denn in die Cajüten ward er nicht hineingelassen — einen furchtbaren Gestank von dem verdorbenen Oel und Thran, dessen sich diese Halbmenschen als wohlriechender Salben

bedienen, zurück gelassen hatte, begann der Tanz auf dem Verdeck. Die Weiber tanzten nicht, sondern waren die Musikanten. Ihr Gesang, von dem dumpfen Schall des Tambourins begleitet, bestand aus einzelnen hohlen Tönen, die sich nicht an einander schlossen, sondern nach Zwischenräumen hervorgestoßen wurden, wobei mit den Füßen taktmäßig gestampft ward. Nach dieser Musik machten die Männer nun mit den Armen und dem ganzen Körper die sonderbarsten Bewegungen, und dazwischen gewaltige Sprünge, so daß die Luft von den Federn ihrer Köpfe erfüllt war. Dabei verließ der Tänzer seinen Platz nicht, sondern wandte sich nur mehrere Mal um, damit die Zuschauer ihn von allen Seiten bewundern könnten. Sämmtliche wüthende Tänzer bildeten einen unordentlichen Haufen; nur Einer befand sich in einiger Entfernung von demselben, war besonders mit vielen Hermelinfellen und Federn ausstaffirt, stampfte den Takt mit einem Stabe, den See-Otterzähne verzierten, und schien den Tanz anzuführen. Bei jeder Pause, welche die Tänzer machten, ließ ich ihnen sowohl, als den, vom Singen angegriffenen Damen, Erfrischungen reichen, bestehend in Tabacksblättern, welche sogleich von beiden Geschlechtern mit großer Gier ins Maul gesteckt wurden, worauf Musik und Tanz mit neuer Kraft begann. Machte endlich gänzliche Erschöpfung dem Spektakel ein Ende, so wurde die Lieblingsspeise der Kaluschen, ein Brei von Reiß mit Syrup gekocht, in hölzernen Schalen aufgetragen, um den sie sich lagerten und ihn höchst unappetitlich, sich blos der schmutzigen Hände bedienend, verschlangen. Dabei waren die Weiber durch ihre Lippentröge besonders genirt. Die Last des Breies, der an ihnen hängen blieb, drückte sie herab, so daß sie das Kinn bedeckten und der Mund daher nicht Alles behalten konnte, was ihm zugedacht war. Bei einem solchen Fraße wurden die Kaluschen ein Mal sehr erschreckt durch einen jungen Bären, den wir aus Kamtschatka mitgebracht hatten, der sich von seinem Stricke losriß, über ihre Köpfe wegsprang und die Breischüssel glücklich eroberte. Zum Abschied erhielten sie immer einen Schluck Branntwein, von dem sie große Liebhaber sind und viel vertragen können.

Um keiner Untugend zu ermangeln, sind die Kaluschen auch leidenschaftliche Spieler. Ihr gewöhnliches Spiel ist, kleine, höl-

zerne, mit verschiedenen Farben angestrichene und besonders bezeichnete Stäbe, von denen jeder seinen Namen hat, z. E. Krebs, Ente, See-Otter, Wallfisch ꝛc., zu mischen, in verschiedene Haufen zu vertheilen und diese mit Moos zu bedecken, da dann errathen werden muß, in welchem Haufen der Krebs oder der Wallfisch ꝛc. liegt. Sie verspielen auf diese Weise oft Alles, was sie besitzen, und zuletzt selbst ihre Weiber und Kinder, die dann Sclaven des Gewinners werden.

Während unseres ganzen Aufenthaltes auf Sitka blieben wir mit den Kaluschen in Frieden, der indessen ein Mal, vielleicht blutig, unterbrochen worden wäre, wenn unsere Matrosen weniger Unerschrokkenheit und Mäßigung gehabt hätten. Unserer Fregatte gegenüber, am Lande, war der Schiffsböttcher unter einem Zelte angesiedelt, weil unsere Faßtagen fast alle der Reparatur bedurften, und ich hatte ihm drei bewaffnete Matrosen als Gehülfen und zum Schutz gegen die Kaluschen beigesellt. Eines Tages kamen zehn, mit langen Messern versehene Kaluschen zu dem Zelte, verhielten sich anfänglich ruhig und sahen der Arbeit aufmerksam zu, wurden aber bald zudringlich, wollten die, ihnen vorgeschriebene Grenze überschreiten, zogen, als ihnen das verboten wurde, ihre Messer hervor, und der Böttcher wäre vielleicht stark verwundet worden, wenn er nicht mit der Hand einen Stoß geschickt ausparirt hätte. Hierauf sprangen die drei übrigen Matrosen mit ihren scharf geladenen Flinten herbei; da sie aber den strengen Befehl hatten, nur im äußersten Nothfall Blut zu vergießen, so begnügten sie sich damit, in einer Reihe den Kaluschen sich entgegen zu stellen und ihnen die Bajonette vorzuhalten. Die Kaluschen blieben ebenfalls mit gezogenen Messern ihnen gegenüber einige Zeit stehen; da sie aber die Entschlossenheit der Matrosen sahen, wagten sie keinen Angriff und zogen sich wieder in den Wald zurück. Wäre es zu einem Treffen gekommen, so hätte das üble Folgen haben können. Die Kaluschen wären sämmtlich gegen uns aufgestanden, und hätten uns bei jeder Landung, außer der Festung, von ihren Schlupfwinkeln aus Schaden zufügen können. Deshalb bemüht sich auch der Befehlshaber unserer Niederlassungen, Capitain Murawief, alle Streitigkeiten zwischen den Russen und den Kaluschen zu vermeiden, und hat es

durch seine weisen Anordnungen dahin gebracht, daß er bei den Letztern in großem Ansehen steht, und das Vernehmen mit ihnen weit besser ist, als ehemals. Ueberhaupt ist die Verwaltung dieses würdigen Mannes ganz dazu geeignet, den Wohlstand der Colonien zu befördern, und wenn die Pläne befolgt werden, die er für die Zukunft entworfen hat, so werden sich neue Erwerbsquellen für sie eröffnen, und ihr Handel wird der Compagnie große Vortheile bringen.

Ich habe schon früher erwähnt, daß die Bürger der nordamerikanischen Freistaaten in der Kühnheit, Betriebsamkeit und Ausdauer bei ihren Handlungsspeculationen, von keiner Nation übertroffen werden. Hier hatten wir einen neuen Beweis davon. Am 16. April 1825 lief ein zweimastiges Schiff in den Hafen von Neu-Archangel ein, das gerades Weges, ohne irgendwo anzulegen, von Boston kam, das Cap Horn umschifft und 166 Tage auf der Reise zugebracht hatte. Der Capitain, welcher zugleich Eigenthümer des Schiffes und der ganzen Ladung war, hieß Blanchard. Auf ein bloßes Gerücht, daß die Colonie an einigen Artikeln Mangel leide, hatte er sein ganzes Vermögen zusammen gerafft, es in diese vermeintlichen Bedürfnisse des Ziels seiner Reise verwandelt und bot sie nun feil, erfuhr aber mit Schrecken, daß Neu-Archangel noch mit Allem hinlänglich versehen war und überdem ein Schiff mit allerlei Waaren aus Petersburg erwartet wurde. Da er sich indessen billig finden ließ, so wurden ihm Schiff und Ladung für 21,000 Seekatzen-[nicht Ottern-] Felle abgekauft, wobei er sich vorbehielt, mit seiner Mannschaft und seinen Fellen nach den Sandwichinseln transportirt zu werden, von wo aus er Gelegenheit zu haben hoffte, sie nach Kanton zu bringen und dort einen guten Handel zu machen. In der That wird ein solches Fell in China gewöhnlich mit zwei spanischen Thalern bezahlt. Bei der Ankunft des Schiffes im Hafen war die ganze Besatzung, Herrn Blanchard selbst nicht ausgenommen, betrunken, und es schien fast ein bloßer Glücksfall zu seyn, daß sie den vielen Klippen und Untiefen entgangen waren; aber die Nordamerikaner sind so geschickte Seeleute, daß sie sich selbst im Rausche überall zu helfen wissen. Vermuthlich hatten sie auf der Fahrt mäßiger gelebt und nur in der Freude, das Ziel ihrer Reise zu er-

blicken, den Flaschen stärker zugesprochen. Bei meinem Besuche auf dem Schiffe hatte ich Gelegenheit zu bewundern, wie Alles mit der größten Oeconomie eingerichtet war. Unter andern befand sich kein anderer Spiegel auf demselben, als der zur Messung der Winkel am Sextanten befindliche. Dieser mußte daher auch, so klein wie er war, der ganzen Mannschaft beim Rasiren dienen.

Am 30. Juli langte zu Neu=Archangel das der Compagnie gehörige Schiff Helena aus Petersburg glücklich an, und brachte eine reiche Ladung an Bedürfnissen der Colonie, so daß sie auf lange Zeit mit Allem, was sie brauchen konnte, versehen ward. Die Ankunft dieses Schiffes machte uns um so mehr Freude, da es uns die Erlaubniß mitbrachte, unsere Station zu verlassen und nach Rußland zurück zu kehren.

Wir schritten demnach sogleich zur Arbeit, unsere Fregatte in segelfertigen Stand zu setzen und der 11. August war der lang' ersehnte Tag, an welchem wir, begünstigt von einem frischen Nordwinde, Neu=Archangel verließen, wo wir fünf und einen halben Monat, von einem Volke umgeben, zugebracht hatten, das nur unsern höchsten Abscheu erregen konnte, und nur in dem Umgange mit dem Capitain Murawief und einigen Bewohnern der Festung Erholung fanden. Ich beschloß, die Rückfahrt nach Kronstadt durchs chinesische Meer, und um das Cap der guten Hoffnung herum, zu machen, nicht aber, wie Blanchard, meine Mannschaft durch eine so lange Navigation zu ermüden, sondern ihr in dem bequemen Hafen von Manilla, auf der zu den Philippinen gehörigen Insel Luçon, die nöthige Ruhe zu gönnen, nachdem vorher ein Versuch zur Entdeckung der Inselkette Ralik gemacht worden.

Das Mittel aus den, während fünf Monaten angestellten, astronomischen Beobachtungen gab für die geographische Länge von Neu=Archangel 135° 33′ 18″ und für die Breite 57° 2′ 57″; die Declination der Magnetnadel war 27° 30′ östlich. Das Vorgebirge Edgecumbe befindet sich demnach in der Länge von 136° 1′ 49″, folglich ungefähr 20′ westlicher, als dasselbe auf Vancouver's Karte verzeichnet ist. Einen ähnlichen Unterschied fanden wir zwischen der von ihm und von uns bestimmten Länge von St. Francisco,

weshalb ich glaube, daß Vancouver die ganze, von ihm aufgenommene Nordwestküste Amerika's um 20' östlicher verzeichnet hat, als sie in der That liegt. Die von uns beobachteten Längen können mehr Anspruch auf Vertrauen machen, als die von Vancouver angegebenen, da sie nicht, wie die seinigen, blos im Vorbeisegeln bestimmt wurden, sondern das Resultat einer großen Anzahl auf dem Lande angestellter Beobachtungen sind.

Das Mittel unserer, bei Neu-Archangel angestellten Beobachtungen über die Zeit der hohen Fluth beim Neu- und Vollmonde gab 0 Stunden, 30 Minuten, und die größte Differenz der Wasserhöhe ging bis auf 16 Fuß.

XI.

Californien und die russische Niederlassung Roß.

Ich habe bereits im vorigen Abschnitt gesagt, daß es mir vergönnt war, den Winter von 1824 auf 1825 in Californien und auf den Sandwichinseln zuzubringen. Auch der Capitain Lasaref, den ich von seinem Posten ablösete, war gesonnen, bei seiner anzutretenden Rückreise in St. Francisco an der Küste von Californien einzulaufen, um sich dort zu seiner Fahrt um das Cap Horn mit frischen Lebensmitteln zu versorgen; er erwartete jedoch erst die Post aus Petersburg, welche zwischen diesen so entfernten Punkten unserer großen Monarchie nur ein Mal im Jahre geht, durch das unwegsame Sibirien im Frühling in Ochotsk eintrifft, und von da über's Meer im Herbste in Neu-Archangel anlangt.

Nachdem wir die nöthigen Vorkehrungen zu unserm künftigen Aufenthalt in Neu-Archangel getroffen hatten und das Schiff in gehörige Bereitschaft gesetzt war, gingen wir am 10. September 1824 in See und ein günstiger Nordwind brachte uns schnell in eine südlichere Region, dem fruchtbaren Californien entgegen. Die Fahrt war glücklich, und wir erlebten auf derselben eben nichts besonderes Merkwürdiges, außer daß wir unter dem 40. Grad der Breite das seltene Schauspiel eines Kampfes zweier entgegengesetzter Winde hatten, wie ich es noch nie gesehen. Es hatte ein Paar Tage ziemlich stark aus Süden geweht, als plötzlich in Norden Wolken aufstiegen

und man von daher, an der Bewegung des Wassers, einen eben so frischen Wind kommen sah. Die Wellen schäumten und tobten bald aus beiden entgegengesetzten Weltgegenden wie furchtbares Kriegsgetümmel; aber dazwischen war eine Strecke von ungefähr funfzig Faden Breite und einer unabsehbaren Länge nach Osten und Westen völlig neutral, und genoß der Ruhe und Stille des Friedens. Hier trübte kein Lüftchen die heitere Spiegelfläche. Nach einiger Zeit entschied sich der Sieg für den Nordwind, und er trieb den neutralen Streif vor sich her, gegen uns zu, die wir noch immer eben so starken Südwind hatten, als zuvor. Bald gelangten wir nun selbst in die Windstille und sahen, während wir nicht segeln konnten, das Wüthen des Windes auf beiden Seiten. Eine Viertelstunde ungefähr genossen wir dieses seltsamen Anblicks, da erreichte uns der immer näher rückende Nordwind und führte uns rasch unserm Ziele zu.

Den 25. September befanden wir uns schon ganz in der Nähe des von spanischen Seefahrern sogenannten Vorgebirges der Könige, von wo auch die Bucht St. Francisco nicht weit ist; aber ein dichter Nebel, welcher in dieser Jahreszeit an der Küste Californiens herrscht, verhüllte das Land, und erst als er sich am Morgen des 27. hob, erblickten wir das ersehnte Vorgebirge, einen ziemlich hohen, ganz kahlen Hügel, der nach der See zu in einer steilen, schwarzen Felsenwand endet, und eben kein königliches Ansehen hat. Um zehn Uhr Morgens umschifften wir, nur drei Meilen entfernt, diesen Felsenkönig, und hatten in der Nähe das Schauspiel einer sehr starken, durch den schnellen Wechsel zweier heftigen Meeres-Strömungen entstandenen Brandung, die mit aller blinden Wuth der Empörung vergebens gegen den feststehenden, über das tolle Toben ruhig erhobenen Monarchen ankämpfte.

Der Canal, welcher in das schöne geräumige Wasserbecken von St. Francisco führt, ist nur einen halben Kanonenschuß breit, und wird von der am linken Ufer desselben, auf einem hohen Felsen, nach dem heiligen Joachim benannten Festung beherrscht. Wir sahen von derselben das Zeichen, daß auch diese nördlichste Colonie Spaniens die Herrschaft des Mutterlandes nicht mehr anerkennt,

die republikanische Flagge wehen. Auch bemerkten wir einige Mann Cavallerie und einen Volkshaufen, der das rasch ansegelnde Schiff mit gespannter Aufmerksamkeit zu erwarten schien. Als wir uns bis auf einen Flintenschuß genähert hatten, ergriff eine Schildwache mit beiden Händen ein langes Sprachrohr und fragte, von welcher Nation wir wären und woher wir kämen. Dieses barsche Anrufen, die auf das Fahrwasser gerichteten Kanonen, das — freilich geringe — Militair unter Waffen, selbst die Cavallerie schlagfertig, und das Begehren, die Festung zu salutiren, hätten bei uns die Meinung erregen können, daß es in der Macht des Commandanten stehe, einem Schiffe den Eingang in den Hafen zu versagen, wenn wir nicht bereits von dem Stande der Sachen ein wenig unterrichtet gewesen wären. Der auf dem Felsen thronende heilige Joachim ist höchst friedlich gesinnt. Keine seiner Kanonen ist im Stande, einen scharfen Schuß auszuhalten und sein Militair vermag nicht, sich in Streit einzulassen. Er ficht nur mit Worten. Dennoch versagte ich ihm die Höflichkeit des Salutirens nicht, um uns eine desto bessere Aufnahme zu sichern, war aber erstaunt, als meine Schüsse nicht erwiedert wurden. Ein Abgesandter aus der Festung lösete das Räthsel bald, indem er mich um so viel Pulver bat, daß man meinen Gruß pflichtschuldigst erwiedern könne.

So bald wir die Anker hatten fallen lassen, zog sämmtliches Militair aus der Festung ab, ließ sie, wie gewöhnlich, ganz ohne Besatzung, und lagerte sich mit andern Neugierigen am Ufer, dem Schiffe gegenüber, wo dieser seltene Anblick fast eben so viel Staunen und Bewunderung erregte, als auf den Südseeinseln.

Ich schickte nun den Lieutenant Pfeiffer an's Land, um dem Commandanten unsere Ankunft in gebührlicher Form zu melden, und ihn zugleich zu ersuchen, daß er uns bei der Versorgung mit frischen Lebensmitteln behülflich sey.

Der Commandant selbst, Don Martinez Ignatio, Lieutenant der Cavallerie, war zu einem Congreß nach der Hauptstadt Monterey berufen und daher abwesend. Sein Stellvertreter, der Second-Lieutenant, Don Joseph Sanchez, empfing meinen Abgesandten mit vieler Herzlichkeit, und erinnerte sich meiner freundlichst von der

Zeit her, als ich mit dem Schiffe Rurik in diesem Hafen gewesen war. Don Sanchez war damals ein ehrlicher, braver Unterofficier und hatte sich jetzt unter der republikanischen Regierung zum Officier heraufgeschwungen. Er bewies mir sein geneigtes Andenken durch das Versprechen, uns jede Hülfe zu leisten, die in seinen Kräften stände, so wie durch die unverzügliche Uebersendung einiger Früchte, Gemüse und frischen Fleisches.

Ich unterbreche hier die Erzählung von unserm Aufenthalt in diesem schönen Lande, das die Natur mit allen Mitteln zu einem gemächlichen, und selbst genußreichen Leben für arbeitsame und industriöse Bewohner versehen hat, das aber bis jetzt unter allen spanischen Colonien am meisten vernachlässigt ist. Es giebt nur wenige und mangelhafte Nachrichten über Californien; daher wird ein kurzer Ueberblick über die Geschichte und Verfassung dieses so unbekannten Landes meinen Lesern nicht unangenehm seyn und sie vielleicht veranlassen, uns in demselben mit mehrerer Theilnahme zu begleiten.

Die an der Westküste Nordamerika's belegene schmale Halbinsel, welche vom Hafen St. Diego unter dem 32. Grad der Breite beginnt und mit dem Vorgebirge St. Lucas unter dem 22. Grad endet, also die beträchtliche Länge von 150 deutschen Meilen hat, ward zuerst ausschließlich Californien genannt; als die Spanier aber die Küste weiter hinauf nach Norden entdeckten, gaben sie ihr ebenfalls diesen Namen. Die Halbinsel hieß seitdem Alt-, und das nördlichere Küstenland, bis über die unter dem 37. Breitengrade liegende Bucht St. Francisco hinaus, Neu-Californien. Von da geht nördlich das sogenannte Neu-Albion an.

Dem rastlosen Eroberer Cortez genügte Mexico nicht. Er ließ an der Küste des großen Oceans Schiffe bauen, um die Herrschaft Spaniens immer weiter auszudehnen, und so ward Californien im Jahr 1534 von spanischen Seefahrern zuerst gesehen, und im Jahr 1537 von Francisco de Ulloa besucht. Als Kunde von dieser Entdeckung an die spanische Regierung gelangte, beschloß sie, ganz im Gegensatz ihres Verfahrens mit Mexico und Peru, das neue Land friedlich in Besitz zu nehmen, durch Bekehrung der Einwohner zur

christlichen Religion, und gab diesen frommen Zweck für den einzigen Grund der Besitznahme aus. In der That wurden auch nur eine Anzahl Jesuiten mit einer geringen militairischen Bedeckung nach Californien gesandt, die sich dort niederlassen und das Bekehrungsgeschäft betreiben sollten. So uneigennützig diese, doch mit bedeutenden Kosten verknüpfte Expedition auch schien, so mochte ihre eigentliche geheime Veranlassung doch wohl die Furcht gewesen seyn, daß eine andere Macht sich des in Mexico's Nachbarschaft liegenden Landes bemächtigen und den spanischen Goldminen gefährlich werden könnte.

Die Jesuiten kamen an und bekehrten. Ihnen folgten später Dominicaner und endlich Franziscaner. Erstere haben ihre Niederlassungen, hier Missionen genannt, noch jetzt in Alt-, und letztere in Neu-Californien. Alle bekehrten und bekehren fortwährend; wir werden bald hören, wie!

Die ersten Missionen entstanden an Alt-Californiens Küsten, um durch's Meer mit Mexico in Verbindung bleiben zu können, und zwar in solchen Gegenden, die zum Ackerbau vorzüglich geschickt zu seyn schienen. Das Militair, welches die Mönche begleitete, erwählte sich dagegen solche Orte zum Aufenthalt, von denen aus es mehrere Missionen übersehen konnte, um stets zu ihrer Vertheidigung und zur Unterstützung des Bekehrungsgeschäftes bereit zu seyn. Diese Militairposten heißen hier Presidio.

Da man sich den wilden Eingebornen nicht verständlich machen konnte, so war an Ausbreitung der christlichen Lehre nicht zu denken, und es blieb nichts übrig, als die katholische Religion, oder vielmehr blos die Herrschaft der Mönche durch Gewalt der Waffen, bei dieser äußerst einfältigen, furchtsamen, nur wenig über das Thier erhabenen Menschenraçe einzuführen, die von Religion überhaupt vielleicht gar keine Vorstellung hatte; das gelang denn auch so gut, daß die Missionen, die von den neuen katholischen Christen aufgebaut werden mußten, sich schnell vervielfältigten. In Neu-Californien, in welchem wir uns jetzt befinden, ward die erste Mission St. Diego im Jahr 1769 erbaut und jetzt zählt man ihrer hier schon 21. Diesen Missionen gehören gegenwärtig 25,000 getaufte

Indianer an, und die ganze Militairmacht, durch welche diese Menschenmasse in Gehorsam erhalten wird, die sie bewacht, daß keine davon laufen, die solche, denen es doch gelingt, ihrer Wachsamkeit zu entschlüpfen, oft mit Gewalt aus der Mitte ihrer zahlreichen Stämme zurückbringt und nebenbei mit dem Säbel neue Proselyten macht, diese, zu allem dem hinlängliche Macht besteht aus 500 Mann Dragonern.

Das Schicksal der hiesigen, sogenannten christlichen Indianer ist höchst beklagenswerth und selbst das der Negersclaven nirgend härter. Der uneingeschränktesten Willkühr tyrannischer Mönche gänzlich Preis gegeben, bleibt ihnen in Kummer und Leiden nicht einmal die Zuflucht zum Himmel; denn auch da treten die geistlichen Herren als Pförtner in den Weg und weisen ab, was ihnen nicht gefällt. Ohne irgend ein Eigenthum zu besitzen, ist das ganze Leben dieser Unglücklichen in Beten und Arbeiten für die Mönche getheilt. Drei Mal des Tages treibt man sie in die Kirche, um eine Messe in lateinischer Sprache anzuhören, die übrige Zeit werden sie zu Feld- und Gartenbau mit sehr mangelhaften plumpen Werkzeugen oder zu anderen Arbeiten angehalten, und am Abend schließt man sie in die überfüllten Kasernen ein, die, ohne Dielen, Lager und Fenster, eher Viehställen als Menschenwohnungen gleichen, und in denen sie kaum Platz zum Schlafen haben. Ihre Kleidung besteht blos in einem groben wollenen Hemde, das sie selbst verfertigen müssen und dann von der Mission als Geschenk erhalten. Das ist das Glück, das die katholische Religion den armen Indianern gewährt, das sind die Freuden, die ihrer in der Mission warten, und wer es wagt, dieses Paradies zu verlassen, und die früher genossene Freiheit unter seinen unbekehrten Landsleuten wieder zu erlangen strebt, muß den Frevel in Eisen geschmiedet büßen, wenn er erhascht wird.

Die großen Strecken Ackerland, welche die frommen Seelenhirten sich zugeeignet haben und von ihren Heerden bearbeiten lassen, werden größtentheils mit Waizen und Hülsenfrüchten besäet. Die Ernte wird in Magazinen aufbewahrt, und was nicht zur Consumtion erforderlich ist, gelegentlich nach Mexico verschifft und

dafür der Bedarf an solchen Dingen, die in den Missionen selbst nicht hervorgebracht werden, angeschafft. Der beträchtliche Ueberschuß, in baare Piaster verwandelt, wandert in die Missions-Cassen.

Auf diese Weise trieben die Mönche und das von ihnen sehr abhängige Militair ihr Wesen in Californien ruhig fort, als die andern spanischen Colonien sich vom Mutterlande unabhängig erklärten. Sie blieben ihrem Könige noch treu, als der Aufruhr schon bis Mexico gedrungen war und die neuen Regierungen sie unter vortheilhaften Bedingungen einluden, gemeinschaftliche Sache mit ihnen zu machen; sie blieben treu, obgleich Spanien schon seit mehrern Jahren sich um dieses Land gar nicht zu bekümmern schien, auch weder den Geistlichen noch dem Militair den ihnen bestimmten Gehalt zukommen ließ. In dieser unwandelbaren Treue beobachteten sie streng den Befehl des Königes, ihre Häfen keinem fremden Schiffe zu öffnen. Da nun keins aus Spanien erschien und die neuen Republikaner auch zu den Fremden gehörten, so litten bald die Missionen sowohl, als die Presidien, den höchsten Mangel an manchen Bedürfnissen, die das Land ihnen nicht gewähren konnte. Das Militair ging, bis zum Oberbefehlshaber hinauf, nur in Lumpen gehüllt einher und mußte sich überdem, unbesoldet, wie es war, seinen Unterhalt von den Mönchen erbetteln. Der empfindlichste Mangel, den diese Letzteren erlitten, war der an Werkzeugen und Geräthschaften zum Ackerbau und ihren andern Arbeiten, da sie mit spanischer Indolenz versäumt hatten, die Anstalten zu treffen, daß solche im Lande selbst hätten verfertigt werden können. Dadurch drohte die Quelle ihres Erwerbes zu versiegen, und dennoch blieben sie ihrem Könige immerfort treu, was ihnen Ehre gemacht haben würde, wenn nicht ihr eigenes Interesse sie so laut dazu aufgefordert hätte; denn was konnten sie von einer Aenderung der Verfassung anders erwarten, als daß ihre Machtvollkommenheit eingeschränkt werden würde? Indessen glimmte doch schon in der Unzufriedenheit des Militairs ein der Mönchsgewalt gefährlicher Funke, der durch eine Begebenheit, die sich ein Paar Jahre vor unserer Ankunft zugetragen hatte, plötzlich zur Flamme angefacht war.

Zur einzigen Gemüthsergötzung der getauften Indianer hatten

die Mönche ihnen von Zeit zu Zeit einige Kleinigkeiten als Spielwerk gegeben, wie die Seefahrer sie den Südsee-Insulanern bringen. Das hörte natürlich auf, als dergleichen Sachen nicht mehr vorhanden waren, und nun erst fühlten sich die christlichen Thiermenschen ganz unglücklich. Nun brach ihre Verzweiflung in Empörung aus. Mit Wuth sprengten sie ihre Kerker und fielen die Wohnungen der Mönche an, mußten aber bald dem Feuergewehr weichen. Das Militair brachte ihnen mit geringem Verlust auf seiner Seite eine große Niederlage bei und sie mußten sich gänzlich wieder dem alten Zwange fügen. Aber nun war den Dragonern ein Licht aufgegangen. Was wäre aus den Mönchen ohne ihre tapfere Unterstützung geworden! Berauscht von ihren Siegen, sahen sie in ihren geistlichen Vätern von nun an nur hülfsbedürftige Schützlinge und erklärten sich, trotz alles Protestirens der Mönche, für den ersten Stand im Lande, aber auch unabhängig von Spanien, das seit so vielen Jahren schon sich von ihnen losgesagt zu haben schien. Aehnliche Ursachen brachten auch in Alt-Californien dieselbe Wirkung hervor, und beide Länder, die vorher schon als zwei verschiedene Gouvernements betrachtet wurden, bilden auch jetzt, jedes für sich, eine besondere Republik.

Sehr leicht wäre es Spanien geworden, sich diese fruchtbaren Länder zu erhalten. Hätte es ihnen nur eine geringe Unterstützung zukommen lassen, so wären sie wahrscheinlich nie abgefallen. Und wie gelegen ist Californien, um von da aus die Ansprüche auf die revolutionirten Colonien mit Nachdruck geltend zu machen, besonders auf das anstoßende Mexico, die ehemalige Goldquelle Spaniens. Da die Philippinen treu geblieben sind, so hätten diese reichen Inseln hinreichende Mittel zur Beförderung des Zweckes geboten. Es scheint fast der Wille der Vorsehung gewesen zu seyn, daß Spanien sein Californien vergaß, damit die neuen Staaten aufblühen könnten.

Eine Folge der Unabhängigkeit ist, daß die Häfen Californiens nunmehr allen Nationen geöffnet sind und Handel beginnt. Die nordamerikanischen Freistaaten haben ihn zuerst benutzt. Die Ausfuhr des Landes besteht jetzt nur aus Getraide, Ochsenhäuten, Fett und

kostbaren See-Otterfellen. Man hat sogar schon einen Versuch gemacht, auf eigene Speculation mit China Handel zu treiben; er ist aber mißlungen. Das reich beladene Schiff ward der Führung eines nordamerikanischen Capitains anvertraut, der auch die Ladung in China verkaufte, es aber seinem Vortheil gemäßer fand, das gelösete Geld sammt dem Schiffe für sich zu behalten, als zu den Eigenthümern zurück zu kehren.

Neu-Californien stand bei unserer Anwesenheit daselbst unter der Verwaltung von Don Louis Arguello, demselben jungen Manne, den ich bei meiner Reise mit dem Rurik als Commandanten des Presidio St. Francisco kennen lernte. Er hielt sich in Monterey auf, und brütete über Gesetze, welche in die so heterogenen Bestandtheile seines Staates, Dragoner, Mönche und Indianer, Ordnung bringen sollten. Möchte das Schicksal der Letzteren gemildert werden. Noch bestand hier keine Constitution, und Arguello's Kraft und Einsicht ist vielleicht nicht vermögend gewesen, die von ihm entworfene fest zu begründen. Die beiden Theile Californiens werden noch mancher Umwandelungen bedürfen, ehe sie blühende und glückliche Staaten werden, wozu das Land alle Mittel so reichlich darbietet.

Am Morgen nach unserer Ankunft besuchte ich den alten Sanchez im Presidio, der mich mit treuherziger Freude empfing und mir viel von den Begebenheiten erzählte, die in den acht Jahren, seit ich mit dem Rurik diesen Hafen besuchte, bis jetzt hier vorgefallen waren. Don Louis, sagte er unter andern, sey ein sehr wichtiger Mann geworden, und er selbst zum Lieutenant befördert, welches hier schon viel bedeutet. Dennoch versicherte er, die ganze Wirthschaft gefalle ihm nicht und könne kein gutes Ende nehmen. Er wäre lieber ein schlichter königlich spanischer Unterthan, als republicanischer Officier.

Das Presidio war in demselben Zustande, wie ich es vor acht Jahren gesehen hatte, und ich fand überhaupt keine andere Spur der wichtigen Regierungs-Veränderung, die hier vorgegangen war, als die republikanische Flagge. Alles schien noch den alten Gang in gedankenloser Gemächlichkeit fort zu schlendern. Sanchez ver-

sprach, das Schiff für's Erste täglich mit frischem Fleisch zu versehen; wegen unsers Bedarfs an Gemüse aber gab er mir den Rath, ein Boot nach der Mission St. Clara zu schicken, wo es in Ueberfluß vorhanden sey. Das Presidio hatte aus, nur hier begreiflicher, Nachlässigkeit weniger davon gebaut, als es selbst zu seiner Consumtion brauchte. Da ich während meines ersten Aufenthaltes hieselbst die Mission St. Clara nicht besucht hatte, so beschloß ich, am folgenden Tage eine Fahrt dahin mit unserm großen Schiffsboot zu machen. Sanchez besorgte einen guten Lootsen, und schickte sogleich einen reitenden Boten zu Lande nach der Mission, um mich dort anzumelden.

Die Bai St. Francisco enthält im Umfang vollkommen 90 Meilen. Sie wird durch Inseln in zwei ziemlich gleiche Wasserbecken, ein südliches und ein nördliches, getheilt. An den Ufern des südlichen, das eine östliche Richtung ins Land nimmt, liegen die drei Missionen St. Francisco, St. Clara, und St. Jose. Von der nördlichen Hälfte der Bai werde ich weiterhin sprechen.

Am Morgen des 28. Septembers war die Barkasse mit allem Nöthigen zur kleinen Reise versehen und segelfertig. Wir benutzten sowohl die Fluth, als einen günstigen Wind, und segelten in ganz östlicher Richtung, reizenden Ufern, Inseln und Vorgebirgen vorbei, der Mission St. Clara zu, welche in gerader Linie ungefähr 25 Meilen von unserm Schiffe entfernt lag. Ueberall, wo sich das Auge hinwandte, erschien das Land schön und fruchtbar. Hier erblickt man keine kahlen Felsen. Die mit dem schönsten Grün überzogenen Ufer sind nur von geringer Höhe. Wellenartig und amphitheatralisch erheben sich Hügel gegen das Innere des Landes zu, und den Hintergrund bildet hohes bewaldetes Land. Auf den schön gerundeten Hügeln stehen kleine Eichenwäldchen zerstreut und bilden, durch freundliche Wiesen getrennt, anmuthigere Gruppen, als die Kunst sie hervor zu bringen vermag. Allem diesen Lande könnte man mit leichter Mühe die üppigsten Ernten abgewinnen; aber vergebens sucht man hier Menschen, die sich zu Nutze machten, was die Natur so verschwenderisch darbeut. In diesen schönen Gefilden herrscht weit hinaus Todtenstille, die nur von wilden Thieren

unterbrochen wird. So weit das Auge reicht, nirgend eine Hütte, nirgend eine menschliche Spur. Kein Kahn befährt dieses Wasser, auf welchem Schiffe segeln könnten, und das mehrere gute Häfen bildet. Nur der große weiße Pelikan, mit seinem gewaltigen Sack unter dem Schnabel, benutzt den Reichthum an Fischen; die Spanier sind in den Paar hundert Jahren, seitdem sie in Californien hausen, noch nicht so weit gekommen, ein Netz zu besitzen. Wie sorgenlos und glücklich könnten hier Tausende von Familien leben; wie viel besser hätten die Europäer, die als Colonisten nach Brasilien zogen, gethan, wenn sie sich hier niedergelassen hätten! Dort haben sie mit weit mehr Beschwerden zu kämpfen, werden von der Regierung nicht immer nach Wunsch behandelt und erliegen am Ende der ungewohnten brennenden Sonne; hier hätten sie das Clima des südlichen Deutschlands gefunden, und eine Natur, die ihren geringsten Bemühungen mit Freigebigkeit entgegen gekommen wäre.

Als wir ein Paar Stunden gesegelt waren, eröffnete sich rechts eine tiefe Einbucht, an deren Ufer wir die Mission St. Francisco zwischen bewaldeten Hügeln erblickten. Unterdessen war die Ebbe eingetreten, der Wind schwach geworden, und wir rückten nur vermittelst der Ruder langsam vorwärts. Das bewog uns, an einer kleinen, freundlichen Insel zu landen, nachdem wir ungefähr 15 Meilen zurückgelegt hatten. Es war gerade die Mittagszeit. Ein großes Feuer ward angemacht, und da jeder Matrose sich ein wenig auf die Kochkunst versteht, so war bald ein Mittagsmahl bereitet, das bei dem schönen Wetter im Freien, unter schattigen Eichen, vortrefflich schmeckte. So lange die Matrosen ruhten, besahen wir uns die Insel. Das nördliche Ufer war ziemlich hoch und stieg fast senkrecht aus dem Meere empor. Der Boden der Insel unter der Dammerde besteht, wie der alles Landes um die Bucht St. Francisco herum, aus verschiedenfarbigem Schiefer. Keine Spur zeigte uns, daß jemals Menschen auf dieser Insel gewesen waren, und wahrscheinlich ist es auch nie der Fall gewesen, da es noch vor Kurzem hier gar keine Böte gab, und jetzt jede Mission nur ein einziges großes Lastboot besitzt, mit welchem die frommen Mönche Fahrten in die Flüsse unternehmen, die sich in die nördliche Hälfte der Bucht ergießen, um unter den, an ihren Ufern sich bisweilen

aufhaltenden Indianern Proselyten zu machen, und dadurch ihre Arbeiter zu rekrutiren. Auch die Indianer haben keine andere Kähne, als solche, die aus zusammen gebundenem Schilf bestehen, und in denen sie bis an den Hüften im Wasser sitzen. Daß hier, wo das schönste Bauholz in solchem Ueberfluß vorhanden ist, Niemand auch den simpelsten Kahn zu zimmern versteht, zeugt recht deutlich von der spanischen Trägheit und von der Stupidität der Indianer.

Unsere Insel war von wilden Enten und andern Seevögeln umgeben; die weißköpfigen Adler schwebten über den Eichen und machten Jagd auf eine Gattung sehr kleiner Hasen und eine Art niedlicher Rebhühner, welche hier sehr häufig sind. Ein Paar Stunden hatten wir die, Seeleuten so angenehme Erholung auf dem Lande genossen und setzten dann unsere Fahrt bei frischerem Winde fort.

Die Sonne war bereits nahe am Horizont, als wir uns dem östlichen Ufer der Bucht näherten. Hier erlaubt die Tiefe des Wassers nur noch großen Böten, aber keinen Schiffen mehr, zu fahren, und das Land nimmt einen andern Charakter an. Die Berge ziehen sich mehr in die Ferne. Vor ihnen liegt eine weit ausgedehnte Ebene, die immer niedriger, und am Ufer zu einem Sumpfe wird, den eine Menge Canäle in Schlangenwindungen durchschneiden, tief genug, um mit Böten bis an's trockene Land zu gelangen. Es fing bereits an dunkel zu werden, als wir in diese Canäle einfuhren, und selbst am hellen Tage würde man sich hier ohne einen guten Lootsen verirren, wegen des zu beiden Seiten auf dem Sumpf-Lande dicht wachsenden Schilfes, das so hoch ist, daß man über dasselbe weg nur den Himmel sehen kann. Unsere Matrosen ruderten mit vieler Anstrengung; die Canäle wurden nach und nach schmäler und das Land trockener; bald vernahmen wir nun auch schon hinter dem Schiffe Menschenstimmen, und endlich erreichten wir um 12 Uhr in der Nacht den Landungsplatz. Hier war ein großes Feuer angemacht. Zwei Dragoner mit Reitpferden für uns, und einige halbnackte Indianer, welche aus der Mission zu unserm Empfang hierher geschickt waren, standen an demselben. Da die Mission noch eine Stunde weit entfernt lag, die Nacht sehr dunkel

war, und ich die Mönche nicht in ihrer Ruhe stören wollte, beschloß ich, hier den Morgen zu erwarten. Unsere kleinen Zelte wurden sogleich aufgeschlagen, mehrere Feuer angezündet und die Köche wieder in Thätigkeit gesetzt. Nach der langen Fahrt auf dem Boote (wir hatten durch die verschiedenen Course, die wir nehmen mußten, wenigstens vierzig Meilen vom Schiffe zurückgelegt), war das Bivouakiren auf dem Lande in der schönen Nacht recht behaglich. Die Luft wehte uns so mild an, wie bei uns in den wärmsten Sommernächten, obgleich wir schon ganz am Ende des Septembers waren. Wir hörten um unser Lager herum unaufhörlich eine Art Gebell, als ob wir von jungen Hunden umgeben wären. Es rührte von einer kleinen Gattung Wölfe, ungefähr von der Größe der Füchse, her, die über ganz Californien in sehr großer Menge verbreitet sind. Diese Thiere sind so dreist und schlau, daß sie sich in der Dunkelheit dem Aufenthalte der Menschen nahen und sich nicht leicht abschrecken lassen, zu erhaschen, was ihnen behagt. Auch wir machten die Erfahrung davon. Unser Fleischvorrath war nicht gut genug verwahrt gewesen, und wir fanden am Morgen nur den leeren zerbissenen Sack.

Die aufgehende Sonne kündigte einen schönen Tag an, und ließ uns die Umgebungen des Lagers erkennen. Es waren unabsehbare Flächen, die von der Mission zu Waizenfeldern benutzt werden. Das Korn war bereits abgeschnitten, und man sah nur noch die Stoppeln, auf welchen große Heerden von Rindvieh, Pferden und Schaafen weideten. Die Mission St. Clara besitzt den großen Reichthum von mehr als 14,000 Stück Rindvieh, 1000 Pferden und 10,000 Schaafen. Der größte Theil dieser Thiere lebt, ohne alle Aufsicht in den Wäldern, in einem verwilderten Zustande und vermehrt sich sehr stark.

Ich ließ nun die Pferde satteln und wir traten den Ritt nach der Mission an, die sich uns hinter den ungeheuren großen Kornfeldern zeigte. Der Weg führte gerade über die Stoppeln, die von Schaaren wilder Gänse, Enten und Schnepfen aller Gattungen bedeckt waren, die uns, furchtlos, so nahe heran kommen ließen, daß man bei einiger Uebung, durch geworfene Stecken, viele hätte erle-

gen können. Diese Zugvögel bleiben den Winter über hier, nachdem sie den Sommer im Norden zugebracht und dort gebrütet haben. Wir thaten ein Paar Schüsse unter die Gänse und tödteten ein Dutzend, von denen einige ganz weiß und von der Größe unserer Hausgänse waren.

Nach einem Ritt von anderthalb Stunden langten wir in St. Clara an, wo die Mönche uns auf's freundlichste empfingen und auf alle Weise bemüht waren, uns den Aufenthalt bei ihnen angenehm zu machen. Die Mission ist im Jahr 1777 gestiftet, liegt an einem kleinen Bach vom schönsten, reinsten Wasser, in einer großen, über alle Maaße fruchtbaren Ebene. Dicke Eichen beschatten die Gebäude, an welchen sich nachlässig bearbeitete Gärten anschließen, die jedoch Gemüse, Früchte aller Art und die schönsten Weintrauben in Ueberfluß liefern. Die Gebäude von St. Clara sind denen aller übrigen Missionen ähnlich. Eine große steinerne Kirche, ein sehr geräumiges Wohngebäude der Mönche, große Magazine zum Aufbewahren des Korns und der Geräthe, und endlich die Rancherio's oder Kasernen für die Indianer, deren bereits erwähnt worden. Diese bestehen aus langen Reihen von schmalen und niedrigen Häusern, oder vielmehr Ställen, mit Abtheilungen für jede Familie besonders, wo sie kaum Platz genug zum Schlafen hat. Noch fiel uns ein großer viereckiger, von Häusern eingeschlossener Platz auf, der nach außen gar kein Fenster hat und blos mit einer kleinen, sorgsam verschlossenen Thür versehen ist, wodurch er ganz das Ansehen eines Gefängnisses für Staatsverbrecher gewinnt. Hier halten die Mönche, als strenge Keuschheitswächter, die jungen, unverheiratheten Indianerinnen unter ihrer besonderen Aufsicht eingesperrt, und beschäftigen sie mit Spinnen, Weben und dergleichen Arbeiten. Dieser Kerker öffnet sich den Gefangenen nur, wenn sie zur Kirche müssen, welches täglich zwei oder drei Mal der Fall ist. Ich habe es einige Mal angesehen, wie das Pförtchen sich öffnete und die armen Mädchen mit einer wahren Wuth herausstürzten, um wieder im Freien athmen zu können, und wie sie dann von einem alten zerlumpten Spanier, mit einem Stöckchen in der Hand, gleich einer Heerde Schaafe, in die Kirche getrieben wurden, aus der sie nach Anhörung der Messe sogleich wieder in ihr Gefängniß zurück müs-

sen. Mit solcher Sorgfalt werden die jungen Mädchen von den geistlichen Vätern gehütet, und dennoch erklärte man mir die Eisenstangen an den Füßen einiger dieser reizlosen Schönen als Buße des Entgehens der Wachsamkeit. Erst wenn sie verheirathet werden, ziehen diese Klosterjungfrauen wieder in die Kasernen zu den Ihrigen.

Drei Mal des Tages ruft eine Glocke die Indianer zum Essen, das in vielen großen Kesseln bereitet und dann in bestimmten Portionen an jede Familie ausgetheilt wird. Nur selten giebt es Fleisch. Die gewöhnliche Speise ist ein aus Waizenmehl, Mais, Erbsen und Bohnen gemischter, in Wasser gekochter Brei; eben nicht die gesundeste Nahrung.

Die Mission St. Clara hat 1500 Indianer männlichen Geschlechts, von denen ungefähr die Hälfte verheirathet ist. Diese Menschenmasse wird von drei Mönchen regiert und von vier Soldaten nebst einem Unterofficier bewacht. Da diese geringe Bewachung für eine so große Menschenzahl hinlänglich ist, so muß man glauben, daß die Indianer der Mission sich im Vergleich mit ihren freien, wilden Landsleuten, sehr wohl befinden, oder daß ihre große Beschränktheit sie den Thieren gleich stellt, deren Instinkt sie an den Ort fesselt, wo sie abgefüttert werden. Das Erstere scheint eben nicht der Fall zu seyn. Tägliche schwere Arbeiten, den Sonntag allein ausgenommen, der fast ganz mit Beten zugebracht werden muß, körperliche Züchtigung, Gefängniß und Eisenstangen an den Füßen für nicht pünktliche Befolgung des Willens der Mönche, schlechte Nahrung, elende Wohnung, Entbehrung alles Eigenthums und fast jedes freien Lebensgenusses — das sind Dinge, die eben nicht zur Zufriedenheit menschlicher Wesen gereichen können. Auch sucht wohl Mancher durch Entweichung ein besseres Schicksal zu erlangen; die Soldaten wissen seinen Aufenthalt aber bald auszukundschaften und bringen ihn oft, wie schon erwähnt worden, selbst aus dem Kreise seiner wilden Landsleute mit Gewalt zurück, da denn strenge Bestrafung seiner wartet. Also nur der Thierheit dieser Indianer ist die Geduld zuzuschreiben, mit der sie sich der Behandlung in den Missionen unterwerfen; und ich muß gestehen, daß ich nie eine so dumme und häßliche Menschenrace gesehen habe, die viel-

leicht noch unter den Bewohnern des Feuer- und van Diemenlandes steht. Diese Geschöpfe haben in der That nur eine entfernte Aehnlichkeit von Menschen. Die christliche Religion, oder vielmehr das, was die Mönche so nennen, hat sie in der Cultur um gar nichts weiter gebracht. Wie könnte sie auch in diesen so sehr beschränkten Köpfen Eingang finden, zumal da das Mittel, sich ihnen verständlich zu machen, die Kenntniß ihrer verschiedenen Sprachen, fast gänzlich fehlt? Im Gegentheil hat aber das Verfahren der christlichen Lehrer mit diesen Stiefkindern der Natur sie noch mehr hinabgewürdigt. Ich habe später Gelegenheit gehabt, freie Indianer zu sehen, die nicht so dumm zu seyn und auf einer etwas höhern Stufe zu stehen schienen, als die, welche sich unter der Aufsicht der gente rational, wie die Spanier sich hier nennen, befanden.

Hätte man sie nicht blos zu Schein-Christen, sondern auch zu Menschen zu machen gesucht, hätte man sie Häuser bauen, Ackerbau und Viehzucht treiben gelehrt, auf Ländereien, die ihr Eigenthum blieben und deren Ertrag sie frei benutzen könnten: so hätte menschliche Cultur bald von selbst Fortschritte unter ihnen gemacht, und vielleicht ständen los Barbaros bald mit dem gente rational auf gleicher Linie.

Es giebt sehr viele verschiedene Stämme von Indianern in Californien, deren Sprachen so von einander abweichen, daß sie oft gar keine Aehnlichkeit haben, wie zum Beispiel in der einzigen Mission St. Clara mehr als zwanzig verschiedene Sprachen gesprochen werden; aber das schmutzige, dumme, häßliche, ekelhafte Aussehen ist allen diesen Indianerstämmen gemein. Auch sind sie durchgehends von mittlerem Wuchse, sehr schwach gebaut und von schwärzlicher Farbe. Sie haben sämmtlich ein plattes Gesicht, große aufgeworfene Lippen, breite Negernasen, fast gar keine Stirn, ganz schwarzes, sehr starkes und schlichtes Haar. Ihre Seelenkräfte liegen noch im tiefsten Schlummer, und La Perouse übertreibt vielleicht nicht sehr, wenn er behauptet: wer von ihnen einsähe, daß zwei Mal vier acht ist, könne schon für einen Descartes oder Newton unter seinen Landsleuten gelten. Den Meisten sey dieser Begriff zu hoch.

Im wilden Zustande führen alle diese Indianer ein herumziehendes Leben. Die Jagd ist ihre einzige Beschäftigung, ihr einziges Mittel, sich Unterhalt zu verschaffen. Daher ist das Schießen mit Pfeilen auch ihre einzige Geschicklichkeit und sie hat manchem Spanier das Leben gekostet. Nackt durchstreichen sie Wälder und Gebirge, um Wild zu erlauern. Nur auf kurze Zeit bauen sie sich elende Hütten von Sträuchern, wo sie verweilen wollen, und verbrennen sie, so bald sie die Gegend verlassen.

Der Feldbau ist, wie schon erwähnt worden, die ergiebige Quelle der Einnahmen der hiesigen Geistlichen. Sie treiben ihn sehr im Großen. Die jährliche Waizen-Aussaat von St. Clara allein beträgt über 3000 Fanegos, ungefähr 620 englische Quarters oder 3400 Berliner Scheffel, und bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens ist die Ernte im Durchschnitt das vierzigste Korn, obgleich ein europäischer Landwirth an der Bearbeitung der Felder viel auszusetzen haben würde. Der Acker wird mit einem sehr unvollkommenen Pflug aufgerissen, dann gesäet und wieder gepflügt. Damit ist alle Arbeit beendigt, und ein beträchtlicher Theil der Saat erstickt unter den großen harten Erdschollen. Bei einer guten Bearbeitung würden diese Felder einen in Europa beispiellosen Ertrag liefern. Die Mönche gestehen selbst, daß sie vom Ackerbau nicht viel verstehen und können sich freilich auch mit ihren reichen Ernten begnügen; unverzeihlich ist aber ihre Genügsamkeit im Bereiten des Mehles. Noch existirt in ganz Californien keine Mühle, und die armen geplagten Indianer müssen den Waizen sehr mühsam zwischen zwei platten Steinen zerreiben.

Wir machten, von der Mission aus, einen Spaziergang nach dem, eine halbe Stunde entfernten Pueblo. Diese Benennung bezeichnet in Californien ein Dorf, welches von verheiratheten Invaliden und verabschiedeten Soldaten aus den Presidien und deren Nachkommen bewohnt wird. Dieses Pueblo liegt in einer anmuthigen Gegend. Die freundlichen Häuser sind von Stein erbaut und mit Fruchtgärten umgeben, über deren Zäune Weintrauben anlockend herabhängen. Die Einwohner kamen uns mit Freundlichkeit entgegen, und luden uns mit spanischem Anstande und Artigkeit in ihre ein-

fachen, aber reinlichen Häuser. Alle Gesichter zeugten von Gesundheit und Zufriedenheit. Diese Leute sind in der That glücklich. Frei von allen Abgaben und im Besitz von so viel Land, als sie einnehmen wollen, leben sie sorgenlos von dem reichen Ertrag ihrer Aecker und ihrer Viehzucht. Dergleichen Pueblos giebt es mehrere, und man findet jährlich eine starke Zunahme der Bevölkerung in denselben, da hingegen die Indianer in den Missionen durch eine große Sterblichkeit, die oft in einem Jahre den dritten Theil der ganzen Anzahl beträgt, sich sehr verringern; weshalb auch die geistlichen Herren gar nicht bestehen könnten, wenn sie nicht immerfort durch List und Gewalt aus den wilden Indianern Rekruten würben. In Alt-Californien sind schon mehrere Missionen eingegangen, weil die Wilden, welche sich in jenen Gegenden aufhielten, bereits ausgerottet waren. Für Neu-Californien enthält der Norden noch einen reichen Vorrath an Menschen; wenn man aber fortfährt, so verschwenderisch mit ihnen umzugehen, so wird eine Zeit kommen, wo auch diese Quelle versiegt. Indessen werden sich die Pueblos immer mehr vervielfältigen und einst Californien eine neue Bevölkerung geben.

Nachdem wir uns drei Tage bei den Mönchen in St. Clara, denen man wenigstens die Tugend der Gastfreiheit zugestehen muß, aufgehalten hatten, traten wir unsere Rückreise mit einer Ladung Gemüse und Früchte an, die wir zu ziemlich billigen Preisen eingekauft hatten und die auf sehr schlecht gebauten zweirädrigen, schweren, mit Ochsen bespannten Karren zum Landungsplatz gefahren wurden. Die Räder dieser Karren waren aus dicken Brettern zusammengefügte Scheiben. Gerade nicht zirkelrund, auch eben nicht genau in der Mitte durchbohrt, bewegten sie sich schwerfällig um die Achsen und theilten diesen eine hüpfende Bewegung mit, bei der unsere schönen Melonen, Arbußen, Pfirsige, Aprikosen, Weintrauben, Feigen und die herrlichen Aepfel, die in Europa ihres Gleichen nicht haben, sehr litten. Bei unserer Barkasse angelangt, fanden wir Alles in Bereitschaft, uns mit unserer Ladung einzunehmen. Die Matrosen waren in unserer Abwesenheit während der Nächte, wie sie sagten, von einer Art großer, weißer Wölfe beunruhigt worden.

Von der Ebbe begünstigt, verließen wir das Ufer, und sahen bald einen flußähnlichen Arm des Meeres sich nach Osten erstrecken, an dessen Ende die Mission St. Jose im Jahre 1797 in einer sehr fruchtbaren Gegend erbaut ist. Sie ist jetzt schon eine der reichsten in Californien, und in ihrer Nähe ist auch ein Pueblo entstanden. Dieses und das bei St Clara waren bis jetzt die einzigen an der Bucht St. Francisco. Zwischen St. Jose und St. Clara war kürzlich ein Weg angelegt worden, den man reitend in zwei Stunden zurück legen kann.

Bald nach unserer Ankunft auf dem Schiffe kam ein Mönch in Begleitung eines Dragoners an's Ufer geritten und gab mit seinem großen Hute das Zeichen, daß er zu uns zu kommen wünsche. Er ward sogleich abgeholt, und der kleine, hagere, sehr lebhafte und redselige Spanier kündigte sich nun als den Padre Thomas der Mission St. Francisco an, und erbot sich uns, für gute Bezahlung, täglich mit frischen Lebensmitteln, wozu sogar zwei Bouteillen Milch gehören sollten, zu versorgen. Er prahlte nicht wenig damit, daß er der einzige in der ganzen Bucht St. Francisco sey, dem es, nach mühsamer Beseitigung vieler Hindernisse und Schwierigkeiten, endlich gelungen, den Kühen, von denen er eine zahllose Heerde hat, etwas Milch abzugewinnen. Da das Presidio uns nicht versorgen konnte und die Mission St. Clara zu weit entfernt war, so mußten dem Padre Thomas seine Forderungen zugestanden werden, und er lud mich nun zum folgenden Mittag zu sich ein.

In Begleitung mehrerer meiner Officiere ritt ich folgenden Tages also nach der Mission St. Francisco, die ich bereits in meiner früheren Reise beschrieben habe und die sich seitdem ziemlich gleich geblieben ist. Der heitere, lebensfrohe Thomas war jetzt der einzige Mönch in dieser Mission, unter dessen alleiniger Oberverwaltung sie also auch stand. Wir wurden überaus freundlich empfangen und mit großem Aufwand bewirthet. Das Mahl, bei dem eine Unzahl von Speisen, mit Knoblauch und Pfeffer stark gewürzt, erschien, und der nicht ganz schlechte Wein, den der Padre selbst hatte keltern lassen, fleißig eingeschenkt ward, sollte auch noch durch Musik erhöht werden. Diese ward theils von kleinen nackten In-

dianerjungen auf defecten Geigen gekratzt, theils von dem ehrwürdigen Padre selbst aus einem Leierkasten, der neben seinem Stuhle stand, hervorgelockt. Die Früchte zum Desert hatte die Mission St. Clara geliefert, weil sie hier wegen des Nebels aus der See, der sich oft bis hierher erstreckt, nicht gut fortkommen.

Eines Morgens kündigten einige Kanonenschüsse aus dem Presidio, mit dem bei der Erwiederung unserer Begrüßung ersparten Pulver, die Ankunft des Commandanten Don Ignatio Martinez an, welcher, nachdem der Congreß in Monterey beendigt war, wieder zu seinem Posten zurückkehrte. Mit ihm war, Geschäfte halber, auch der Commandant des Presidio St. Diego, Don Jose Maria Estudillo, den ich aus früherer Zeit kannte, hierher gekommen. Sie besuchten mich, von Sanchez begleitet, speisten zu Mittag bei mir, und gefielen sich so wohl am Bord, daß sie das Schiff erst in der Nacht verließen.

Nothwendige Dienstgeschäfte riefen mich nach dem Etablissement der russisch-amerikanischen Compagnie, Roß genannt, welche ungefähr 80 Meilen von St. Francisco nach Norden zu liegt. Schon einige Zeit hatte mich der Gedanke beschäftigt, die Reise dahin von hieraus zu Lande zu machen; allein die Schwierigkeiten schienen unüberwindlich. Nur durch Hülfe des Commandanten war es möglich, sie zu besiegen. Ich nahm deshalb seine Geneigtheit in Anspruch, und er war bereit, meinen Wunsch zu erfüllen. Wir bedurften einer Anzahl Reitpferde und einer militairischen Escorte, die uns als Wegweiser dienen und uns zugleich bei der Vertheidigung gegen etwanige Angriffe von wilden Völkerstämmen unterstützen könnte. Beides ward sogleich zugestanden. Don Estudillo entschloß sich, das Abentheuer mit zu machen, und übernahm selbst das Commando des Militairs, das zu unserm Geleite bestimmt ward.

Meine Gefährten zu dieser Reise waren Herr Doctor Eschscholtz, Herr Hofmann, zwei meiner Officiere, zwei Matrosen, Don Estudillo und vier Dragoner. Wir waren also zusammen zwölf Mann stark. Der Tag der Abreise ward festgesetzt. Abends vorher kam Estudillo mit seinen vier, in Leder geharnischten und wohl bewaffne-

ten Dragonern auf's Schiff. Er selbst, in altspanischer Tracht, mit gewaltigem Schwert und noch gewaltigern Spornen, mit Dolch und Pistolen im Gürtel und einem Stutzer in der Hand, machte eine abentheuerliche Figur, die einem frühern Jahrhundert anzugehören schien. Er versicherte, man könne nicht vorsichtig genug seyn, da wir durch Gegenden kommen würden, wo los Indianos bravos hausen. Auch wir versahen uns daher reichlich mit Waffen, und das kleine, wohlgerüstete Heer bestieg am Morgen, als nur auf die Bergspitzen erst einiger Lichtschimmer fiel, die Barkasse, mit der wir in nordöstlicher Richtung über die Bucht St. Francisco bei völliger Windstille, dem schönsten Wetter und einer entzückend milden Luft ruderten, indem wir die Landreise erst bei der am nördlichen Ufer der Bucht gelegenen Mission St. Gabriel antreten wollten. Der Indianer Marco, den Estudillo mitgebracht hatte, diente uns als Pilot. Die hiesigen Spanier können sich eine Fahrt auf dem Wasser gar nicht merken, selbst wenn sie sie mehrere Mal gemacht haben, oder finden es auch zu unbequem, und bedienen sich daher immer eines erfahrenen Indianers zum Steuern.

Estudillo, ein Mann schon bei Jahren, war demungeachtet ein sehr lustiger Gesellschafter und der allergebildetste Spanier, den ich in Californien getroffen habe. Er that sich auf seine literärischen Kenntnisse etwas zu gute und nannte mir, außer Don Quixote und Gilblas, noch drei Bücher, die er gelesen hatte, während, wie er im Vertrauen versicherte, seine übrigen hiesigen Landsleute kaum ein anderes Buch gesehen hätten, als die Bibel. Marco war in einer Mission alt geworden; seiner Brauchbarkeit wegen hatte man ihn vorgezogen und besser behandelt. Auch sprach er das Spanische ziemlich geläufig. Estudillo übte seinen Witz an ihm, fand aber in dem alten Indianer einen rüstigen Gegner, dessen Antworten ihn manchmal in Verlegenheit setzten. Dieser Marco ist ein Beweis, daß, unter begünstigenden Umständen, auch der Geist eines Californischen Indianers sich zu erheben vermögend ist; aber freilich kann das in den Missionen nur äußerst selten der Fall seyn.

Don Estudillo sprach mit vieler Freimüthigkeit über die Verhältnisse in Californien, wo er nun schon seit 30 Jahren lebte.

Er war, wie der größte Theil seiner Dienstkameraden, kein Freund der Geistlichen. Er nannte sie Egoisten, die nur auf ihren persönlichen Vortheil bedacht sind, sich hier durch die schwere Arbeit ihrer Bekehrten bereichern und dann mit ihren Schätzen nach Spanien ziehen. Auch beschrieb er die Art der Bekehrung. Die Mönche, sagte er, schicken nicht selten ihre Dragoner in die Gebirge auf den Fang freier Ungläubiger, um sie zu christlichen Sclaven zu machen. Ein solcher Jäger ist mit einer, aus starken Riemen verfertigten, mit dem Ende am Sattel befestigten, Schlinge versehen, die er sieben bis acht Faden weit so geschickt zu werfen weiß, daß er selten sein Ziel verfehlt. Gelingt es ihm nun, einen Trupp Indianer zu beschleichen, so wirft er, ehe sie sich dessen versehen, einem von ihnen die Schlinge über den Kopf, giebt seinem Pferde die Spornen und jagt mit der Beute davon zur Mission, wo er denn manchmal nur mit einem Leichnam ankömmt. Ich muß bezeugen, daß die hiesigen Dragoner in der That zu den geschicktesten und muthigsten Reitern gehören, die ich je gesehen habe, und daher läßt sich's erklären, daß sie selbst Bären und wilde Stiere mit ihren Schlingen einfangen, wenn sich mehrere vereinigen. Zum Fang eines Indianers ist Einer hinlänglich. Estudillo versicherte noch, daß kein Indianer sich aus eigenem Antriebe in der Mission melde, wie die Mönche vorzugeben beliebten, sondern daß Alle entweder auf die beschriebene Art eingefangen, oder mit List beschwatzt würden. Zu dem Ende hielte man in jeder Mission einige ganz vorzüglich gut, wie z. E. unsern Piloten Marco. Diese müßten die fernen Gegenden durchwandern und ihre ganze Beredtsamkeit bei den Wilden aufbieten, um sie in die Mission zu locken. Wer ein Mal dort erscheine, werde sogleich getauft, und sey dadurch auf ewig der Mission verfallen, aus der er sich nun nicht wieder entfernen dürfe, ohne daß ein Reiter mit der Schlinge ihm nachsetze, und er seine Entweichung durch Peitschenhiebe und Eisenstangen an den Füßen büße.

Auf meine Bemerkung, daß sich jetzt wohl Manches anders gestalten werde, da die Oberherrschaft der Mönche aufgehört habe, und das Militair nicht mehr in der alten drückenden Abhängigkeit von ihnen stehe, erwiederte Estudillo: „Californien könnte ein

mächtiger Staat werden. Die Natur hat es mit allen Mitteln dazu verschwenderisch versehen; aber wir müßten einen kräftigen Mann an unserer Spitze haben. Don Louis Arguello ist nicht dazu geeignet, unsern gänzlich zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, eine Subordination einzuführen, ohne die kein Staat bestehen kann, und uns eine Constitution zu geben, welche unsere Ruhe und Zufriedenheit fest begründen könnte. Unter dem Militair herrscht nur Eine Stimme. Wer uns das, was Spanien uns an Gehalt schuldig ist, bezahlt, dem gehören wir! Auf diese, oft laut gewordene Aeußerung sich stützend, hat Mexico mit uns Unterhandlungen angeknüpft, die auf dem Congreß zu Monterey vorzüglich zur Sprache kamen, und es ist noch unentschieden, ob Californien für sich selbst bestehen, oder sich dem Schutz einer andern Macht unterwerfen wird.“

Ich gestehe, daß ich den Gedanken nicht unterdrücken konnte, wie glücklich dieses Land unter dem Schutz unseres großen Reiches seyn würde und welche Vortheile es Rußland gewähren könnte. Eine unerschöpfliche Kornkammer für Kamtschatka, Ochotsk und alle Niederlassungen der russisch-amerikanischen Compagnie, würde Californien neues Leben über diese, oft so drückenden Mangel leidende Gegenden verbreiten.

Die Sonne trat eben in voller Pracht hinter den Berggipfeln hervor, als wir zwischen den Inseln ruderten, welche den südlichen Theil der Bucht von dem nördlichen trennen, und bald eröffnete sich uns die Aussicht auf den großen freien Wasserspiegel, wo wir das nächste Ziel unserer Fahrt, die Mission St. Gabriel, nur an den Bergen im Hintergrunde erkannten. Das vorliegende flache Land ist so niedrig, daß es noch unter unserm Horizonte lag. Eine andere, ganz neuerlich angelegte Mission, St. Francisco Solona, erblickten wir in Nordwesten. Diese und St. Gabriel sind bis jetzt die einzigen Missionen am nördlichen Theil der Bucht. Uebrigens sieht man auch hier überall eben so anmuthige Landschaften mit ihren allmählig höher steigenden Hügeln, mit den parkmäßigen Baumgruppen und freundlichen Wiesen, wie an der südlichen Bucht. Am nordwestlichen Ufer, welches uns links liegen blieb, das ich aber später mehrere Mal besucht habe, hat die Natur mehrere kleine,

sichere Häfen gebildet, welche hart am Ufer so tief sind, daß die größten Schiffe dort mit Bequemlichkeit gekielt werden können. Aus dieser Gegend nahmen wir auch unser Wasser ein, das sehr gut war, da hingegen das bei dem Presidio nichts taugte. Die ganze Bucht St. Francisco, in welcher Tausende von Schiffen vor Anker liegen können, ist an sich schon ein guter Hafen; aber dergleichen kleine Einbuchten, wie die Nordwestküste enthält, in welcher die Schiffe hart an's Land kommen können, gewähren zur Reparatur derselben große Vortheile, zumal wenn sich das schönste Bauholz, die größten Masten nicht ausgenommen, in der Nähe findet, wie es hier der Fall ist. Der ganze nördliche Theil der Bai, welcher, genau genommen, nicht mehr zu Californien gehört, sondern von den Geographen schon zu Neu=Albion gerechnet wird, ist noch von keinem Seefahrer untersucht worden, und selbst den hiesigen Spaniern wenig bekannt. Zwei große schiffbare Flüsse, die ich später untersucht habe, ergießen sich hier, der eine von Norden, der andere von Osten in die Bai. Das Land scheint überall sehr fruchtbar, und das gemäßigte Clima ist vielleicht das schönste und gesundeste in der Welt. Aber es geht diesen Gegenden wie der stillen Tugend, wie dem bescheidenen Verdienst — man beachtet sie nicht. Eine gerechtere Nachwelt wird einst ihren Werth erkennen; diese Oede wird mit Städten und Dörfern prangen, dieses jetzt nur höchst selten von einem Boote befahrene Gewässer wird die Flaggen aller Nationen tragen, ein wohlhabendes glückliches Volk wird dankbar empfangen, was die Natur hier verschwenderisch beut, und seine Schätze in alle Welttheile senden.

Ein frischer, günstiger Wind half uns die eingetretene Ebbe, durch welche wir die Strömung entgegen hatten, überwinden. Die gemeinschaftliche Mündung der erwähnten beiden Flüsse, die sich durch steile Ufer auszeichnet, blieb uns rechts, und als die Sonne bereits den blauen Berggipfeln im Westen nahe war, gelangten wir durch einen schmalen Canal, der sich in sumpfigem Lande gebildet hat, zu unserm Landungsplatz, von wo wir noch eine gute nautische Meile bis zu der, zwischen alten Eichen hervorscheinenden Mission St. Gabriel hatten. Mehrere, der Mission gehörende Pferde weideten auf einer schönen Wiese am Ufer in großer Einigkeit mit einer Heerde kleiner Hirsche, deren es hier sehr viele giebt. Unsere

Dragoner, die nicht Lust hatten, den Weg bis zur Mission zu Fuße zu machen, nahmen ihre Schlingen zur Hand, und bald waren so viel Pferde eingefangen, als wir brauchten. Die Sättel hatten wir mitgebracht, und so ging es denn bald in vollem Galopp auf ebenem Lande, zwischen einzeln stehenden Eichen hindurch, der Mission zu, wo wir von dem einzigen Geistlichen, unter dessen Verwaltung sie steht, freundlich empfangen wurden.

Das Local dieser im Jahr 1816 gegründeten Mission scheint noch besser gewählt zu seyn, als das der so berühmten von St. Clara. Ein hoher Bergrücken schützt sie vor den schädlichen Nordwinden; aber hinter diesem Bollwerk hausen, wie der Mönch sagte, die Indianos bravos, denen es schon ein Mal gelungen, die Gebäude der Mission bei einem Ueberfall zu verbrennen, und gegen die er beständig auf der Hut seyn müsse. In der That hat St. Gabriel das Ansehen eines Vorpostens der übrigen Mission gegen den Feind. Die aus sechs Mann Dragonern bestehende Besatzung ist beim geringsten Allarm schlagfertig. Während der Nacht, wo ich dem Ungeziefer auf meinem Lager weichen mußte, fand ich in der Richtung nach den Bergen zu zwei Schildwachen in voller Rüstung. Jede hatte sich ein Feuer angemacht und sie läuteten alle zehn Minuten mit einer zwischen zwei Pfeilern stehenden Glocke, vermuthlich zum Beweis ihrer Wachsamkeit, worauf jedesmal das Gebell der kleinen fuchsartigen Wölfe, die die Mission umschleichen, antwortete. Daß von andern Feinden doch nicht gar viel zu befürchten seyn muß, beweiset die geringe Anzahl des Militairs und die gänzliche Vernachlässigung aller Vertheidigungs-Maaßregeln der, auf ganz offenem Felde liegenden Mission. Der Muth der Bravos scheint nur darin zu bestehen, daß sie sich nicht gutwillig unterwerfen, bei Verfolgung in ihre Schlupfwinkel fliehen und sich allenfalls verstohlner Weise heranschleichen, um Feuer anzulegen. Wir sahen hier mehrere dieser Helden, mit Eisenstangen an den Füßen, geduldig arbeiten und sie zeichneten sich durch nichts von den Indianern in St. Francisco und St. Clara aus.

Die ersten Strahlen der Sonne fanden uns schon zu Pferde, und nachdem wir das Thal, in welchem die Mission liegt, im Rük-

ken hatten und eine Anhöhe passirt waren, nahm unser Wegweiser eine nordwestliche Richtung, die uns tiefer ins Land führte. Die Ebenheit und Reinheit dieses Bodens war auffallend, und die schön belaubten schattenden Bäume standen in einzelnen Gruppen vertheilt. Es war, als ob geschmackvolle Gärtner diese Anlagen gemacht hätten und sie sorgfältig unterhielten. Wie leicht wäre dieses Land zu beackern, da es gar keine Steine hat, und wie fruchtbar muß es seyn, da es so üppiges Gras hervortreibt. Wir stießen immerfort auf zahllose Heerden der erwähnten kleinen Gattung Hirsche, die so dreist waren, daß man unter sie hinreiten mußte, um sie zu verscheuchen. Dann flohen sie aber auch mit Pfeilschnelle davon. Seltener stießen wir auch auf eine andere Gattung, so groß wie Pferde, mit stolzen breiten Geweihen. Diese weideten gemeiniglich auf solchen Hügeln, von denen sie nach allen Seiten hin eine freie Aussicht hatten, und schienen viel vorsichtiger zu seyn, als die kleinen. Demungeachtet gelingt es den Indianern sehr wohl, sie zu beschleichen. Sie binden sich das Geweih eines solchen erlegten Thieres an den Kopf und das Fell um den Leib, gehen im hohen Grase auf allen Vieren, und ahmen alle die Bewegungen nach, die der Hirsch beim Grasen mit dem Kopfe zu machen pflegt. So rücken sie der Heerde immer näher, die sie treuherzig für ihres Gleichen hält, bis der Verrath sich durch die abgeschossenen Pfeile und die Niederlage, die sie anrichten, offenbart.

Gegen Mittag ward die Hitze so lästig, daß wir auf einem mit Eichen bewachsenen Hügel Halt machten, uns in den Schatten lagerten und unsere Pferde weiden ließen, während wir selbst unsere Mahlzeit hielten. Da erblickten wir in der Ferne hinter einem Gebüsch einen Haufen Indianer, weshalb unsere Dragoner sogleich zu den Waffen griffen. Aber die Wilden verschwanden bald, ohne uns näher gekommen zu seyn. Nachdem wir ein Paar Stunden geruht hatten, setzten wir unsere Reise fort, wobei ich den Ortsinn unsers Führers bewundern mußte, der nur ein Mal vorher in dieser Gegend gewesen war, wo sich eben keine besonders ausgezeichnete Gegenstände befanden, nach denen man sich leichter hätte richten können. Zwei große zottige weiße Wölfe machten auf eine Heerde kleiner Hirsche Jagd, flohen aber bei unserer Erscheinung scheu da-

von und die niedlichen Thiere waren für dieses Mal gerettet. An mehreren Orten sahen wir kleine cylinderförmige Hütten von Strauch, die erst kürzlich von Indianern verlassen zu seyn schienen, und ein Paar Mal stießen wir auf eben ausgelöschtes Feuer, von dem die Kohlen noch glimmten. Es mögen öfters Wilde in unserer Nähe gewesen seyn; aber da sie uns wahrscheinlich durch ihr scharfes Gesicht immer zeitig genug bemerkten, so wußten sie sich vor den, ihnen so furchtbaren Schlingenfängern so geschickt zu verbergen, daß wir sie nicht wahrnahmen. Am Abend kamen wir zu einem kleinen Strom, der sich aus einer Bergschlucht hervorschlängelt und in Port-Romanzov oder Bonega ins Meer fällt. Wir befanden uns hier gar nicht weit mehr vom Meeresufer und hatten noch starke zehn Meilen bis Roß. Da es bereits dunkel ward, brachten wir die kühle und nebliche Nacht hier ziemlich unbequem zu. Am Morgen ritten wir durch den nicht tiefen Strom und befanden uns jetzt in einer Gegend von ganz anderem Charakter, als die, welche wir bisher durchzogen waren. Je mehr wir uns der Küste näherten, desto größer ward auch dieser Unterschied. Die sanften Hügel mit ihren freundlichen Thälern verschwanden und an ihre Stelle trat eine wilde Natur. Hohe, spitze Felsenberge mit einer Art Lerchenbäumen stark bewachsen, und tiefe steile Abgründe wechselten mit einander ab. Wir mußten viele Umwege nehmen, und doch war mancher steile Berg nicht zu vermeiden, den zu erklimmen nur mit Mühe gelang. Gegen Mittag hatten wir eine beträchtliche Anhöhe erreicht, die eine herrliche Aussicht gewährte. In Westen sahen wir den Ocean, dessen Ufer hier den Hafen Romanzov bildet, in den nur kleine Fahrzeuge einlaufen können, weshalb die dort befindliche unbedeutende russische Niederlassung wohl nie so blühend werden wird, als sie an der Bucht St. Francisco hätte werden können. Nach Osten zog sich ein Thal weit ins Land hinein, welches, wie mir Estudillo sagte, von den Indianern Thal der weißen Menschen genannt wird.

Es herrscht eine alte Sage unter ihnen, daß einst ein Schiff an dieser Küste gestrandet sey, die weißen Menschen dieses Thal zum Wohnplatz gewählt und mit den Indianern in Freundschaft gelebt hätten. Was aber endlich aus ihnen geworden, davon ist keine Kunde vorhanden. In Nordosten erhob sich ein hohes, mit

Tannenbäumen stark bewachsenes Gebirge, das unzugänglich schien, weshalb sich dort vorzüglich Indianer aufhielten, wie die aufsteigenden Rauchsäulen bewiesen. Unsere Soldaten erzählten, daß dort der Aufenthalt eines Häuptlings sey, der sich durch seine persönliche Tapferkeit sowohl bei seinen Untergebenen, als bei den Spaniern in Respect gesetzt habe und daß überhaupt dieser Stamm zu einer ganz andern Raçe gehöre, die sich durch ihren Muth auszeichnet und den Tod der Unterwerfung unter die Missionen vorzieht, weshalb sich auch keiner von ihnen in den Händen der Pfaffen befinde. Vielleicht verdanken sie ihre größere Thatkraft und Ueberlegung der Vermischung mit den gestrandeten Weißen.

Unser Weg führte uns jetzt theils dem sandigen Ufer des Oceans so nahe, daß die Füße unserer Pferde oft von der Brandung bespült wurden, theils über Anhöhen und Wiesen. Bald, nachdem wir Port Romanzov vorbei waren, ritten wir durch das seichte Bette eines Flusses, dem die Russen den Namen Slavianka gegeben haben. Weiterhin im Lande soll er tiefer und sogar schiffbar seyn. Die Russen sind ihn hundert Werst (15 deutsche Meilen) hinaufgefahren. Er kömmt von Nordosten her. Seine Ufer sollen weiterhin den Anschein großer Fruchtbarkeit haben, aber zahlreiche kriegerische Völkerstämme sich dort aufhalten.

Die Gegend, die wir durchzogen, ward jetzt, ohne ihren wilden Charakter zu verändern, in der That romantisch, und der üppige Graswuchs bezeugte wieder die Fruchtbarkeit des Bodens. Wir erreichten noch ein Mal den Gipfel eines hohen Berges, und sahen von demselben zu unserer großen Freude auf die Festung Roß hinab. Ein ziemlich bequemer Weg führt den Abhang hinunter. Wir spornten unsere müden Pferde zum Galopp und sprengten, nicht wenig Verwunderung erregend, ins Thor. Der Verwalter dieses Etablissements, Herr von Schmid, empfing uns freundlichst, ließ einige Kanonen zu unserer Begrüßung auf russisch-amerikanischem Boden abfeuern, und nahm uns in seinem, aus dicken Balken auf europäische Art gebauten, bequemen und reinlichen Hause sehr gastfrei auf.

Die Niederlassung Roß, welche in der Breite von 38° 33′ auf

einer Anhöhe am Meeresufer und an einem unbedeutenden Strom liegt, ist im Jahre 1812 gegründet, und zwar mit Bewilligung der Eingebornen dieser Gegend, die auch bei der Anfuhr des Baumaterials und bei dem Aufführen der Gebäude sehr bereitwillig und zuvorkommend Hülfe leisteten. Die Absicht bei dieser Ansiedelung war, den Fang der See-Ottern an der Küste von Californien mit mehr Bequemlichkeit zu betreiben, da dieses Thier bei den nördlichern Etablissements schon selten wurde. Die Spanier, die sich mit dieser Jagd nicht befaßten, erlaubten den Russen, gegen eine Vergütung, gern, sie an der von ihnen eingenommenen Küste anzustellen, wo die Otter damals noch häufig anzutreffen war. Jetzt ist sie auch dort, und man kann sagen in der ganzen Welt, selten geworden. Indessen ist der Fang an der californischen Küste, der von Roß aus betrieben wird, noch immer der ergiebigste. Die Festung ist ein, mit hohen, dicken Balken verpallisadirtes Viereck, mit zwei Thürmen, auf denen funfzehn Kanonen stehen. Die Besatzung bestand bei meiner Anwesenheit aus 130 Mann, wovon nur der kleinere Theil Russen und die Uebrigen Aleuten waren. Anfänglich hatten die Spanier nichts gegen diese Niederlassung und versorgten sie im Gegentheil noch mit Ochsen, Kühen, Pferden und Schaafen; als sie aber bemerkten, daß sie, trotz des minder fruchtbaren Bodens und des ungünstigeren Clima's, besser gedieh, als die ihrigen, regte sich der Neid und die Furcht, daß die Russen ihnen gefährlich werden könnten. Sie verlangten, daß sie abziehen sollten, behaupteten, ihre Grenze auf der Westküste von Amerika erstrecke sich bis zum Eismeer, und droheten ihre Forderung durch Gewalt der Waffen geltend zu machen. Der Gründer und damalige Befehlshaber der Festung Roß, Herr von Kuskoff, ein einsichtsvoller, nicht leicht zu schreckender Mann, ertheilte die sehr bestimmte Antwort, daß er sich auf Befehl seiner Obern in einer Gegend etablirt habe, die vor ihm von keiner Macht eingenommen gewesen und auf die nur die Eingeborenen ein Recht haben konnten, das sie ihm freiwillig cedirt hatten, daß er daher keinem so ungegründeten Verlangen weichen und der Gewalt, Gewalt entgegensetzen werde. Die Spanier sahen ein, daß sie den Russen nicht gewachsen seyn dürften, gaben ihre lächerliche Forderung auf, knüpften selbst wieder freundschaftliche Unter-

handlungen an, und es herrscht hier jetzt die größte Einigkeit zwischen beiden Nationen. Roß ist übrigens den Spaniern von sehr großem Nutzen. In ganz Californien ist kein Schmied und kein Schlosser. Alle ihre Geräthschaften von Eisen lassen die Spanier hier für gute Bezahlung verfertigen oder ausbessern. Auch die uns begleitenden Dragoner hatten eine Menge verdorbener Flintenschlösser zur Reparatur mitgebracht.

Damit die Russen ihre Ansiedelung nicht bis zum nördlichen Ufer der Bai St. Francisco ausdehnen möchten, errichteten die Spanier dort schnell die Missionen St. Gabriel und St. Francisco Solona. Es ist sehr zu bedauern, daß wir ihnen nicht zuvor gekommen sind. Die Vortheile eines Besitzes an dieser schönen Bai sind unübersehbar, besonders da wir nur den schlechten Hafen Bodega oder Port Romanzov haben.

Mit den Eingeborenen leben die Bewohner von Roß in der größten Eintracht. Die Indianer kommen zahlreich in die Festung und arbeiten für Tagelohn. Nachts halten sie sich gemeiniglich außerhalb der Pallisaden auf. Sie verheirathen ihre Töchter gern an Russen und Aleuten. Dadurch sind eine Menge Verwandtschaften entstanden, die das gute Vernehmen noch mehr befestigen. Die Bewohner von Roß gehen einzeln weit ins Land auf die Jagd, um Hirsche und anderes Wild zu schießen, und bringen die Nächte unter verschiedenen Indianerstämmen zu, ohne daß ihnen je etwas zu Leide gethan würde. Das dürften die Spanier nicht wagen. Je auffallender der Contrast zwischen ihrer Behandlung der Indianer und der hiesigen ist, um so mehr muß sich der Menschenfreund beim Eintritt ins russische Gebiet erfreuen. Die russisch-griechische Kirche dringt ihre Lehre nicht gewaltsam auf. Frei von Fanatismus, predigt sie Duldung und Liebe. Sie erlaubt sich selbst keine Ueberredung, sondern überläßt es ganz der freien, innern Ueberzeugung, sich mit ihr zu vereinigen, und wen sie so in ihren Schooß aufnimmt, dem bleibt sie eine liebende Mutter.

Wie ganz anders sind die katholischen Priester und die protestantischen Missionaire verfahren!

Roß hat ein mildes Clima. Das Quecksilber des Réaumür-schen Thermometers fällt im Winter nur selten bis zum Gefrier-punkt, aber der häufige Nebel an dieser Küste läßt die Gartenge-wächse nicht gedeihen. Hingegen einige Werst tiefer ins Land, bis wohin der Nebel nicht dringt, kommen die meisten südlichen Pflan-zen sehr gut fort. Die Gartengewächse erreichen eine ungeheuere Größe. Man findet Rettige von 50 Pfund, Kürbisse von 65 Pfund, und so im Verhältniß die übrigen. Kartoffeln geben einen hundert- bis zweihundertfachen Ertrag und werden zwei Mal im Jahre ge-erntet. Hungersnoth kann hier schwerlich jemals eintreten. Die Festung ist von Waizen- und Gerstenfeldern umgeben, die des Nebels wegen zwar nicht so ergiebig sind, wie die von St. Clara, aber doch den Bewohnern von Roß, denen sie eigenthümlich gehö-ren, ihre Arbeit durch den täglichen Genuß von Weißbrod und Grütze lohnen. Auch gefällt es den Aleuten hier so wohl, daß sie, die ihre Heimath sonst so ungern verlassen, gern hier bleiben und sich nicht auf ihre Inseln zurück sehnen.

Die Spanier sollten in Roß von Herrn von Schmid Unter-richt in der Landwirthschaft nehmen. Er hat alles, was in dieses Fach schlägt, zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht, der bewundernswürdig ist. Die Ackergeräthe und Werkzeuge werden unter seiner Anleitung alle hier verfertigt, und stehen den besten europäischen eben nicht nach. Unsere spanischen Reisegefährten wa-ren auch von Bewunderung durchdrungen; was aber ihr Erstaunen auf's höchste steigerte, war der Anblick einer Windmühle. Eine so künstliche und zweckmäßige Maschine hatten sie noch nie gesehen.

Roß hat Ueberfluß an dem schönsten Bauholz, welches die Compagnie auch benutzt. Es waren hier schon zwei Schiffe vom Stapel gelaufen. Das Meer liefert die schmackhaftesten Fische, und das Land die besten Gattungen von Wild in unerschöpflicher Menge. Bei allen diesen Vorzügen fehlt nur ein guter Hafen. Indessen werden, ungeachtet dieses Mangels, bei einer guten Verwaltung die nördlichen Niederlassungen einst von hieraus mit allen ihren Be-dürfnissen versehen werden können.

Die Indianer, welche wir hier sahen, waren denen in den

Missionen sehr ähnlich, und man kann wohl behaupten, daß sie alle zu derselben Raçe gehören, wenn sie sich gleich durch Verschiedenheit der Sprachen unterscheiden. Freilich waren sie hier nicht so stupid, und sahen heiterer und zufriedener aus, als in den Missionen, wo immer der tiefste Ernst auf ihren Gesichtern ruht, und ihre Blicke stets auf den Boden geheftet sind; das ist aber natürlich Folge der Verschiedenheit ihres Schicksals. Ohne bleibende Wohnstellen wandern sie auch hier nackt umher, und ihre einzige Beschäftigung, wenn sie nicht als Tagelöhner der Russen arbeiten, ist die Jagd. In der Auswahl ihrer Nahrung sind sie nicht schwierig. Sie verzehren die ekelhaftesten Dinge mit gutem Appetit, allerlei Insecten und Gewürm nicht ausgenommen. Nur vor giftigen Schlangen wissen sie sich zu hüten. Zum Winter sammeln sie sich einen Vorrath von Eicheln und wildem Roggen, der hier in großem Ueberfluß wächst. Wenn Letzterer reif ist, zünden sie ihn an, das Stroh verbrennt und die gerösteten Körner bleiben übrig. Diese werden dann zusammengescharrt und, mit Eicheln vermischt, ohne alle weitere Zubereitung gegessen. Von Hazardspielen, deren sie mehrere erfunden haben, sind die hiesigen Indianer große Freunde. Sie treiben sie so leidenschaftlich, daß sie oft das Letzte, was sie besitzen, verspielen.

Wenn sich einst der Segen der Civilisation unter die rohen Bewohner dieser Gegenden verbreitet, so wird er von den russischen Niederlassungen und gewiß nicht aus den spanischen Missionen hervorgehen. Gesittete Völker werden hier einst ihr Erwachen zur Vernunft den Russen verdanken, wozu die Aleuten bereits den Anfang gemacht haben.

Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen nahmen wir Abschied von dem achtungswerthen Herrn von Schmid, und verließen Roß auf dem nämlichen Wege, auf welchem wir dahin gekommen waren, wobei uns nichts Bemerkenswerthes aufstieß. Herr Professor Eschscholtz blieb wegen einiger naturhistorischen Untersuchungen, die er noch anstellen wollte, zurück, und beabsichtigte, sich zur See, auf einer aleutischen Baidare, von denen mehrere nächstens nach St. Francisco zur Otterjagd abgehen sollten, wieder mit uns zu vereinigen.

Da die Spanier diese Jagd gar nicht betreiben, so überlassen sie sie gern den Russen an ihren Küsten, wofür sie von der Ausbeute ihren bedungenen Antheil erhalten. Mir war es sehr lieb, daß noch während meines hiesigen Aufenthaltes Baidaren herkommen sollten, weil ich die Absicht hatte, einige Zeit an die Untersuchung der noch sehr unbekannten Flüsse zu verwenden, welche sich in die St. Francisco-Bai ergießen, wozu diese kleinen Fahrzeuge sehr nützlich seyn konnten. Ich erwartete daher nur ihre Ankunft, um mich von Neuem auf den Weg zu machen.

Den Sommer über ist der Nordwestwind hier der herrschende, und bei demselben regnet es nie; jetzt aber, zu Ende des Octobers, fingen schon häufig südliche Winde zu wehen an, und brachten schlechtes Wetter und heftige Regengüsse mit. Das war auch die Ursache, warum wir einige Zeit vergeblich auf die Baidaren und den Professor Eschscholtz warten mußten.

Unterdessen kam eines Tages zu unserm großen Erstaunen ein offenes Boot von sechs Rudern aus der See in die Bucht herein und legte bei uns an. Es gehörte zu einem englischen Schiffe, das auf den Wallfischfang ausgegangen war und schon seit einigen Tagen vor der Bucht herumlavirte, ohne wegen des contrairen Windes hereinkommen zu können. Da der größte Theil der Mannschaft dieses Schiffes am Scharbock darnieder lag, hatte der Capitain sich entschlossen, das Boot an's Land zu schicken, um frisches Fleisch für die Kranken zu bringen. Ich ließ es sogleich damit und mit Gemüsen reichlich versehen, worauf es dann wieder abfuhr. Am folgenden Tage kam das Schiff selbst in die Bucht und legte sich in unserer Nähe vor Anker. An der Art, wie es die Segel einnahm, sah man, daß es nur noch wenige Leute haben mußte, die Kraft zur Arbeit behalten hatten. Der Capitain, welcher mich bald darauf besuchte, war selbst äußerst angegriffen. Seine Unterbefehlshaber lagen zu Bette. Sieben Monate hatte das Schiff an der japanischen Küste die See gehalten, ohne zu landen oder nur in einiger Verbindung mit dem Lande zu stehen. Diese große Anstrengung war nicht durch den Fang eines Wallfisches belohnt worden, obgleich sich deren an jener Küste in Menge befunden hatten.

Daß die Mannschaft am Scharbock litt, muß ich einzig der schlechten Nahrung aus unverzeihlicher Oeconomie und der Unreinlichkeit zuschreiben, deren sich die Engländer sonst eben nicht zu Schulden kommen lassen, die aber bei einem so langen, ununterbrochenen Verweilen auf der See endlich schwer zu vermeiden ist. Auf unserem Schiffe hat sich während der ganzen Reise auch nicht die mindeste Spur von dieser furchtbaren Krankheit gezeigt, der in früheren Zeiten so viele Seeleute zum Opfer wurden.

Der Capitain erzählte mir, daß sich eine große Anzahl Wallfischjäger an der japanischen Küste aufhielten, und manche in kurzer Zeit mit reichen Ladungen heimkehrten. Die Hauptbeschwerden, welche sie erleiden, sind die häufigen Stürme, die dort wüthen, und das strenge Verbot, auf japanischem Boden zu landen.

Bekanntlich wollen die Japaner mit andern Nationen, Chinesen und Holländer ausgenommen, nichts zu schaffen haben, und behandeln sie wie Pestkranke, die sich ihnen bei Lebensstrafe nicht nähern dürfen. Sie sehen darin das sicherste Mittel, ihre alten Sitten, bei denen sie sich glücklich fühlen, unverfälscht beizubehalten. Ich habe bei meiner ersten Reise mit dem Admiral von Krusenstern sieben Monate in Japan zugebracht, und kann versichern, daß Jeder, der Gelegenheit hat, dieses Volk kennen zu lernen, es achten muß, wegen der hohen Stufe vernünftiger Ausbildung, die es ganz durch eigene Kraft, ohne fremden Einfluß, erstiegen hat. Vielleicht ist seine gänzliche Isolirung eine Frucht der Politik seiner, allerdings sehr despotischen Regierung, welche die Verbreitung ihr ungünstiger Ideen fürchten mag.

Einem Wallfischjäger, der sich zu lange an jener Küste aufgehalten hatte, waren alle Lebensmittel und das frische Wasser ausgegangen. In dieser Noth faßte er, ungeachtet ihm das strenge Verbot des Landens bekannt war, den kühnen Entschluß, den Japanern in der Residenz des Kaisers selbst einen Besuch zu machen, und segelte ohne alle Umstände in die Bucht von Jedo hinein, wo er auf Kanonenschußweite von der Stadt die Anker fallen ließ. Man kann sich denken, in welchen Aufruhr diese Erscheinung die Bewohner Jedo's brachte, die noch nie ein europäisches Schiff gesehen

hatten. Das Ufer wimmelte sogleich von Soldaten, und bewaffnete Böte umzingelten das Schiff. Diese kriegerischen Anstalten ließen die Mannschaft desselben befürchten, daß man sich ihrer bemächtigen werde und sie ihr Wagestück vielleicht mit dem Leben büßen müßte. Doch das war nicht der Fall. Nachdem die Japaner alle Anstalten getroffen hatten, daß das Schiff seinen Standpunkt nicht verlassen und auch kein Boot abschicken konnte, legte sich ein elegantes Fahrzeug an dasselbe, aus welchem zwei vornehme Bonjosen in Seide gekleidet, jeder mit zwei Schwertern an der Seite, begleitet von einem Dolmetscher, der etwas gebrochen Holländisch sprach, auf's Schiff kamen. Sie begrüßten den Capitain mit freundlicher Artigkeit und sagten, der Kaiser habe sie geschickt, um zu erfahren, aus welcher Ursache er hierher gekommen, und ob es ihm nicht bekannt sey, daß man die japanischen Küsten bei Lebensstrafe nicht berühren dürfe. Der Capitain gestand, daß ihm dieses strenge Verbot allerdings nicht fremd gewesen, fügte aber hinzu, daß der äußerste Mangel an Lebensmitteln ihn zu diesem verzweifelten Entschluß gebracht habe. Die Bonjosen durchsuchten das Schiff genau, und nachdem sie sich überzeugt hatten, daß wirklich weder Provision noch Wasser auf demselben befindlich war, nahmen sie mit eben so vieler Artigkeit Abschied vom Capitain, als sie ihn begrüßt hatten. Eine große Menge Böte, mit Neugierigen beiderlei Geschlechtes, kamen nun von der Stadt her, hatten aber nur die Erlaubniß, außerhalb des Kreises, den die Wachtböte um das Schiff geschlossen hatten, herum zu rudern und von dort aus sich an dem neuen Anblick eines europäischen Schiffes zu ergötzen. Noch am nämlichen Tage kam der Dolmetscher wieder an's Schiff und brachte allerlei Lebensmittel, nebst Wasser, auf mehrere Wochen mit, wobei er erklärte, der Kaiser lasse das Alles unentgeltlich verabfolgen, weil es der Regierung Schande machen würde, von Nothleidenden Bezahlung zu nehmen, und es Pflicht sey, seinen Nebenmenschen zu helfen; der Capitain solle aber nun, da sein Bedürfniß befriedigt sey, sogleich in See gehen und seinen Landsleuten bekannt machen, daß, ohne die äußerste Noth, bei Lebensstrafe kein Fremder sich den japanischen Küsten nähern dürfe; wie auch, daß es sehr unrecht sey, ohne die Erlaubniß des Kaisers, an diesen Küsten zu fischen.

Der Dolmetscher hatte eine Menge Leute mitgebracht, welche die Lebensmittel und das Wasser bald ins Schiff luden; die Anker mußten darauf gleich gelichtet werden und die japanischen Böte buchsirten das Schiff in die See, nachdem es kaum zwölf Stunden in der Bucht gewesen war. Beim Abschiede wollte der Capitain dem Dolmetscher ein Geschenk machen; aber dieser erschrak so darüber, daß er das Schiff schnell mit der Aeußerung verließ, die geringste Kleinigkeit, die er annähme, würde ihm den Kopf kosten. So strenge ist man in Europa nicht.

Ein anderer Wallfischjäger schickte bald darauf, ohne von dem Vorfall in Jedo unterrichtet zu seyn, hundert Meilen südlicher, ein Boot an's Land, um aus einem kleinen, am Ufer gelegenen Dörfchen frische Lebensmittel einzuhandeln. Die geländeten Matrosen wurden sogleich ergriffen, eingesperrt und das Boot in Sicherheit gebracht. Das Schiff wartete lange vergeblich auf die Rückkehr seines Bootes, bis es endlich durch einen heftigen Sturm weit von der Küste weggetrieben ward. Die Gefangenen wurden gut behandelt, das Gefängniß war bequem, und die Kost, die ihnen gereicht wurde, vorzüglich. In 14 Tagen war ihr Urtheil gefällt, welches vermuthlich aus Jedo kam und nicht so menschlich ausfiel, als die Japaner sonst zu verfahren pflegen. Man setzte sie in ihr eigenes Boot, und zwang sie, ohne Lebensmittel und ohne Rücksicht auf die Witterung, in die See zu gehen, wo sie 48 Stunden herumirrten und dann das Glück hatten, einem Wallfischjäger zu begegnen, der sie aufnahm. Mögen diese Beispiele allen Seefahrern, denen es einfallen könnte, in Japan landen zu wollen, zur Warnung dienen.

Der Winter trat nun in Californien mit aller Macht ein. Wir hatten sehr oft stürmisches Wetter und Regen; den 9. October wehte der Wind aus Südwesten mit der Gewalt der ost- und westindischen Orkane, riß die Dächer von den Häusern, entwurzelte die stärksten Bäume und richtete große Zerstörungen an. Eines unserer dicksten Ankertaue riß, und wenn das zweite, noch dickere, nicht gehalten hätte, so wären wir an die felsigen Ufer des Canals getrieben worden, der die Bai mit dem Meere vereinigt, wo ein ge-

waltiger Strom, gegen den heftigen Sturm ankämpfend, eine furchtbare Brandung verursachte. Glücklicher Weise dauerte die höchste Wuth des Sturmes nur wenig Stunden; doch das war hinlänglich, um vielen Schaden in der Gegend anzurichten. Es fand zugleich eine Ueberschwemmung Statt. Das Wasser verbreitete sich über alle niedrigeren Stellen des Landes mit einer solchen Schnelligkeit, daß unsere Leute kaum Zeit hatten, das Zelt mit den astronomischen Instrumenten in Sicherheit zu bringen. Nach genauem Vergleich der Tageszeit von St. Petersburg und St. Francisco, vermöge der Längen-Differenz, ergiebt es sich, daß die große Ueberschwemmung, welche in St. Petersburg so viel Unheil anrichtete, und diese in Californien, nicht allein an demselben Tage Statt fanden, sondern auch in derselben Stunde ihren Anfang nahmen. Auch mehrere Hundert Meilen weiter nach Westen, auf den Sandwichinseln, hatte zu gleicher Zeit ein eben so starker Sturm gewüthet, so wie abermals Hunderte von Meilen weiter, auf den Philippinen, wo er mit einem Erdbeben verbunden war, durch welches mehrere Häuser einstürzten. In der Bai von Manilla war die Gewalt des Windes so furchtbar gewesen, daß eine französische Corvette, unter Befehl des Capitains Bougainville, eines Sohnes des berühmten Seefahrers, in dem so sicheren Hafen entmastet ward, wie man uns das auf den Sandwichinseln und in Manilla selbst erzählte. Dieser Orkan hat also einen sehr großen Theil der nördlichen Halbkugel unserer Erde zu gleicher Zeit umfaßt, und die Ursache, die ihn hervorbrachte, mag daher wohl außerhalb unserer Atmosphäre gelegen haben.

Da unser Ankerplatz in der Winterzeit bei solchen Stürmen nicht sicher genug war, so benutzten wir am folgenden Tage das gute Wetter und segelten einige Meilen weiter nach Osten in eine kleine, von einer romantischen Landschaft umgebene Bucht, in welcher auch Vancouver gelegen hat und die zu jeder Jahreszeit vollkommen sicher ist Die Spanier nennen diese Bucht nach einem wohlriechenden Kraute, das an ihren Ufern wächst, Herba buena.

Die Baidaren aus Roß mit unserm Doctor Eschscholtz blieben noch immer aus, und ich hatte wohl Ursache, zu befürchten, daß

ihnen bei dem bösen Wetter ein Unglück zugestoßen sey. Um so größer war meine Freude, als sie am 12. October, 20 an der Zahl, ganz unbeschädigt ankamen und wir unsern Freund gesund und wohl wieder sahen. Die kleine Flottille hatte Roß zwar vor dem Orkan verlassen, war aber glücklicher Weise demselben dadurch entgangen, daß sie früher, als er ausbrach, einen Landungsplatz am Cap de los Reges erreichte und ihn nun dort ruhig austoben ließ. Die Reisenden mußten unterdessen auf dem hohen kahlen Felsen bivouakiren, bei spärlicher Kost und ohne sich gegen das Ungewitter schützen zu können. Indessen hatten die überstandenen Beschwerden den Doctor Eschscholtz nicht entmuthigt, und er war sogleich bereit, mit mir die Reise zur Untersuchung der schon erwähnten Flüsse anzutreten.

Es wurden nun alle Anstalten zu dieser Fahrt getroffen. Wir erhielten auch unsern alten Lootsen Marco wieder, nebst einem Soldaten aus dem Presidio, der sich selbst erbot, uns zu begleiten. Den 18. November war die Witterung günstig und wir traten mit der Barkasse und einer Schaluppe, beide wohl bemannt und mit allen Bedürfnissen versorgt, in Begleitung der aleutischen Flottille die Reise an.

Anfänglich verfolgten wir den uns schon bekannten Weg nach der Mission St. Gabriel. Wir durchschnitten das südliche Wasserbecken der Bucht, arbeiteten uns zwischen den Inseln durch und gelangten in das nördliche. Nun segelten wir in einer östlichen Richtung, wobei uns St. Gabriel in beträchtlicher Entfernung links in Nordosten blieb, und gegen Mittag erreichten wir die gemeinschaftliche Mündung der beiden Flüsse, die sich hier in die Bai ergießen, nachdem wir 30 Meilen von unserem Schiffe zurückgelegt hatten. Die Breite dieser Mündung beträgt anderthalb Meilen, und die Ufer sind auf beiden Seiten derselben hoch, steil und wenig bewaldet. Quer vor ihr liegt eine Untiefe, über welcher nur zwei bis drei Fuß Wasser sind; aber an der östlichen Seite derselben ist das Fahrwasser für Schiffe mittlerer Größe mit voller Ladung tief genug. Der Strom war uns so stark entgegen, daß unsere Ruderer sich sehr anstrengen mußten, der Untiefe vorbei zu kommen. Wir landeten am linken Ufer der Mündung, um ihre geographische Lage

zu bestimmen, deren Breite wir 38° 2′ 4″ und ihre Länge 122° 4′ fanden. Nach dieser Arbeit bestieg ich eine der höchsten Stellen des Ufers, das aus Schiefer, von Quarzschichten unterbrochen, besteht, und erfreute mich einer schönen weiten Aussicht. Im Süden lag die beneidenswerthe unabsehbare Bai St. Francisco mit ihren vielen Inseln und Einbuchten; von Norden her schlängelte sich der schöne, große, hier noch nicht getheilte Fluß bald zwischen hohen, steilen Felsen, bald zwischen freundlichen, wenig bewaldeten Wiesen hindurch, auf welchen große Heerden Hirsche verschiedener Gattung weideten. Nach allen Richtungen hinaus waren die Landschaften reizend und trugen den Charakter einer üppigen Natur. Unsere Aleuten zerstreuten sich hier mit ihren kleinen Baidaren und machten Jagd auf das Wild, wovon Land und Wasser bedeckt waren. In solchem Uebermaaß hatten diese leidenschaftlichen Jagdliebhaber es noch nirgend gesehen. Man hörte immerfort schießen, und selbst mit Wurfspießen ward Wild erlegt. Die Aleuten sind auf ihren kleinen ledernen Kähnen so gewandt, wie unsere Kosacken auf ihren Pferden. Mit der größten Schnelligkeit ihre Beute nach allen Richtungen verfolgend, entgeht sie ihnen selten. Weiße und graue Pelikane, von doppelter Größe unserer Gänse, waren hier in Menge. Ein Aleute drang mit seiner Baidare in einen Haufen dieser Vögel, und erlegte einen mit dem Wurfspieß. Das nahmen die Andern so übel, daß sie über den Mörder herfielen und er schon manche Ohrfeige von ihren Flügeln weg hatte, ehe andere Baidaren ihm zu Hülfe kamen. Daß der Pelikan auf diesem Flusse so häufig ist, beweiset seinen Reichthum an Fischen, was auch unser Lootse bestätigte. Wir selbst bemerkten die springende Bewegung vieler großen Fische an der Oberfläche des Wassers.

Nachdem die Matrosen einige Stunden ausgeruht hatten, setzten wir unsere Fahrt stromaufwärts fort; aber es war um die Zeit der Ebbe, und beide Strömungen, verbunden, ließen uns nur sehr wenig fortrücken. Wir landeten daher schon um 6 Uhr, nachdem wir nur wenige Meilen gefahren waren und schlugen unser Nachtlager auf einer anmuthigen Wiese auf. Der Fluß, der noch immer, wie früher, von Norden herkam, war hier eine Meile breit und hinlänglich tief für die größten Schiffe.

Am folgenden Morgen verließen wir unser Lager mit Tagesanbruch und segelten, von Fluth und Wind begünstigt, in fast ganz nördlicher Richtung rasch vorwärts. Der Fluß veränderte nunmehr oft sein Ansehen. Seine Breite änderte sich von einer bis auf zwei und drei Meilen. Manchmal kamen wir auch in große, runde Bekken, die viele Meilen im Umfang hatten und von herrlichen Landschaften umgeben waren. Auch segelten wir niedlichen, mit hohen, schön belaubten Bäumen geschmückten Inseln vorbei und fanden überall hinlängliche Tiefe für große Schiffe. Die steilen Ufer wechselten mit reizenden Ebenen ab, wo im Schatten von Eichenhainen Hirsche weideten. Es war in der That, selbst zu dieser Jahreszeit, eine sehr anmuthige Fahrt.

Als wir 18 Meilen von unserm Nachtlager und 23 von der Mündung an gerechnet vorgerückt waren, befanden wir uns an der Stelle, wo die beiden Flüsse sich vereinigen. Der eine kömmt von Osten und der andere von Norden her. Den Ersteren nennen die Spanier Pescadores. Er nimmt tiefer im Lande noch zwei Flüsse in sich auf, die, nach Aussage unseres Lootsen, ebenfalls breit und tief seyn sollen, und denen die Missionaire die Namen St. Joachim und Jesus Maria gegeben haben. Bis in diese Flüsse, deren Ufer ungemein fruchtbar und früher stark bevölkert gewesen seyn sollen, haben die geistlichen Herrn Fahrten gemacht, um die Indianer auf ihre Weise zu bekehren, und sich Arbeiter für die Missionen zu verschaffen. Jetzt, nachdem ein Theil bekehrt worden, und der andere aus Furcht vor der Bekehrung sich tiefer ins Land geflüchtet hat, sollen dort auch keine Menschen mehr zu haben seyn. Die Gegend, in der wir uns so eben befanden, soll ein zahlreicher Stamm, Korekines genannt, bewohnt haben, von dem gegenwärtig, aus gleicher Ursache, ebenfalls keine Spur mehr vorhanden ist

Da der Fluß Pescadores schon befahren war, so lenkte ich in den andern, der aus Norden kömmt und dem der Name Sacramento beigelegt ist. Nachdem wir ihn einige Meilen hinauf gefahren waren, zwang uns gegen Mittag ein heftiger contrairer Wind, an's Ufer zu gehen und wir fanden hier die Breite 38° 22′.

Der Wind ward immer stärker, so daß für heute keine Aussicht

war, weiter zu kommen, weshalb wir beschlossen, die Nacht hier zu bleiben und unser Lager auf einer freundlichen Wiese an der Westseite des Flusses aufschlugen. Ich bestieg hier wieder eine Anhöhe, die mir eine weite Aussicht gewährte. Nach Westen zu bestand das Land aus lauter Hügeln von mäßiger Höhe, von wenigen einzelnen Bäumen bewachsen. In Osten und Südosten erhob sich hoch über dem Horizont das Eisgebirge, die Sierra Nevada, das ganz Amerika von Norden nach Süden durchschneidet. Seine Entfernung von meinem Standpunkte konnte nicht weniger als 40 Meilen betragen. Es schien bis auf die Hälfte seiner Höhe mit Eis und Schnee bedeckt zu seyn. Zwischen dem Gebirge und dem Flusse ist das Land eben, sehr niedrig, stark mit Wald bewachsen und von einer unendlichen Menge größerer und kleinerer Ströme durchschnitten, die es in lauter Inseln theilen. Noch hatten wir auf unserer ganzen Fahrt keinen einzigen Indianer angetroffen; aber aus dem sumpfigen Insellande, nach der Sierra Nevada zu, stiegen eine Menge Rauchsäulen empor und verkündeten, daß sie dorthin, wo die Dragoner mit ihren Schlingen nichts ausrichten können, vor den Bekehrern geflüchtet waren.

Es läßt sich wohl mit Gewißheit annehmen, daß der Fluß Pescadores, so wie der St. Joachim und Jesus Maria, die sich in ihn ergießen, ihren Ursprung aus dem Eisgebirge nehmen, da sie von Osten kommen und durch das niedrige Land gehen, wo sie eine Menge kleinerer aufnehmen. Dagegen kömmt der Fluß Sacramento aus einer ganz anderen Gegend von Norden her, und soll, nach Aussage einiger Indianer in den Missionen, aus einem großen See entspringen. Ich vermuthe, daß die Slavianka, welche sich in der Gegend von Roß ins Meer ergießt, ein Arm desselben ist.

Die vielen großen und kleinen Flüsse, welche dieses fruchtbare Land durchströmen, werden den künftigen Niederlassungen in diesen Gegenden von großem Nutzen seyn. Das niedrige Land ist hier zum Reißbau ganz geeignet, und das höhere würde, bei seiner durchgängigen Kräftigkeit, die reichsten Ernten des schönsten Waizens geben. Der Wein würde ganz vorzüglich gedeihen, da die Natur ihn schon selbst hierher gepflanzt hat. Wir fanden überall die Ufer des Flusses

mit wilden Weinreben besetzt, die wie Unkraut wuchern. Die Trauben werden sehr groß; die Beeren sind aber klein, wie Erbsen, sehr süß und von angenehmen Geschmack. Wir aßen viel davon und es bekam uns sehr wohl. Auch die Indianer sollen sie sehr gern essen.

Wir vertrieben uns die Zeit mit der Jagd. Ueberall auf dem Lande weideten Hirsche, große und kleine, in Menge, und Gänse, Enten und Kraniche nahmen die Ufer des Flusses ein. Es war ein solcher Ueberfluß an Wild, daß Jeder von uns, der auch früher nicht Jagdliebhaber gewesen war, die Flinte zur Hand nahm und eifriger Jäger ward. Die Matrosen belustigten sich hauptsächlich mit der Hirschjagd und erlegten auch einige derselben.

Als es anfing dunkel zu werden, zündeten wir ein großes Feuer an, damit unsere Jäger, von denen sich Einige verirrt hatten, das Lager zu finden wüßten. In der Nacht wurden wir von einem Bären gestört, der ganz nahe bei unseren Zelten auf einen Hirsch Jagd machte. Es war heller Mondschein und wir sahen den Hirsch ins Wasser springen, um durch den Fluß zu schwimmen. Der Bär folgte ihm und schwamm ihm nach, bis beide sich aus unserer Gesichtsweite verloren.

Beim Aufgang der Sonne setzten wir unsere Reise fort, da der Wind sich etwas gelegt hatte. Am Ufer fanden wir eine kleine Klapperschlange, die uns leicht hätte gefährlich werden können. Sie ward getödtet und vermehrte die Naturaliensammlung des Herrn Professors Eschscholtz. Der Fluß kam nun aus einer nordwestlichen Richtung. Seine Breite betrug 250 bis 300 Faden, aber nebenbei, an der östlichen Seite, flossen noch eine Menge schmälerer Arme, welche viele Inseln bildeten. Das Land auf der westlichen Seite des Flusses war immerfort von mäßiger Höhe, und das auf der östlichen niedrig. Die Strömung war so stark, daß wir nur sehr langsam vorwärts kamen, obgleich die Ruderer ihre ganze Kraft anwandten. Mit dem Steigen der Sonne nahm auch der Nordwind wieder zu, so daß wir bei aller Anstrengung fast gar nicht weiter kommen konnten. Dies zwang uns, schon zu Mittag an's Land zu gehen, nachdem wir an diesem Tage nur zehn Meilen zurückgelegt hatten. Die Breite der Stelle auf dem west-

lichen Ufer, wo wir uns jetzt befanden, war 38° 27′ und ihre Länge 122° 10′.

Das war denn auch der Culminationspunkt unserer kleinen Entdeckungsreise. Die ungünstige Witterung erlaubte uns nicht, weiter zu gehen. Auch versicherte unser Lootse, daß es zu dieser Jahreszeit wegen des vielen Regens, der den Fluß anschwellt und die Strömung verstärkt, nicht möglich sey, viel weiter zu gelangen, da die Gewalt des Wassers immer zunehme. Wen das Schicksal im Sommer hierher führt, wo diese Hindernisse wegfallen, möge unsere Untersuchungen also fortsetzen.

In der Nähe unseres Landungsplatzes schienen sich kürzlich Indianer aufgehalten zu haben. Wir fanden eine, in die Erde gesteckte Stange mit einer Windfahne von Federn, einige Stellen, wo Feuer gewesen war, und die leichte Asche noch die Kohlen bedeckte, auch zwei aus Schilfbündeln gemachte indianische Kähne. Der Lootse nannte mir zwei Stämme, Tschupukanes und Hulpunes, welche früher diese Gegend bewohnt haben sollen und vielleicht noch einzelne Streifzüge hieher machen. Jetzt sah man auf den sumpfigen Inseln ihre Rauchsäulen aufsteigen. Sie benutzen die höheren Punkte derselben zu ihren Wohnungen.

Die majestätische Bergkette der Sierra Nevada zeigte sich uns hier am schönsten. Der ganze östliche Horizont war von diesen hohen Eismassen begrenzt, und vor ihnen lag das niedrige Land wie ein grünes Meer ausgebreitet. Von der Bai St. Francisco aus ist die Sierra Nevada nirgend sichtbar; so bald man aber über die Stelle hinaus ist, wo der Pescadores und der Sacramento sich vereinigen, erblickt man schon einen Theil dieses Gebirges.

Der Tag verstrich uns wieder unter den Vergnügungen der Jagd, und es wurden mehrere Hirsche geschossen, deren Fleisch wir sehr wohlschmeckend fanden. Während der Nacht wurden wir von den kleinen Wölfen gestört, die auch hier in Menge vorhanden sind. Sie stahlen uns einige Stücke Hirschfleisch.

Am frühen Morgen schickten wir uns zur Rückfahrt an, und verließen bald diese schönen fruchtbaren Gegenden, wo viele Tausend

Familien in Ueberfluß leben könnten, die aber bei aller Pracht und Ueppigkeit, durch den gänzlichen Mangel an Bewohnern, doch einen unangenehm schauerlichen Eindruck machen, der durch den Gedanken an die Ausrottung der Indianer vermehrt wird.

Während der Rückfahrt sondirten wir fleißig, und fanden die Tiefe in der Mitte des Flusses fortwährend 15, 17 bis 20 Faden, in der Mündung aber nur 4 bis 5 Faden.

Den 23. November langten wir wieder auf unserm Schiffe an, beladen mit Hirschfleisch für die ganze Mannschaft. Capitain Lasaref war unterdessen mit seiner Fregatte angekommen. Er hatte auf dem Wege von Neu-Archangel bis St. Francisco fast unaufhörlich mit Stürmen zu kämpfen gehabt.

Ich hatte nur auf seine Ankunft gewartet, um Californien zu verlassen, weil wir durch ihn nach dem Vaterlande schreiben konnten. Deshalb ward unser Schiff jetzt sogleich in segelfertigen Stand gesetzt, das Lager am Lande abgebrochen und sammt den astronomischen Instrumenten an Bord gebracht. In der letzten Nacht, die unsere Leute auf dem Lande zubrachten, tödteten sie ein Stinkthier, das sich in eines der Zelte geschlichen hatte, um etwas zu erhaschen. Dieses Thier, welches an Größe und Gestalt einer Katze ähnlich ist, verbreitet einen solchen widerlichen Geruch, daß es nicht möglich ist, in seiner Nähe auszuhalten. Hunde, die zuweilen diese Thiere anfallen und beißen, sollen den Gestank gar nicht los werden können und in der größten Wuth so lange mit der Nase in der Erde herum wühlen, bis das Blut herausstürzt. Es sind die Kaluschen unter den Thieren.

Am Morgen des 25. Novembers, als die Ebbe eintrat, lavirten wir bei Nordwestwinde, der hier regelmäßig schönes Wetter bringt, aus der Bai St. Francisco heraus. Das Meer war durch die häufigen Südweststürme, die kürzlich geweht hatten, noch sehr aufgeregt, so daß es hohe Wellen in den Canal, der es mit der Bai verbindet, warf; weshalb das Schiff, von dem aus dem Canal laufenden starken Strom gegen diese Wellen getrieben, so stark beunruhigt wurde, daß die Wirkung des Steuerns aufhörte, wodurch

wir nahe daran waren, an eine Klippe geschleudert zu werden. Ich rathe jedem Seefahrer, nur dann aus dieser Bai zu segeln, wenn das Wasser im Canal ruhig ist, welches gewöhnlich eintrifft, wenn der Wind mehrere Tage anhaltend aus Nordwest gewehet hat.

Nach den von uns wiederholt angestellten Beobachtungen liegt das Presidio von St. Francisco in der Breite von 37° 48′ 33″ und 122° 22′ 30″ Länge. Die Declination der Magnetnadel war 16° 00′ 00″ östlich.

Das Mittel unserer Beobachtungen in der Bai gab für die Zeit der hohen Fluth, im Neu- und Vollmonde, 11 Stunden, 20 Minuten. Die größte Differenz der Wasserhöhen ging bis auf 7 Fuß. Die Flüsse, welche sich in die Bai ergießen, haben auf die Zeit der Ebbe und Fluth einen starken Einfluß, so daß die Ebbe acht Stunden dauert und die Fluth nur vier.

XII.

Die Sandwichinseln.

Als wir die Küste Californiens aus dem Gesichte verloren hatten, richteten wir unsern Cours nach Süden, um so schnell als möglich den Passatwind zu erreichen und alsdann gerades Weges nach den Sandwichinseln zu segeln. Ein fortwährend starker Nordwest begünstigte diese Fahrt sehr, so daß wir schon am 3. December in der Länge von 133° 58′ den Wendezirkel des Krebses durchschnitten, den Passatwind gewannen, vermittelst desselben unsern Lauf westlich nahmen, und uns einbildeten, hier in der Tropenregion keinen Stürmen mehr unterworfen zu seyn. Darin hatten wir uns aber für dieses Mal sehr geirrt. Bereits am 5. begann der Wind mit großer Heftigkeit aus Südost zu wehen, so daß wir gezwungen waren, alle Segel einzunehmen. Den 6. ging der Sturm mit gleicher Stärke nach Westen über und den 7. nach Norden. Aus dieser Gegend erhielten wir die allerheftigsten Windstöße; aber nun klärte sich der Himmel auch bald auf und der Sturm legte sich. Am 8. gegen Abend trat der hier gewöhnlich herrschende Passatwind wieder ein. Ich erwähne dieser Stürme nur, weil sie zwischen den Wendezirkeln, in so großer Entfernung vom Lande, fast beispiellos sind, besonders der aus Westen. Aber dieses Jahr schien überhaupt ganz aus dem gewöhnlichen Geleise getreten zu seyn, und brachte eine Menge zerstörender Naturbegebenheiten hervor, über die man allenthalben klagte, wo wir hinkamen.

Nachdem das Wetter so gegen uns gewüthet hatte, blieb es nun freundlich, und unsere Fahrt ging unter dem herrlichen tropischen Himmel rasch und angenehm von Statten. Das Segeln zwischen den Wendekreisen hat in der That einen eignen Reiz, weshalb es auch von allen Seefahrern so hoch gepriesen wird. Ein alter englischer Schiffscapitain, dessen Bekanntschaft ich während dieser Reise machte, versicherte, daß er sich kein höheres Glück für den Rest seiner Lebenszeit denken könne, als ein gutes, schnell segelndes Schiff zu besitzen, einen leckeren Tisch zu führen, und immerfort zwischen den Tropen herum zu fahren, ohne jemals zu landen. Ich gestehe, daß diese ächt seemännische Aeußerung mit meinen Neigungen nicht übereinstimmt. Mir ist bei meinen Reisen immer schon der bloße Anblick des Landes erfreulich gewesen. Wenn gleich das Führen eines Schiffes durch ferne Meere, im Kampf mit dem unbeständigen Elemente, mir nicht uninteressant war, so reizte mich doch vorzüglich die Bekanntschaft mit fremden Ländern und ihren Bewohnern, und ich habe die Seefahrten immer als eine Beschwerde um diesen Lohn betrachtet. Vielleicht bin ich auch nicht zum Seemann geboren. Wenigstens war meine Erziehung nicht darauf berechnet und nur der Zufall machte mich im funfzehnten Jahre dazu.

Nachdem wir der Hauptinsel in der Sandwichgruppe, O Wahi mit ihrem weltberühmten Riesenberge Mou = na = roa, während der Nacht vorbeigesegelt waren, erblickten wir am 13. bei Tagesanbruch die in Westen von ihr liegende hohe Insel Muwe, und setzten unsern Lauf längs der nördlichen Küste dieser und der nächst folgenden Insel Morotai, nach der Insel Wahu, wo wir landen wollten, fort. Der Anblick eines Tropenlandes ist immer sehr erfreulich, wenn gleich diese Küsten durchgängig aus sehr hohen Lavagebirgen bestehen, große, mehrentheils kahle Felsenmassen sich wild über einander thürmen, und den Seefahrer über die Fruchtbarkeit des Landes in Zweifel lassen. Desto angenehmer ist er überrascht, auf den südlichen Seiten der sämmtlichen Inseln dieser Gruppe, ganz im Gegensatz mit den nördlichen, lauter höchst freundliche Gegenden mit üppiger Vegetation anzutreffen.

In der Mitte des Canals zwischen den Inseln Muwe und

Morotai liegen zwei kleine unbewohnte Inseln, die unbegreiflicher Weise auf Vancouver's Karte nicht angezeigt sind. Wir bemühten uns, ihre Lage so genau als möglich zu bestimmen.

Um 4 Uhr Nachmittags erhob sich die hohe, aus gelben Felsen bestehende Ostspitze der Insel Wahu deutlich über unseren Horizont. An ihrer südlichen Seite liegt der sichere Hafen Hanaruro, den wir vor Anbruch der Dunkelheit nicht mehr erreichen konnten, weshalb wir uns die Nacht zwischen den Inseln Morotai und Wahu aufhielten. Am Morgen fuhren wir längs der südlichen Küste Wahu's hin, und nachdem wir das Vorgebirge, auf welchem der zuckerhutförmige, sogenannte Diamantenberg steht, umschifft hatten, erblickten wir plötzlich den Hafen, in welchem eine Menge Schiffe von verschiedener Flagge lagen, mit seiner reizenden Umgebung.

Hier muß ich ein Paar Bemerkungen einschalten, welche für Seefahrer, die mit diesem Gewässer nicht genau bekannt sind, von Nutzen seyn können. Wer nämlich gezwungen ist, bei trübem Wetter, oder in der Nacht, zwischen den Inseln Wahu und Morotai zu segeln, nehme Rücksicht auf den starken Strom, der hier das ganze Jahr hindurch nach Nordwesten geht; und wer die östliche Spitze Wahu's umschifft, um nach Hanaruro zu segeln, entferne sich nicht weiter, als drei Meilen von der Küste, weil in einer größern Entfernung mehrentheils Windstille herrscht, dahingegen in der Nähe vom Lande regelmäßig am Morgen ein frischer Landwind und vom Mittag bis zum Abend ein frischer Seewind weht.

Hinter dem durch Korallenriffe vor den Meereswellen geschützten, sicheren Hafen sieht der ankommende Seefahrer die sogenannte Stadt Hanaruro, in unregelmäßigen Reihen von Wohnungen, auf einer Ebene ausgebreitet liegen. Zwischen den Hütten verschiedener Gestalt erheben sich hie und da nach europäischer Art von Stein erbaute Häuser. Erstere verbergen sich bescheiden unter dem kühlenden Schatten von Palmen, Letztere treten stolz hervor in die brennende Sonne und blenden das Auge mit ihrem weißen Kalkanwurf. Hart am Ufer liegt die mit Kanonen bepflanzte Festung, ein Viereck von starken Mauern, und auf derselben weht die buntgestreifte Nationalflagge der Sandwichinseln. Ueber die Stadt hinaus

erhebt sich das Land amphitheatralisch und gewährt mit seinen Anpflanzungen von Tarrowurzeln, Zuckerrohr und Bananen einen ungemein reizenden Anblick, den das steil und wild bis in die Wolken reichende, mit großen Bäumen dicht bewachsene Gebirge begrenzt. Dieses schöne Panorama läßt auch keinen Zweifel über die große Fruchtbarkeit der Insel Wahu, die ihr die Benennung des Gartens der Sandwichinseln erworben hat.

Als wir uns dem Hafen näherten, ließ ich, durch das gewöhnliche Zeichen, einen Lootsen verlangen. Bald darauf sahen wir ein Boot von europäischer Bauart auf uns zukommen. Es ward von nackten Kanackas, wie die niedrigste Volksclasse hier benannt wird, gerudert, der Lootse saß am Steuer und war völlig nach unserer Weise gekleidet. Als er das Schiff bestieg, erkannte ich in ihm den Engländer Alexander Adams, der, als ich früher mit dem Rurik hier war, das dem Könige Tameamea gehörige Schiff Kahumanna befehligte und jetzt Lootsdirector war. Der Wind erlaubte uns nicht, gleich in den Hafen zu laufen; nach einigen Stunden aber ward er günstig und wir kamen mit Hülfe des geschickten Lootsen durch den schmalen, schlangenförmigen Canal glücklich hinein. Sehr große Schiffe können ihn nicht passiren und das unserige war das größte, welches je durch ihn gefahren ist.

Die Schiffe, die wir im Hafen antrafen, waren theils englische und amerikanische Wallfischjäger, welche hier angelegt hatten, um sich mit frischen Lebensmitteln zu versehen, theils solche, die nach der Nordwestküste von Amerika gehen wollten, um dort Felle einzuhandeln, oder von dort kamen und hier gleichfalls Station machten. Einige, mit chinesischen Erzeugnissen aus Canton, waren sogar für die Sandwichinseln selbst bestimmt, wo sie guten Absatz finden. Auch ein französisches Schiff lag hier, das, mit Quincaillerien geladen, von Bordeaux nach Chili, Peru und Mexico gegangen war und den Rest seiner Ladung hierher brachte. Alle Capitains von diesen Schiffen besuchten mich, in der Hoffnung, Neuigkeiten aus Europa zu erfahren; aber Viele hatten es später verlassen, als wir, und theilten uns ihre Londoner Zeitungen mit.

Wenn man bedenkt, daß kaum funfzig Jahre verflossen sind,

seit diese Inseln durch Cook bekannt wurden, daß ihre Bewohner damals noch ganz das waren, was wir Wilde nennen, daß sie nämlich von unseren Sitten, Einrichtungen und Gebräuchen, von unsern Erfindungen, Künsten und Wissenschaften keinen Begriff hatten und ihre Art zu leben daher von der unserigen völlig abwich: so wird man freudig erstaunen, nach Verlauf eines so kurzen Zeitraums, den Hafen von Hanaruro ganz für einen europäischen ansehen zu können und durch nichts, als höchstens die etwas mangelhafte Kleidung der Eingeborenen, an die Neuheit ihrer Bekanntschaft mit uns erinnert zu werden.

Es kann meinen Lesern nicht uninteressant seyn, in einer kurzen Darstellung der Geschichte dieses Volkes seine raschen Fortschritte zur Cultur zu verfolgen, durch welche es sich den Europäern vielleicht schon gleich gestellt hätte, wenn nicht ungünstige Umstände eingetreten wären, deren Einfluß es davon zurückhalten wird, bis wieder ein Herrscher, wie Tameamea war, an seiner Spitze steht und sie überwindet.

Die eilf Inseln, welche Cook nach seinem Protector, dem Grafen Sandwich, benannt hat und welche diese Benennung behalten haben, da ihre Bewohner sie durch keinen gemeinschaftlichen Namen bezeichnen, liegen bekanntlich zwischen dem 19. und 22. Grad nördlicher Breite. Sie sind alle sehr hoch und vulkanischer Natur. O Wahi, die östlichste, übertrifft die übrigen weit an Größe. Sie ist 87 Meilen lang und 75 breit. Es befinden sich drei Berge auf ihr, die sich mit den höchsten in der Welt messen können. Das Clima dieser Inseln ist vorzüglich schön und äußerst gesund. Die Anzahl ihrer Bewohner schätzte Capitain King auf 400,000. Gestalt, Farbe, Sprache und Sitte bezeugten ihre Verwandtschaft mit den übrigen Insulanern des großen Oceans, von denen sie doch keine Kunde mehr hatten.

Ihre ältere Geschichte besteht aus Sagen, die bis zur ersten Bevölkerung dieser Inseln hinauf steigen, mit Fabeln durchwebt sind und noch in keiner Reisebeschreibung vorkommen. Ich habe sie sorgfältig aus den Erzählungen des angesehensten und verständigsten Mannes in Hanaruro, meines Freundes Karemaku gesammelt,

wobei der Spanier Marini, der sich schon lange hier aufgehalten hat, zu besserer Verständigung als Dolmetscher diente.

Zufolge dieser hier unlängst noch allgemein geglaubten Sagen waltete der mächtige Geist Etua Rono über diese Inseln, ehe sie noch von Menschen bewohnt waren. Er konnte keine hervor bringen, so gern er sein Land bevölkert gesehen hätte. Das machte ihn sehr traurig und er vergoß auf dem Mou-na-roa Ströme von Thränen. Selbst seine zärtliche Gemahlin, die schöne Göttin Opuna, war nicht im Stande, ihn zu trösten. Endlich erhörte ihn das Schicksal. An der Südostspitze von O Wahi strandeten zwei Böte mit einigen Familien, welche Schweine, Hühner, Hunde und verschiedene eßbare Wurzeln mitbrachten. Man zeigt noch jetzt den auf den Felsen abgedrückten Fußtapfen des ersten an's Land gestiegenen Mannes. Rono war eben abwesend. Er fing bei den nördlichen Inseln Fische für seine Gemahlin. Diesen Umstand benutzte der ihm untergebene Feuergott, welcher die Menschen nicht liebte, um einen Versuch zu machen, sie davon zu jagen. Er ging mit grimmiger Gebehrde auf sie zu und fragte, wo sie herkämen. Die Antwort war: „Wir kommen aus einem Lande, wo es „Schweine, Hunde, Cocosnüsse und Brodfrucht in Menge giebt. „Ein heftiger Sturm hat uns verschlagen, als wir unsere Nachbaren besuchen wollten und fünf Mal hat sich der Mond verwandelt, bis wir hier angelangt sind." Sie baten nun um die Erlaubniß, sich hier ansiedeln zu dürfen, die ihnen der Feuergott grausam versagte und unerbittlich blieb, obgleich sie ihm ein Schwein zu opfern versprachen. Da bemerkte Rono einen fremdartigen Geruch von O Wahi her, kehrte plötzlich dahin zurück und war nicht wenig von dem Anblick der Menschen überrascht. Sein freundliches Ansehen flößte ihnen Vertrauen ein. Sie wandten sich nun mit ihrer Bitte an ihn und erzählten ihm, wie hartherzig der Feuergott sie verweigert habe. Da ergrimmte Rono so, daß er den Feuergott in den Krater Kairuo, der sich an der Seite des Mou-na-roa befindet, warf, wo er noch bis auf diesen Augenblick wüthet. Die Menschen, welche nun ruhig auf O Wahi lebten und durch große Opferfeste dem sie schützenden Etua Rono ihre Liebe und Dankbarkeit zu beweisen strebten, vermehrten sich sehr stark. Bald

wurden nun auch zu Ehren Rono's die jährlichen feierlichen Spiele angeordnet, Makahiti genannt, die aus verschiedenen Leibesübungen, Faustkämpfen und kriegerischen Evolutionen bestanden. Wer den Preis davon trug ward bekränzt und war beim Mahle König des Festes. Von O Wahi aus wurden nach und nach auch die andern Inseln bevölkert, und die Anzahl der Götter vermehrte sich, die indessen alle unter Etua Rono standen.

Lange Zeit lebten die Menschen in Frieden und Eintracht unter Rono's segensvollem Schutze, und nichts schien ihr Glück stören zu können, als sich plötzlich eine traurige Begebenheit ereignete. Die Göttin Opuna, Rono's schöne Gemahlin, ließ sich herab, einen Mann von O Wahi durch ihre Gunst zu beglücken. Der von Eifersucht bis zur Wuth entflammte Gemahl stürzte sie von einem hohen Felsen hinab, daß sie zerschmettert zu Boden fiel. Doch kaum hatte er diese That vollbracht, als er sie auch schon bereuete, wie ein Verzweifelter umher lief und allen Menschen, die ihm begegneten, Rippenstöße und Ohrfeigen austheilte. Das Volk, voll Erstaunen über die Veränderung des Gottes, fragte ihn nach der Ursache derselben, und er rief im schmerzlichsten Gefühle aus: „ich habe, was mir das Liebste war, gemordet!" Den Leichnam der Opuna trug er in den Marai an der Bucht Karekakua und blieb lange dort in tiefer Trauer versunken. Endlich beschloß er, diese Inseln zu verlassen, wo ihn Alles an die glückliche Zeit, die er mit seiner Gemahlin verlebt hatte, erinnerte. Das Volk, dem er sein Vorhaben bekannt machte, ward dadurch in den tiefsten Kummer versetzt. Er suchte es durch das Versprechen zu trösten, daß er dereinst auf einer, mit allem, was der Mensch wünschen könne, im Ueberfluß versehenen, schwimmenden Insel wiederkommen und seine Lieblinge durch die mitgebrachten Geschenke beglücken wolle. Darauf setzte er sich auf ein Fahrzeug von ganz besonderer Bauart, und segelte nach einem fernen, fremden Lande.

Mit Rono's Verschwinden hörte das goldene Zeitalter dieser Inseln auf. Jetzt entstanden Streitigkeiten und Kriege. Die Anzahl der Götter ward noch viel größer, aber ihr Einfluß war nicht mehr so beglückend, als da sie noch unter dem allverehrten Ober-

gotte standen. In dieser Zeit entstanden auch die Menschenopfer und andere Gebräuche mehr, die in der glücklicheren Vergangenheit unbekannt waren. Doch enthalten die Sagen keine Spur, daß die Bewohner der Sandwichinseln jemals Cannibalen gewesen wären.

Ueber einen langen Zeitraum wußte nun Karemaku nichts zu sagen, bis wieder eine merkwürdige Begebenheit eintrat. Ein Boot mit fünf weißen Männern landete in der Karekakua-Bai, nahe am Marai, wo Opuna ruhte. Sie schienen den Eingeborenen Wesen höherer Art zu seyn, und wurden daher nicht gehindert, Besitz von dem Marai zu nehmen, an welchem heiligen Orte sie nicht allein vor Verfolgung sicher waren, sondern auch an Lebensmitteln keinen Mangel leiden konnten, da den dort aufgestellten Götzenbildern täglich Speiseopfer gebracht wurden. So lebten sie sehr behaglich, und da sie ihren Weg gerade nach dem Marai genommen hatten, auch die Geschichte Opuna's, durch ein Lied verewigt, dem Volke allgemein bekannt war, so wurden sie bald für Abgesandte Rono's gehalten, denen er die Bewachung des Grabes seiner geliebten Gemahlin aufgetragen habe. Diese Meinung erwarb ihnen eine noch größere Verehrung, als selbst den Götzen erwiesen wurde. Die Priester allein hatten das Recht, sie mit allen ihren Bedürfnissen zu versehen, und übten diese heilige Pflicht auf's sorgfältigste aus; das Volk durfte nicht einmal in die Nähe des Marai kommen. Indessen ward den weißen Männern in ihrer Abgeschiedenheit die Zeit bald zu lang. Sie knüpften einen vertrauteren Umgang mit den Priestern an und verrichteten mit ihnen gemeinschaftlich die heiligen Gebräuche im Marai. Endlich traten sie sogar unter das Volk; und obgleich dieses sich nun überzeugte, daß sie wirkliche, nur der Farbe nach von ihnen verschiedene Menschen waren, so blieben sie doch, durch ihre Klugheit und ihre guten Sitten, in hohem Ansehen. Man gab ihnen die vornehmsten Mädchen zu Weibern, und Jeder von ihnen ward Beherrscher einer Insel. Die Nachkommenschaft dieser Fremden, sagte Karemaku, zu welcher die mehresten Jeri's (der Adel) gehören, zeichnet sich bis auf diesen Augenblick durch ihre weißere Farbe aus. Auch unterscheiden sich hier wirklich die Jeri's, wie in Tahaïti, von der niederen Volksclasse durch Größe und vortheil-

hafteren Körperbau, wozu sich bei Vielen die minder braune Farbe gesellt.

Die weißen Ankömmlinge waren es auch, die auf diesen Inseln die Helme und kurzen Mäntel einführten, welche Cook und King beschrieben haben. Anfänglich erschienen nur die Könige in dieser Tracht; zu Cook's Zeit war sie aber schon unter den Jeri's verbreitet. Jetzt, da europäische Moden die einheimischen ganz verdrängt haben, zeigt man sie nur noch den Fremden als Andenken an die Vergangenheit. Der Helm ist von Holz, mit kleinen gelben und rothen Federn ganz bedeckt, mit einem beweglichen Visir versehen, und mit einem hohen Federbusch geziert, so daß er, der Form nach, denen aus unsern Ritterzeiten vollkommen gleicht. Eben so ist der, in Ermangelung von gewebten Zeugen, aus Federn künstlich zusammengesetzte, kurze Mantel eine treue Nachbildung dessen, den unsere Ritter trugen. Dadurch ist denn wohl hinlänglich erwiesen, daß die auf O Wahi gelandeten weißen Männer wirklich Europäer waren, und daß wir, wenigstens mit einem großen Theil der vornehmeren Sandwichinsulaner näher verwandt sind, als mit den übrigen Bewohnern der Südsee.

Mit der Ankunft dieser weißen Menschen fängt erst eine Art Zeitrechnung an, und man zählt auf O Wahi von dem weißen Könige an, bis auf Tameamea, sieben, die einander in der Herrschaft gefolgt sind. In dieser Periode, jedoch lange vor Cook, sollen zwei Fahrzeuge an der Nordostseite von O Wahi gestrandet seyn. Was aus den auf ihnen befindlich gewesenen Menschen geworden ist, darüber sind die Traditionen nicht übereinstimmend. Nach einer sind sie bei dem Schiffbruch umgekommen, nach einer andern von den Eingeborenen getödtet worden. Nur noch eines Schiffes erwähnte Karemaku, das in der Ferne gesehen worden, und obgleich sowohl bei O Wahi, als bei Muwe, eiserne Schiffsanker gefunden sind, die hinlänglich beweisen, daß dort Schiffe gelegen haben oder verunglückt seyn müssen, so wußte er doch nichts von ihnen zu sagen. Sehr wahrscheinlich ist es übrigens, daß den Spaniern, welche oft aus ihren Entdeckungen in der Südsee ein Geheimniß machten, das Daseyn dieser Inseln schon vor Cook bekannt war.

Mit dem Jahre 1778, da Cook sie entdeckte und ihnen, wie schon erwähnt worden, den Namen des damaligen ersten Lords der Admiralität gab, fängt erst ihre eigentliche Geschichte an. Damals waren sie nicht, wie jetzt, sämmtlich einem einzigen Könige unterworfen, sondern jede Insel hatte ihren besondern Beherrscher, der Jeri-rahi genannt wurde, volle Macht über Leben und Tod seiner Unterthanen hatte, und dem diejenigen von ihnen, welche im Besitz von Ländereien waren, einen Tribut zahlen mußten. Auf O Wahi, wo Cook umkam, regierte damals Teraiopu, von ihm Terreobu genannt.

Der Begleiter Cook's, Capitain King, giebt folgende Schilderung von den Sandwichinsulanern: „Sie sind im Allgemeinen von mittlerer Größe *) und wohl gewachsen. Ihr Gang „und ihre Bewegungen sind anmuthig. Sie laufen mit vieler „Leichtigkeit und können große Beschwerden ertragen. Die Männer „stehen indessen an Kraft und Gewandtheit den Bewohnern der „Freundschaftsinseln ein wenig nach, und die Weiber sind nicht „von so zartem Gliederbau, wie die Tahaïtierinnen. Ihre Farbe „ist ein wenig brauner, und sie sind nicht so hübsch, als die Tahaïtier; indessen haben die Gesichtszüge eines großen Theils von „beiden Geschlechtern etwas Angenehmes und Offenes; besonders „nehmen die schönen Augen und Zähne der Weiber, und ihr sanfter, „gefühlvoller Blick sehr für sie ein. Ihr Haar ist schwarzbraun, „nicht so glatt wie bei den amerikanischen Wilden, und nicht so „kraus wie bei den Negern in Afrika, sondern es wechselt innerhalb dieser Grenzen, fast wie bei uns."

„Auch hier zeichnen sich die Jeri's durch ihre Gestalt vortheilhaft aus, wie auf den andern Südseeinseln. Alle, die wir „gesehen haben, waren vollkommen wohl gebaut. Auch sind sie „selten mit den Geschwülsten und Geschwüren behaftet, die wir „bei der niederen Volksclasse häufig bemerkten, und dem vielen „Salze zuschrieben, mit dem sie das Fleisch und die Fische anrich-

---

*) Das kann höchstens von der niederen Volksclasse verstanden werden; die Jeri's sind fast durchgängig so groß, wie die auf O Tahaïti.

„ten; dagegen thut der unmäßige Gebrauch des Ava-Getränkes „(dessen sich die Leser von Tahaïti her erinnern werden) ihnen vie„len Schaden. Bei denen, welche am meisten dadurch litten, war „der ganze Körper sehr mager und mit einem weißen Ausschlag „bedeckt. Die Augen waren roth und entzündet. Sie zitterten „stark und konnten den Kopf kaum in die Höhe heben. Nicht bei „Allen verkürzt dieses Getränk das Leben; denn Teraiopu, Kau „und einige andere Befehlshaber waren sehr alt, aber es führt im„mer ein frühzeitiges, sieches Alter herbei. Glücklicher Weise ist „der Genuß desselben einer der ausschließlichen Vorzüge der Befehls„haber. Der Sohn des Teraiopu, ein Knabe von zwölf Jahren, „prahlte oft damit, daß er das Recht erhalten habe, Ava zu trinken, „und zeigte mit vieler Zufriedenheit eine kleine Stelle auf seiner „Lende, wo der Ausschlag schon zu bemerken war."

„Ungeachtet des großen, unersetzlichen Verlustes, den die plötz„lich aufgeregte Empfindlichkeit und die Gewaltthätigkeit der Sand„wichinsulaner uns verursacht hat (Cook's Tod), muß ich, um „ihrem Betragen im Allgemeinen Gerechtigkeit widerfahren zu las„sen, sagen, daß ihre Gemüthsart sehr sanft und wohlwollend ist, „und daß sie weder so leichtsinnig und flatterhaft, als die Tahaïtier, „noch so ernst und zurückhaltend, als die Freundschaftsinsulaner „sind. Sie scheinen unter sich in dem besten Vernehmen und auf „einem sehr freundschaftlichen Fuße zu leben. Wir bewunderten „die Zärtlichkeit und große Sorgfalt, mit der die Weiber ihre „Kinder behandelten. Oft halfen ihnen die Männer bei diesen „häuslichen Beschäftigungen mit einer zuvorkommenden Willfährig„keit, die ihren Herzen Ehre macht."

„Wenn man indessen von der Achtung, welche das weibliche „Geschlecht bei ihnen genießt, auf ihre Civilisation schließen wollte, „welches die sicherste Art ist, solche zu beurtheilen, so könnte man „nicht annehmen, daß sie weit vorgeschritten sey. Es ist den Wei„bern nicht allein verboten, mit den Männern zusammen zu essen, „sondern auch die besten Speisen sind ihnen versagt. Sie dürfen „Schweinefleisch, Schildkröten, mehrere Gattungen von Fischen und „einige Arten von Bananen nicht genießen, und man hat uns gesagt,

„daß ein armes Mädchen grausam geschlagen wurde, weil sie auf un„serem Schiffe eine dieser verbotenen Speisen genossen hatte. Die „Frauenzimmer schienen gewöhnlich in Abgeschiedenheit zu leben, und „obgleich wir niemals gesehen haben, daß sie übel behandelt wären, „so ist es doch gewiß, daß man wenig Achtung für sie hatte.“

„Wir wurden jedesmal mit vieler Freundschaft und Gastfrei„heit empfangen, wenn wir an's Land kamen. Fast immer betrug „man sich gegen uns auf die liebenswürdigste Art. So bald wir „an's Land traten, wetteiferten die Einwohner mit einander, uns die „ersten Geschenke darzubringen, uns Speisen zu bereiten und uns „Merkmale ihrer Achtung zu geben. Die alten Leute vergossen Freu„denthränen, und waren sehr zufrieden, wenn sie die Erlaubniß er„hielten, uns zu betasten, wobei sie zwischen uns und ihnen Ver„gleichungen anstellten, die ihre große Bescheidenheit und Demuth „bezeugten.“

„An Geistesfähigkeit scheinen die Sandwichinsulaner in keiner „Hinsicht andern Völkern nachzustehen. Ihre Fortschritte im Feld„bau und die Vollendung ihrer Handarbeiten sind ihrer Lage und den „Vortheilen, welche die Natur ihnen gewährt, ganz angemessen. Die „angestrengte Aufmerksamkeit, mit welcher sie unsere Schmiedearbeit „ansahen, und die verschiedenen Mittel, die sie noch vor unserer Ab„reise erfanden, um dem Eisen, das sie von uns erhalten hatten, „die gehörige Gestaltung zu ihren Bedürfnissen zu geben, bezeugten „uns hinlänglich ihre Gelehrigkeit und Industrie.“

„Unser unglücklicher Freund, Kancena (er ward von den „Engländern, gegen die er sich nie anders, als höchst freundschaftlich „betrug, erschossen), hatte einen großen Hang, sich zu unterrichten, „einen bewundernswürdigen, natürlichen Verstand und eine Lebhaf„tigkeit des Geistes, die man bei Völkern, welche sich noch in dem „Zustande des seinigen befinden, selten antrifft. Er that unzählige „Fragen über unsere Sitten und Gebräuche, unsern König, unsere „Regierungsform, die Bevölkerung und Producte unseres Landes, die „Art, unsere Schiffe und Häuser zu bauen. Er wollte wissen, ob „wir Kriege führten, mit wem und auf welche Veranlassung, auf „welche Art sie geführt würden, welchen Gott wir verehrten,

„und noch vieles Andere, wodurch er einen sehr umfassenden Geist „verrieth."

Was King von der Gutmüthigkeit dieser Insulaner sagt, gewinnt um so mehr Bekräftigung, wenn man bedenkt, daß die Engländer, wie aus ihren eigenen Berichten hervorgeht, sie sehr hart behandelten und Cook nur als ein Opfer eigener Verschuldung fiel. Auch hat King sie von dem Verdacht befreit, daß sie Cannibalen wären, den Andersohn und mehrere Begleiter Cook's auf sie geladen hatten.

Die Neigung zum Stehlen hatten sie, oder vielmehr ihre untere Volksclasse, mit den übrigen Südseeinsulanern gemein, und diese war es, die Cook zu seiner unbesonnenen Strenge veranlaßte, bei der er immer selbst Richter war und sich die größten Gewaltthätigkeiten erlaubte. Wäre er ein so großer Menschenfreund gewesen, als er ein großer Seemann war, so hätte er sein Leben auf O Wahi bei der, den Bewohnern abgedrungenen Nothwehr nicht eingebüßt, wie man in der Folge sehen wird.

Der Gebrauch des Tattowirens fand auch auf den Sandwichinseln statt. Man sah selbst Gesichter mit geraden, sich rechtwinklicht durchschneidenden Strichen gezeichnet und Einige hatten sich sogar die Zunge tattowiren lassen. Auf den Händen und Armen der Frauenzimmer befanden sich hübsche Zeichnungen.

Die gewöhnliche Kleidung beider Geschlechter bestand in nichts anderem, als in einem um die Mitte des Körpers gewickelten Stücke Zeug. Die Frauenzimmer schmückten sich außerdem mit Halsgeschmeiden von Muscheln, oder von einer Art kleiner, rother Bohnen, die hart und glänzend sind, oder trugen ein Halsband von schönen, künstlich zusammengesetzten Federn. Auch ihr Haar war mit letzteren und mit Blumenkränzen geziert. Hübsche Armbänder von verschiedener Art vollendeten ihren Putz.

Die Sandwichinsulaner lebten in Dörfern oder kleinen Flecken von hundert bis zweihundert Wohnungen zusammen, welche unregelmäßig nahe bei einander standen, und durch einen sich krümmenden

Weg verbunden waren. Vor einigen dieser Wohnungen befand sich ein Hof, der mit einem Zaun umgeben war.

Die Nahrung der untern Volksclasse bestand vorzüglich aus Fischen, Jams, süßen Kartoffeln, Tarrowurzeln, Bananen, Zuckerrohr und Brodfrucht. Die Vornehmeren genossen überdem Schweine- und Hundefleisch, das eben so zubereitet ward, wie auf den Societätsinseln. Auch unser zahmes Geflügel fand man hier; es war aber nicht häufig und ward nicht sehr geschätzt. Fische und Fleisch salzten sie häufig ein und schienen dann besondern Wohlgeschmack daran zu finden. Sie waren überhaupt sehr reinlich und besonders beim Essen. Die Art, wie sie ihre Speisen zubereiteten, fanden die Engländer weit schmackhafter, als ihre eigene.

Die Jeri's beschäftigten sich mit dem Bau ihrer Seefahrzeuge und der Verfertigung von Matten; die Frauenzimmer bereiteten die papierartigen Zeuge, welche hier besonders gefärbt oder bedruckt wurden, so daß sie das Ansehen unserer Kattune hatten, und die Hauptarbeiten der Tauton's oder Diener (Kanackas) waren der Feld- oder Gartenbau und das Fischen. Ihre Muße füllten Vergnügungen verschiedener Art aus, wozu vorzüglich der Tanz gehörte, den die jungen Leute beider Geschlechter sehr liebten. Außer mehreren Arten von Trommeln hatten sie keine musikalischen Instrumente, aber ihr Gesang war angenehm. Sehr häufig spielten sie mit schwarzen und weißen Steinchen auf einem Brette, ein Spiel, das viel Aehnlichkeit mit unserem Damenspiel hatte, wegen der größern Anzahl der Felder aber noch mehr Aufmerksamkeit zu erfordern schien. Ein anderes Spiel bestand darin, daß ein Stein unter einem großen Stücke Zeug verborgen ward, und nun die Stelle errathen werden mußte, wo er sich befand. Auch Wettläufe, an denen selbst die Mädchen Antheil nahmen, und sehr gefährlich scheinende Schwimmübungen in der Brandung, wurden zum Vergnügen angestellt. Im Ringen und im Faustkampf zeigten sie nicht so viel Kraft und Gewandtheit, als die Freundschaftsinsulaner. Vorzüglich Kinder belustigte oft ein Spiel, bei dem sie mehrere Bälle nach einander in die Luft warfen und sie eben so wieder mit vieler Geschicklichkeit auffingen.

Ihre Fahrzeuge waren sehr gut gebaut. Das größte gehörte dem Teraiopu. Es war ein doppeltes, 70 Fuß lang, zwölf breit und drei und einen halben tief.

Unter ihren Geräthen waren die Schalen zum Avagetränk der Vornehmen besonders merkwürdig. Sie hatten gewöhnlich acht bis zehn Zoll im Durchmesser, waren vollkommen rund und sehr gut polirt. Das Fußgestell bestand aus drei oder vier kleinen menschlichen Gestalten in verschiedener Stellung. Manchmal trugen diese die Schale auf den Köpfen, manchmal auf den Schultern, oder auf den über die Köpfe aufgehobenen Händen. Diese Figuren waren sehr gut gearbeitet, die Verhältnisse genau beobachtet, und sogar die Anstrengung der Muskeln richtig bezeichnet.

Zu den Künsten, in deren Besitz die Sandwichinsulaner sich befanden, gehörten vorzüglich auch die Gewinnung des Salzes. Die Engländer erhielten es von ihnen in großer Menge und von besonderer Güte.

Ihre Waffen bestanden in Keulen, Lanzen und Dolchen von hartem Holze. Die Bewohner der verschiedenen Inseln führten oft Kriege mit einander. Die Schlachten wurden meistens zur See geliefert, durch Entern, und waren sehr blutig. Wenn die Jeri's in den Krieg zogen, so trugen sie den schon beschriebenen, mit Federn geschmückten Helm, und den aus schwarzen, rothen und gelben Federn zusammengesetzten Mantel. Nur die Jeri-rahi's, oder Könige, trugen ganz gelbe Feder-Mäntel. Jeder König hatte das Bild des Kriegsgottes, eine aus Holz geschnitzte, fürchterliche Caricatur der Menschengestalt, in drohender Stellung, mit offenem Munde, in den große Hundezähne eingesetzt waren. Dieses Götzenbild ward jedes Mal in die Schlacht mitgenommen und das Hauptaugenmerk des Feindes war, es zu erobern, weil dadurch gewöhnlich der Krieg beendigt ward. Ein Theil der Gefangenen ward den Göttern geopfert, wobei kein Blut vergossen werden durfte. Sie wurden daher erdrosselt und alsdann im Marai vor die Götter hingelegt, die Gesichter zur Erde gewandt.

Die Beerdigung der Verstorbenen war eine der heiligsten Hand-

lungen auf diesen Inseln, und von vielen Ceremonien begleitet. Die Leichen wurden in Höhlen gebracht, und wenn das Fleisch in Verwesung übergegangen war, reinigte man die Knochen von demselben, die theils an heiligen Oertern aufbewahrt, theils unter den Verwandten und Freunden der Abgeschiedenen vertheilt wurden, die sie als Reliquien bei sich trugen. Auch verordneten Sterbende nicht selten, daß ihre Knochen in den feurigen Krater auf O Wahi, den die hochverehrte Göttin Pelai bewohnte, geworfen werden sollten.

Daß den Weibern manche Speisen untersagt waren, ist schon angeführt worden. Sie durften auch bei Lebensstrafe das Haus nicht betreten, in welchem die Männer aßen, und waren vom Besuch der Marai's völlig ausgeschlossen. Uebrigens genossen sie große Freiheit, und gaben sogar ihre Stimme bei Berathschlagungen über Krieg und Frieden.

Die religiöse Einrichtung des Tabu's oder Interdicts, welche auf mehreren Südseeinseln angetroffen wird, fand auch hier statt. Tabu erklärte Personen waren unverletzlich, ein tabu erklärtes Stück Land durfte so lange von Niemandem betreten, eine tabu erklärte Thiergattung nicht getödtet oder verfolgt werden, bis das Tabu wieder aufgehoben war. So hatte Tameamea in neuerer Zeit den Diamantenberg, dessen erwähnt worden ist, tabu erklären lassen, weil ein Engländer einige Stückchen Quarz-Krystalle, die er dort gefunden hatte, für Diamanten hielt, den König über den großen Werth derselben belehrte, und dieser nun glaubte, in dem Berge einen ungeheuren Schatz zu besitzen, bis der Irrthum sich aufklärte, da denn das Tabu aufgehoben wurde.

Die Schiffe, welche die Sandwichinsulaner früher gesehen haben mochten, müssen doch wohl sehr klein gewesen seyn; denn als Cook mit den seinigen erschien, hielten sie diese für schwimmende Inseln und glaubten, daß Etua Rono, der noch immer in verehrtem Andenken bei ihnen stand, endlich sein Versprechen erfülle und wieder zu ihnen komme. Die Freude darüber ward bald allgemein, und man beschloß, den so lange entbehrten wohlthätigen Gott, von dem man hoffte, er werde das goldene Zeitalter auf die Inseln zurückführen, mit aller ihm gebührenden Ehrfurcht zu empfangen. Cook

selbst und seine Gefährten scheinen nicht begriffen zu haben, daß man ihm wirklich göttliche Verehrung erzeigte und hielten alle die Ceremonien, die mit ihm angestellt wurden, nur für Merkmale der Achtung, die auch andern, sehr angesehenen Personen erwiesen werde. Auch daß er O Rono [der Rono] genannt wurde, konnte ihnen keinen Aufschluß über die Vorstellung geben, welche man von ihm hatte, da ihnen dieses Wesen nicht bekannt war, und sie begnügten sich zu glauben, daß es ein Ehrentitel sey, der einen Befehlshaber oder Priester bezeichne. Hätte Cook's Betragen die guten Insulaner in ihrem Wahne gelassen, so wäre das gute Vernehmen zwischen ihnen und den Engländern nicht gestört worden; aber er selbst brachte sie von der Meinung zurück, daß er ihr Wohlthäter sey.

Einige Kanacka's glaubten, sich von den Geschenken, die Rono nach seiner Verheißung ihnen brachte, auch heimlich etwas zueignen zu dürfen. Das ließ Cook auf der Stelle sehr hart bestrafen. Der Ertappte ward gepeitscht und auf den Fliehenden geschossen, wodurch Mehrere, zum Theil auch Unschuldige getödtet wurden. So konnte Rono nicht verfahren. Tute, wie sie Cook verstümmelten, war nicht Rono, und sank zum gewöhnlichen Menschen herab. Man hatte Furcht vor ihm, als vor einem mächtigen Befehlshaber, doch keine Verehrung mehr. Das zeigte sich deutlich, als er von seiner Fahrt nach Norden wieder hierher kam. Die Insulaner benahmen sich ganz anders, sie brachten noch immer Schweine und Früchte an die Schiffe, aber sie bestimmten, was sie dagegen haben wollten, statt daß sie vorher Alles als Geschenke oder Opfer dargebracht hatten, und was sie dafür erhielten, gleichfalls als Geschenk betrachteten. Da sie ihre Lebensmittel immer, ihrer Meinung nach, zu hohen Preisen los wurden, so hielten sie die Engländer nun für Menschen, die aus einem Hungerlande kämen, um sich bei ihnen recht zu sättigen. Mit der hohen Meinung war auch die Unterwürfigkeit verschwunden und das gemeine Volk setzte seine Diebstähle um so dreister fort. Indessen blieben der König, die Priester und viele der vornehmsten Jeri's den Engländern noch geneigt. Einer der Letzteren, Namens Parea, gab einen sehr auffallenden Beweis davon

und von seiner grenzenlosen Gutmüthigkeit, den Capitain King selbst erzählt. Es waren wieder Kanacka's, die Einiges entwandt hatten, mit Flintenschüssen verfolgt worden. Obgleich man die Sachen bereits wieder erhalten hatte, glaubte ein englischer Officier doch, sich eines, dem Parea gehörigen Canots bemächtigen zu müssen, welches am Ufer lag. Dieser forderte es zurück, da er an dem Diebstahl unschuldig war. Der Officier verweigerte die Rückgabe, und es entstand dadurch ein Streit, bei welchem Parea einen so heftigen Schlag mit einem Ruderholze auf den Kopf erhielt, daß er besinnungslos zu Boden fiel. Die Insulaner, welche unterdessen in Menge herbeigeeilt waren, sich aber bis dahin ganz ruhig verhalten hatten, wurden über die, ihrem Befehlshaber widerfahrene Beleidigung so empört, daß sie eine Menge Steine auf die Engländer warfen und diese, ihr Boot im Stich lassend, sich durch Schwimmen auf einen nahen Felsen retten mußten. Jetzt fielen die Insulaner über das Boot her und würden es zerstört haben, wenn nicht Parea, der sich wieder erholt hatte, sie davon abgehalten hätte. Er zerstreute den Haufen, winkte den Engländern zu, daß sie zurückkommen möchten, die es auch thaten und sich wieder in ihr Boot setzten. Parea folgte ihnen bald an's Schiff, brachte den Hut eines Midshipmans und einige Kleinigkeiten, die entwandt worden waren, mit, bezeugte sein Bedauern über den vorgefallenen Streit und fragte, ob O Rono ihn tödten werde und ob er am folgenden Tage wieder auf die Schiffe kommen dürfe. (Er hatte den Glauben, daß Cook Rono sey, also noch nicht aufgegeben, oder that wenigstens so, um die Engländer desto eher zu versöhnen.) Nachdem man ihm die Versicherung gegeben hatte, daß er nichts zu besorgen habe, und daß man ihn immer gern sehen werde, berührte er zum Zeichen der Aussöhnung und Freundschaft die Nasen sämmtlicher Officiere mit der seinigen und fuhr dann an's Land zurück.

Da Parea seine Landsleute verhindert hatte, ihre Rache an dem englischen Boote auszuüben, stahlen sie in der Nacht ein anderes, nachdem sie den Strick durchschnitten hatten, mit welchem es an's Schiff gebunden war. Cook gerieth darüber in Wuth und beschloß, den König selbst auf's Schiff zu bringen und ihn als

Geißel zu behalten, bis das Boot zurückgegeben wäre. Eine Maßregel, die er auf andern Inseln bei ähnlichen Gelegenheiten schon mit Glück angewandt hatte. Er ging also selbst wohl bewaffnet, mit Soldaten, die scharf geladen hatten, an's Land, nachdem er den Befehl gegeben hatte, kein Fahrzeug aus der Bucht hinaus zu lassen, weil er sie alle vernichten wollte, im Fall gelindere Maßregeln nicht zulangten, weshalb sämmtliche Böte beider Schiffe, wohl bemannt und bewaffnet, so gestellt wurden, daß sie diesen Befehl ausführen konnten.

Cook ward, nach King's Bericht, am Lande mit vieler Ehrfurcht empfangen. Das Volk warf sich vor ihm zur Erde. Er ging gerade zum alten Könige, der eben der Ruhe pflegte, und lud ihn ein, auf's Schiff zu kommen, wozu dieser auch gleich willig war. Indessen widerriethen ihm mehrere Jeri's, der Einladung zu folgen und suchten ihn davon abzuhalten, so sehr auch Cook in ihn drang. Da faßte Cook den König beim Arm und wollte ihn mit Gewalt wegführen, wodurch das Volk, das sich in Menge versammelt hatte, auf's äußerste empört ward; und als nun noch ein blutender Jeri, der von der andern Seite der Bucht herübergekommen und durch einen Flintenschuß von einem englischen Boote verwundet war, herbeistürzte und dem Könige zurief, er möge ja zurück bleiben, weil es ihm gewiß nicht besser ergehen werde, da durchbrach die Wuth des Volkes die Schranken, in der sie sich noch immer erhalten hatte, und das Gefecht ging an, in welchem Cook und einige Soldaten blieben, die übrigen aber die Flucht ergriffen.

So erzählte Karemaku diese Begebenheit, der er selbst als junger Mann beigewohnt hatte, und damit stimmen auch die Berichte von Cook's Gefährten im Ganzen überein. Einzelne Umstände werden freilich von ihnen anders angegeben; indessen war auf Wahu Jedermann überzeugt, daß sich Alles so genau verhalten habe, wie Karemaku versicherte. Selbst wenn man den Engländern vollen Glauben beimessen wollte, müßte man doch gestehen, daß sie der angreifende Theil waren, und daß Cook's anmaßliches Verfahren bei der Nothwehr der Insulaner eine nicht unverdiente Strafe erlitt.

Johann Reinhold Forster theilt in der Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen Tagebuch einer Entdeckungsreise nach der Südsee in den Jahren 1776 bis 1780, unter Anführung der Capitains Cook, Clerke, Gore und King, Berlin 1781, eine Stelle aus einem Briefe mit, den ihm ein Engländer, der in einer ansehnlichen Bedienung stand, geschrieben hatte, und wo es von Cook heißt: The Captain's Character is not the same now as formerly. His head seems to have been turned. Ueber diese Aenderung Cook's giebt Forster ebendaselbst Aufschluß, indem er sagt: „Cook hatte auf der „ersten Reise die Herrn Banks und Solander mit sich, welche die „Wissenschaften und Künste gebildet. Auf der zweiten waren ich „und mein Sohn seine Reisegefährten, Tischgenossen und täglicher „Umgang. Er mußte demnach vor uns Allen eine Art von Ehr„erbietung und Achtung vor seinem eigenen Charakter und Namen „bekommen. Unsere Denkungsart, unsere Grundsätze, unsere Sit„ten wirkten, durch die Länge der Zeit und das tägliche vor Augen „haben, auf ihn ein, und ließen es ihm nicht zu, grausam gegen „die armen, harmlosen Insulaner der Südsee zu verfahren. Es ist „auch kein einziges Beispiel vorhanden, wo er im eigentlichen Ver„stande als Befehlshaber hart und grausam gegen sie verfahren „wäre; außer ein Mal, da er um eines kleinen Diebstahls willen „die Kanonen nach einem flüchtig gewordenen Ehrich und seinem „Boote lösen ließ, wobei zum Glücke Niemand zu Schaden kam. „Allein da er keine solche Zeugen seiner Handlungen, die nicht un„ter seinem unmittelbaren Befehl standen, auf dieser Reise bei sich „hatte; da es lauter ihm untergebene Leute waren, oder doch „solche, die ohne Erziehung und eine gewisse Reputation, die Ehr„erbietung und Achtung einflößt, selbst den Astronomen, Herrn „Bailey, und den Kräutersammler, Herrn Nelson, nicht ausgenom„men, so war es kein Wunder, daß er die sich selbst und seinem „Charakter schuldige Achtung vergaß, und einige höchst grausame „und unmenschliche Handlungen beging. Ich bin daher überzeugt, „daß wofern die Herrn Banks und Solander, oder ich und mein „Sohn und Dr. Spaarmann mit Capitain Cook auf dieser Reise „mit gewesen, er gewiß nicht auf die Art um's Leben gekommen „wäre."

Die ersten Schiffe, welche nach Cook die Sandwichinseln besuchten, waren die von Meeres, Dikson, Portlock und Coxe, in den Jahren 1786 bis 89. Sie trieben den Handel mit Fellen zwischen der Nordwestküste Amerika's und China, und da waren ihnen diese Inseln zum Ruhepunkt sehr gelegen. Sie fanden eine gute Aufnahme und manche der Insulaner machten mit ihnen die Fahrt nach der amerikanischen Küste. Tianna, einer der ersten Jeri's von O Tuai, ging mit Meeres nach China. Solche Reisen und der fortgesetzte Umgang mit Europäern mußten den Ideenkreis dieser Naturkinder sehr erweitern, und da sie frei von der Unart waren, welche hochcivilisirte europäische Nationen mit den Grönländern gemein haben, sich nämlich für das gescheideste Volk des Erdbodens zu halten, so eigneten sie sich schnell die fremden Sitten und Gewohnheiten an, wozu ihnen der nun immer lebhafter werdende Pelzwerk-Handel, welcher ihnen jährlich mehrere Schiffe zuführte, reichlich Gelegenheit darbot. Vancouver fand daher im Jahr 1792, daß seit Cook's Zeit schon sehr auffallende Veränderungen auf diesen Inseln vorgegangen waren.

Der König Teraiopu überlebte Cook nicht lange. Nach ihm trat sein Sohn Kawarao die Regierung über den größten Theil der Insel O Wahi an. Ein kleinerer Theil fiel seinem nahen Verwandten Tameamea anheim. Kawarao war ein Tyrann und verübte Grausamkeiten, die bisher beispiellos gewesen waren. Während der Mondesveränderung gab es Zeiten, in denen er besonders tabu, oder heilig war. Alsdann durften nur die Priester ihn ansehen, so lange die Sonne am Himmel stand. Hatte jemand anders das Unglück, auch nur zufälliger Weise einen Blick auf ihn zu werfen, so ward er sogleich auf die qualvolleste Art hingerichtet. Mit seiner Grausamkeit verband der wüthende Herrscher auch Eroberungssucht und wollte sich die ganze Insel unterwerfen, weshalb er den Tameamea bekriegte. Dieser junge, kraftvolle Mann zeichnete sich durch Ueberlegenheit des Verstandes und Gewandtheit in den Waffenübungen so aus, daß er zum Sprüchwort ward. Obgleich das Heer seines Gegners dem seinigen an Zahl weit überlegen war, so ward er doch nicht überwunden. Der Krieg, der damals noch nicht mit Feuergewehr geführt wurde, währte

lange und blieb unentschieden. Da vereinigten sich beide Herrscher dahin, ihrem Streit durch einen Zweikampf ein Ende zu machen. Wer in demselben siegte, sollte Herr der ganzen Insel seyn. Beide Könige rüsteten sich und stellten zuvörderst ihre Kriegsgötzen, umgeben von Priestern, auf den Kampfplatz. Darauf begann das Gefecht mit Wurfspießen, worin Kawarao sehr geschickt zu seyn glaubte. Aber er hatte in Tameamea seinen Mann gefunden. Dieser war im Stande, mehrere Spieße, die von verschiedenen Personen zugleich nach ihm geworfen wurden, abzuwehren, und verfehlte dagegen selbst selten sein Ziel. So entging dann auch der blutdürstige Kawarao der Gerechtigkeit des Schicksals nicht. Nach einigen fruchtlosen Würfen von beiden Seiten fiel er, von Tameamea's Spieße durchbohrt, todt zur Erde.

Dieser Zweikampf, durch welchen Tameamea König der Inseln O Wahi und Muwe wurde, welche letztere ebenfalls dem Kawarao gehört hatte, fiel im Jahre 1781 vor. Um seine Herrschaft mehr zu befestigen, heirathete Tameamea die Tochter des Besiegten und erwarb sich nun durch seine milde und einsichtsvolle Regierung die Liebe aller seiner Unterthanen in hohem Grade. Selbst mit vorzüglicher Geisteskraft begabt, vertraute er die wichtigsten Aemter in seinem kleinen Staate nur solchen Personen an, deren Fähigkeiten sie dazu würdig machten. So hatte er in Karemaku eine sehr glückliche Wahl getroffen. Dieser, damals noch junge Mann, der so ganz geeignet war, in die viel umfassenden Ideen Tameamea's einzugehen, ward bald die erste Person nach ihm, unterstützte ihn überall mit Rath und That, und blieb sein treuer Anhänger bis in den Tod. Die Engländer nannten ihn den Pitt der Sandwichinseln.

Jetzt etablirten sich auch Europäer auf O Wahi, unter denen Davis und John Jung dem neu aufblühenden Staate am wohlthätigsten waren. Unter ihrer Anleitung wurden Häuser und Schiffe nach europäischer Art gebaut. Sie bereicherten die Insel mit nützlichen ausländischen Pflanzen, deren Cultur sie verbreiteten, und waren selbst bei den Regierungsgeschäften gute Rathgeber.

Mit Vancouver's Erscheinung ging ebenfalls ein Glücksstern über diese Inseln auf. Ihm verdanken sie, unter dem vielen Guten, das er hier stiftete, auch ihren Reichthum an Rindvieh und Schaafen. Tameamea erklärte diese Thiere auf zehn Jahre tabu, wodurch sie sich so stark vermehrten, daß sie jetzt verwildert die Wälder füllen. Wäre Vancouver an Cook's Stelle gewesen, er hätte den Glauben, daß er Rono sey, nicht zerstört.

Zu seiner Zeit regierte Tameamea nur noch über die Inseln O Wahi und Muwe, war aber schon mit den Beherrschern der übrigen in Krieg verwickelt, in welchem er bereits von Flinten und sogar von Kanonen Gebrauch machte, die er von Schiffen, welche seine Insel besuchten, erhandelt hatte. Er führte sein Heer in jeder Schlacht, zu Wasser und zu Lande, selbst an, und Karemaku war, als erster Befehlshaber nach ihm, sein steter Begleiter. Mit dem Feuergewehr müssen die O Wahier doch damals noch nicht recht umzugehen verstanden haben, da der Krieg, nach Vancouver's Anwesenheit, noch zehn Jahre fortdauerte, bis alle Inseln, mit Ausnahme von O Tuai, der nordwestlichsten, sich unterworfen hatten. Im Jahr 1817 eroberte Tameamea nach vielen mißlungenen Anstrengungen endlich auch diese, und war nun Beherrscher des ganzen Archipels.

Von jetzt an ging sein höchstes Bestreben dahin, seine Nation zu bilden und den Handel zu befördern. Salz und Sandelholz waren die Ausfuhrartikel. Letzteres ward von den Schiffen der nordamerikanischen Freistaaten, welche fast ausschließlich den hiesigen Handel trieben, ziemlich theuer bezahlt und doch mit großem Gewinn in Canton wieder abgesetzt. Man hat mir gesagt, daß die Amerikaner jährlich ungefähr für 300,000 spanische Thaler hiesiges Sandelholz in China verkauften. Tameamea handelte nun auch von den Amerikanern große Handels-Schiffe für Sandelholz ein, die, so wie die im Lande selbst gebauten, theils mit Europäern und theils mit seinen eigenen Unterthanen bemannt wurden, und mit denen er seine Waaren auf eigene Rechnung versandte. Er wußte sich sogar in den Besitz einer kleinen Kriegsflotte zu setzen. Seine von Stein erbaueten Magazine auf O Wahi waren immer gefüllt

mit nützlichen europäischen und amerikanischen Erzeugnissen. Er besaß einen beträchtlichen Schatz an Silbergelde und silbernen Geräthschaften. Seine Festungen waren mit Kanonen von großem Kaliber bepflanzt, und er unterhielt eine Armee von 15,000 Mann, sämmtlich mit Flinten bewaffnet und vorzügliche Schützen. Durch den Spanier Marini bemühte er sich, die Baumwollstaude auf seinen Inseln zu verbreiten, die hier sehr gut gedeiht und eine ungemein schöne Baumwolle giebt. Auch den inländischen Flachs, der an Güte den neuseeländischen übertrifft, suchte er zu vermehren und zu einem Handelsartikel zu machen. Ueberhaupt entging diesem hellen Geiste nichts, was seinem Lande Vortheil bringen konnte, und er strebte mit aller Kraft, es den blühendsten Staaten, von denen er gehört hatte, gleich zu stellen. Jedes Schiff, das in seinen Hafen einlief, war eben so sicher vor Ungerechtigkeiten und Beleidigungen, als in einem europäischen, auch wohl noch sicherer, als in manchen von diesen. So bald eines ankam, liefen in allen Ortschaften Schreier herum, welche dem Volke ankündigten, daß die Ankömmlinge Freunde seyen, gastfrei aufgenommen werden sollten, und daß jede ihnen zugefügte Kränkung strenge bestraft werden würde. Als Tameamea zum ersten Mal ein eigenes Schiff mit Sandelholz nach Canton geschickt hatte und dasselbe dort eine bedeutende Abgabe für den Ankergrund entrichten mußte, meinte er, was man mich bezahlen läßt, kann ich mit gutem Gewissen auch Andere bezahlen lassen; und jedes Schiff mußte nun im äußern Hafen 40, und im innern 80 spanische Thaler erlegen. Wahu, die fruchtbarste und einzige Insel dieser Gruppe, die einen sichern Hafen hat, machte auch unter allen die größten Fortschritte in der Cultur. In Hanaruro siedelten sich mehrere europäische und amerikanische Kaufleute an; Buden entstanden, mit allerlei Waare gefüllt, viele Häuser wurden auf europäische Art zum Theil von Stein, zum Theil von Holz erbaut; unter Letzteren einige in Amerika fertig gezimmert und hier nur zusammengesetzt. Durch Marini's Thätigkeit verbreitete sich das europäische Gemüse, die Weinrebe, die wohl gedeiht, und andere Früchte mehr. Er legte sich auch eine Heerde gezähmter Kühe an. Ziegen, Schaafe und europäisches Geflügel aller Art wurden allgemein. Durch die vie-

len Reisen, welche die Sandwichinsulaner zum Theil auf Tameamea's Schiffen machten, zum Theil auch auf fremden, auf welche sie sich als Matrosen verdungen, wurden die Sitten gebildeterer Völker immer mehr einheimisch bei ihnen. Auch unsere Kleidungsstücke eigneten sie sich an, aber nur ungefähr auf die Art der Tahaïtier. Eine vollständige Kleidung schien ihnen ein überflüssiger Luxus. Selbst Tameamea ging gewöhnlich, so wie er in meiner früheren Reise abgebildet ist, in einem Hemde, Pantalons und einer rothen Weste, ohne Rock, obgleich er mehrere reich gestickte Uniformen hatte, die er aber nur bei feierlichen Gelegenheiten trug. Auch in der englischen Sprache machten diese Insulaner Fortschritte, und Viele können sich in ihr sehr verständlich machen. Tameamea selbst verstand sie, sprach sie aber nicht.

Wer diesen ausgezeichneten Regenten noch näher kennen lernen will, den muß ich auf Vancouver und meine frühere Reise verweisen. Für diejenigen, welche letztere nicht nachlesen wollen, führe ich hier nur ein Paar seiner Aeußerungen aus derselben an. Er ließ mir einen bunten, mit vieler Kunst gearbeiteten Federkragen überreichen, den er selbst im Kriege und bei feierlichen Gelegenheiten getragen hatte, wobei er sagte: „Ich habe gehört, daß euer „Monarch ein großer Held sey; ich liebe ihn darum, weil ich selbst „ein solcher bin und schicke ihm diesen Kragen als Zeichen meiner „Liebe." Indem er einst eine von den Statuen in seinem Marai umfaßte, sagte er: „Diese sind unsere Götter, die ich anbete. Ob „ich recht oder unrecht daran thue, weiß ich nicht; aber ich folge „meinem Glauben, der nicht schlecht seyn kann, da er mir vorschreibt, „keine Ungerechtigkeit zu begehen."

Im Jahr 1819, den 8. Mai n. St., endete Tameamea seine ruhmvolle Laufbahn, zur höchsten Trauer der Eingebornen sowohl, als der fremden Angesiedelten. Seine Leiche ward nach allen Gebräuchen der Religion, deren Anhänger er geblieben war, bestattet. Nachdem sie sich einige Zeit im Marai befunden hatte, wurden die gereinigten Knochen unter seine Verwandten und vornehmsten Diener vertheilt. Nach der Landessitte waren schon längst zwei Personen bestimmt, dereinst bei seinem Tode mit ihm begraben zu wer-

den. Er hatte verordnet, daß das nicht geschehen solle, und es unterblieb.

Sein ältester Sohn und gesetzlicher Nachfolger Lio Lio, oder Rio Rio, wie die Engländer aussprechen, da es schwer ist, bei den Sandwichinsulanern das L und R zu unterscheiden, trat nunmehr die Regierung unter dem Namen Tameamea der Zweite an. Leider war der Geist seines Vaters nicht auf ihn vererbt, und schon seine Leidenschaft für den Trunk machte ihn unfähig, den jungen Staat zu regieren, der einen so raschen Aufschwung zur Civilisation genommen hatte und eines tüchtigen Lenkers bedurfte, um keine falsche Richtung zu bekommen. Auf die Schwäche des Nachfolgers gründeten schon in den letzten Lebensjahren Tameamea's die Befehlshaber einiger Inseln und vorzüglich der von O Tuai die Hoffnung, sich nach seinem Tode unabhängig machen zu können, und schritten nun zur Ausführung ihres Vorhabens. Aber Karemaku, des verstorbenen Königs treuer Freund und Rathgeber, dem die ganze Nation mit großer Liebe anhing und dessen heller Geist leicht übersah, welche unglückliche Folgen die Zertheilung der Macht auf diesen Inseln hervorbringen würde, nahm sich des Sohnes seines Freundes mit eben der Vaterlandsliebe an, mit der er dem verstorbenen Könige gedient hatte. Durch die Gewalt seiner Beredtsamkeit, und, wo diese fruchtlos blieb, durch die der Waffen, dämpfte er den Aufruhr bald und stellte überall die Ordnung wieder her; aber Liebe für den neuen König konnte er dem Volke nicht einflößen, und der Keim zu künftigen Unruhen schien noch nicht ganz erstickt zu seyn. Deshalb wählte der König die Insel Wahu zu seinem Aufenthalt, weil diese unter allen in den besten Vertheidigungsstand gesetzt war und er sich dort am sichersten glaubte. Jetzt überließ er sich ganz rücksichtlos seinen Ausschweifungen und sank dadurch immer mehr in der Meinung seiner Unterthanen. Karemaku war der gute Genius, der über das Land wachte, während sein Gebieter sich die Zeit mit Orgien vertrieb, bei denen er oft eine ganze Bouteille Rum auf einen Zug ausleerte.

Bei einer so wüsten Lebensart konnte der ohnehin beschränkte Verstand des Monarchen eben nicht auf nützliche, das Wohl seiner

Unterthanen befördernde Einrichtungen verfallen; indessen wollte er doch etwas für ihre Bildung thun, und sie wenigstens von einem Wahn befreien. Er war ein Freigeist, in der übeln Bedeutung des Wortes. Er haßte die Religion seines Landes, weil sie ihm Zwang auflegte, und beschloß, sie zu vertilgen, nicht um eine andere bessere, zu der sein matter Geist sich nicht erheben konnte, an ihre Stelle zu setzen, sondern um sich und seine Unterthanen von Beschränkungen zu befreien, die er sämmtlich für unnütz hielt, obgleich auch die Vorschriften der Moral mit unter ihnen begriffen waren, weshalb sein Vater sich ihnen bis zu seinem Tode willig unterworfen hatte.

Bereits im fünften Monat seiner Regierung führte er diesen Vorsatz, ungeachtet aller Gegenvorstellungen Karemaku's auf eine brutale Art aus. Mit einigen Häuptlingen, den Genossen seiner Ausschweifungen, schon einverstanden, veranstaltete er eine große Mahlzeit, zu der die vornehmsten Insulaner eingeladen wurden. Nachdem der Wein und der Rum gehörige Wirkung gethan hatten, wurden Weiber herbeigeholt und gezwungen, an der Mahlzeit Theil zu nehmen. Diese armen Geschöpfe, welche die Absicht des Königs nicht erriethen, waren höchst erschrocken, eine Entheiligung begehen zu müssen, auf welcher Lebensstrafe stand. Indessen half ihr Widerstreben nichts. Sie mußten sich nicht allein zu den Männern hinsetzen, sondern auch Schweinefleisch genießen, wodurch zum großen Erstaunen derjenigen Gäste, die nicht in dem Geheimniß waren, ein doppeltes Tabu auf königlichen Befehl gebrochen wurde. Es entstand ein Murren, aber der größte Theil der Gäste war durch die geistigen Getränke gewonnen, und nun erklärte der König laut, was er eigentlich beabsichtige. Furcht und Entsetzen ergriff einen großen Theil der Zuhörer. Man fragte ihn, was die Götter denn Böses gethan hätten, daß er sie absetzen wolle, und suchte ihn zu bewegen, ihren Zorn nicht zu reizen, der ihm und dem ganzen Lande Verderben bringen werde. Da sprang der König mit wüthender Gebehrde auf und rief aus: „Ihr seht, wir haben bereits „strenge Tabu's gebrochen und die Götter haben es doch nicht „bestraft, folglich vermögen sie es nicht; eben so wenig, als sie im „Stande sind, uns etwas Gutes zu erweisen. Unser Glaube war

„Irrthum und taugt zu nichts. Kommt, laßt uns die Marai's „zerstören und von nun an sey gar keine Religion mehr!" Die Anhänger des Königs folgten ihm sogleich; und da in Hanaruro durch den beständigen Verkehr mit fremdem Schiffsvolk Zügellosigkeit und Ausschweifungen sehr eingerissen waren, so verstärkte sich der wilde Haufen bald durch eine Menge von Leuten, denen nichts mehr heilig war. Im königlichen Marai angelangt, erschraken doch Einige bei dem Anblick der Götzenbilder und fürchteten sich vor ihnen; da aber der König selbst mit einigen seiner Anhänger sie zu mißhandeln anfing und abermals keine Strafe erfolgte, so gewannen sie bald wieder Muth und bald waren sämmtliche Marai's von Grund auf zerstört.

Hätte Rio Rio nur die Mißbräuche seiner Religion abgeschafft und das, was in jeder ehrwürdig ist, beibehalten, so hätte seine Regierung sich durch eine große Wohlthat ausgezeichnet, statt daß er jetzt, was seinem Volke das Heiligste war, mit roher Hand antastend, nur Verwirrung stiftete und Anlaß zu Blutvergießen gab. Sein thörichtes Verfahren hätte leicht seinen Untergang und die übelsten Folgen für das Land herbeiführen können, wenn nicht wieder Karemaku sein Retter gewesen wäre.

Mehrere Jeri's, welche die Ansichten des Königs nicht theilten, hatten sich von der Mahlzeit weggeschlichen und, in Verbindung mit den Priestern, das Volk aufgefordert, seine Götter durch die Gewalt der Waffen zu vertheidigen. Sie bildeten eine Parthei, welche, ihren Kriegsgott bei sich führend, Feindseligkeiten anfing. Als die Kunde von der Beleidigung der Götter auf die übrigen Inseln gelangte, brachen auch dort Empörungen aus. Karemaku, der an der Zerstörung der Marai's keinen Antheil genommen hatte, das Vorgefallene zwar nicht billigte, es aber doch nun nicht mehr ungeschehen machen konnte, und die Folgen übersah, welche die Empörung haben konnte, sammelte, noch immer der Liebling der Nation, schnell ein Heer, mit dem er überall Ruhe stiftete, wo er erschien. Nur auf der großen Insel O Wahi fand er kräftigen Widerstand, bis es ihm nach mehreren blutigen Schlachten gelang, den Kriegsgott zu erobern. Da die Empörer in der Schlacht auch

ihren Anführer verloren hatten, so glaubten sie nunmehr von ihren Göttern ganz verlassen zu seyn, zerstreuten sich, und Karemaku kehrte, nachdem er auch hier wieder Ordnung hergestellt hatte, nach Wahu zurück.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß ein Volk, welches mit so großer Ehrfurcht seinen Glauben und seinen Priestern angehangen hatte, wovon ich selbst in früherer Zeit oft Zeuge war, sich so schnell darein fand, daß seine Heiligthümer zerstört und seine Ueberzeugungen als Irrthümer dargestellt wurden, und daß dieses Volk wenigstens ohne alle äußere Religionsübungen ruhig blieb. Indessen sah Karemaku ein, daß ein solcher Zustand nicht fortdauern könne und daß die Einführung einer Religion dem Volke nöthig sey. Er beschloß daher, seinen Landsleuten mit einem guten Beispiel vorzugehen und, so bald sich eine Gelegenheit dazu fände, die christliche Religion, zu der er sich längst hingeneigt hatte, nach den Gebräuchen der Kirche anzunehmen und sich öffentlich zu ihr zu bekennen. Noch in demselben Jahre (1819) landete hier der Capitain Freycinet auf seiner Reise um die Welt, der einen Geistlichen bei sich hatte, durch welchen Karemaku und sein Bruder Boki die katholische Taufe empfingen.

Zu dieser nämlichen Zeit bildete sich in den nordamerikanischen Freistaaten eine Gesellschaft Missionaire, die nach den Sandwichinseln gehen wollten, um dort das Christenthum zu verbreiten, ohne daß sie noch von der dort vorgefallenen Bilderstürmerei, welche die Ausführung ihres Vorsatzes sehr erleichtern mußte, etwas vernommen hatte. Sie bestand aus sechs Familien, und brachte zwei junge Sandwichinsulaner mit, die bereits in ihrer Schule vorbereitet waren. Im April 1820 erschienen diese Missionaire bei Wahu; der König aber, der ihre Absicht erfuhr, erlaubte ihnen nicht zu landen, und verlangte, daß sie wieder absegeln sollten. Da legte sich Karemaku wieder ins Mittel und suchte den König zu überzeugen, daß die christliche Religion eine der größten Wohlthaten für seine Unterthanen seyn würde, die sich doch zu einer bekennen müßten. Nun versammelte der König die vornehmsten Jeri's und verordnete, nach vierzehntägiger Berathschlagung mit

ihnen, daß den Missionairen ein Stück Land mit der Erlaubniß eingeräumt werden solle, eine Kirche zu bauen und ihre Lehre zu predigen, jedoch unter der Bedingung, daß sie, im Fall es einen schädlichen Einfluß auf das Volk habe, die Insel sogleich verlassen sollten. Die Missionaire gingen die Bedingung ein, etablirten sich auf Wahu und von dort aus auch bald auf den andern Inseln. Ihre ersten Bemühungen gingen dahin, den König, seine Familie und die vornehmsten Jeri's zu gewinnen, was ihnen auch gelang. Da diese sich bald zu ihrem Glauben bekannten, so hatten sie festen Fuß gefaßt, und konnten sich um so zuversichtlicher der Ausführung ihrer Pläne überlassen. Sie erlernten die Sprache der Eingebornen schnell und gründlich, unterrichteten sie im Lesen und Schreiben, was die Insulaner leicht begriffen, und im Jahr 1822 erschien auf Wahu das erste gedruckte Buch in der Sprache dieser Inseln, nach der größten derselben, gewöhnlich die OWahi-Sprache genannt, welches nichts als geistliche Lieder enthält. Die christliche Religion verbreitete sich dabei immer mehr ohne Zwang und Blutvergießen, wie auf OTahaïti, und versprach die beglückendsten Folgen. Die Missionaire waren Protestanten; der Katholik Karemaku trug aber kein Bedenken, sich ihrer Lehre anzuschließen, da er wohl wenig Begriffe von den Glaubenssätzen haben mochte, welche diese Kirche trennen.

Indessen war das Volk, ungeachtet aller Anstrengungen Karemaku's, noch nicht ganz zufrieden gestellt. Der alte Glaube hatte noch immer heimliche Anhänger und der König wußte sich weder Achtung noch Liebe zu erwerben. Es waren daher immerfort aufrührerische Bewegungen zu befürchten. Deshalb hielt sich Rio Rio selbst durch seine Verschanzungen auf Wahu nicht hinlänglich gesichert und beschloß, auf den Rath einiger Europäer, eine Reise nach England zu machen, in der Hoffnung, daß während seiner Abwesenheit die Unruhen austoben würden. Die Regierung vertraute er dem treuen Karemaku und der Favorit-Gemahlin seines Vaters, Kahumanna, gemeinschaftlich an, und ging im Jahr 1824 auf einem nordamerikanischen Schiffe nach England, begleitet von seiner Gemahlin, von Karemaku's Bruder, Boki, und noch einigen seiner vornehmsten Unterthanen. Aus dem Schatze, den sein Vater hinterlassen hatte, nahm er 25,000 spanische Piaster mit.

Bald nach des Königs Abreise brach auf der Insel O Tuai ein förmlicher Aufruhr aus. Der ehemalige Beherrscher derselben, Tamari, war gestorben, und sein Sohn, ein junger Mann, in den nordamerikanischen Freistaaten erzogen, wo er indessen nicht in die besten Gesellschaften gerathen war, wollte sich die Herrschaft über die Insel wieder zueignen. Karemaku und Kahumanna eilten sogleich mit einem Heere dahin, und als wir in dem Hafen von Hanaruro anlangten, währte der Krieg auf O Tuai noch fort. Man glaubte indessen, daß er bald glücklich beendigt seyn werde. In Abwesenheit der Regenten führte eine andere Gemahlin Tameamea's, Nomahanna, der ein Jeri, Namens Chinau, als Gehülfe zugesellt war, die Regierung auf Wahu.

Am Morgen nach unserer Ankunft fuhr ich mit einigen Officieren an's Land, um der Königin Nomahanna meine Aufwartung zu machen. Am Landungsplatze trafen wir den Spanier Marini, der uns als Dolmetscher zu Ihrer Majestät begleitete. Unterwegs begegneten mir mehrere Bekannte von meinem frühern hiesigen Aufenthalte her und riefen mir ein freundliches Aroha! zu. In der Art sich zu kleiden, hatten sie eben keine Fortschritte gemacht. Ihr ganzer Anzug bestand noch immer aus wenigen einzelnen europäischen Kleidungsstücken, in denen sie genügsam und selbst gefällig herum wandelten. Die Wohnung Nomahanna's lag nahe bei der Festung am Ufer. Es war ein aus Bohlen nach europäischer Art zusammen gezimmertes niedliches Häuschen von zwei Etagen, mit schönen großen Fenstern und einem Balkon, auch recht hübsch mit Oelfarbe angestrichen. Auf der Treppe empfing mich Chinau, der Gouverneur von Wahu, in tiefem Negligé. Er hatte blos eine rothtuchene Weste an, die aber nicht für seinen colossalen Körper gemacht war, denn sie ließ sich nicht zuknüpfen. Seinen Gang hatte er sich durch Schuhe, wie bei uns die Fischer sie tragen, sehr erschwert. Er reichte mir mit wiederholtem Aroha! sehr wohlwollend die Hand, und führte mich ins zweite Stockwerk, wo Alles ein recht sauberes und elegantes Ansehen hatte. Die Treppe war von unten an bis zur Thür des Zimmers der Königin mit Kindern, Erwachsenen und sogar alten Leuten beiderlei Geschlechts besetzt, die unter Nomahanna's eigener Anleitung eifrig beschäf-

tigt waren, sich aus A-B-C-Büchern im Lesen und auf Tafeln im Schreiben zu üben, welche Philanthropie ihr Ehre macht. Auch der Gouverneur hatte ein A-B-C-Buch in der Hand, in welchem ein aus Knochen zierlich gearbeitetes Stäbchen zum Hinzeigen auf die Buchstaben lag. Einige Grauköpfe waren wohl mehr des guten Beispiels wegen hier erschienen, als aus Lernbegierde, denn sie hielten ihre Bücher zum Theil verkehrt in der Hand, so daß die Buchstaben auf dem Kopfe standen, und thaten doch, als ob sie eifrig studirten. Der Anblick dieser sehr mangelhaft gekleideten Schüler und Schülerinnen war nicht dazu geeignet, mir das feierliche Ansehen zu geben, mit dem ich vor einer Königin hätte erscheinen müssen. Die Thüren wurden geöffnet, ich trat herein und Chinau stellte mich Ihrer Majestät als den Capitain der angekommenen russischen Fregatte vor. Das Zimmer war auf europäische Weise mit Stühlen, Tischen und Spiegeln möblirt. In einer Ecke befand sich ein gewaltig großes Bette, mit seidenen Vorhängen geschmückt. Die Diele war mit schönen feinen Matten bedeckt. Auf diesen lag Nomahanna in der Mitte des Zimmers, der Länge nach ausgestreckt auf dem Bauche, den Kopf nach der Thür zugewandt, und stützte die Arme auf ein seidenes Polster. Zwei junge Mädchen, in leichten Zitzgewändern, saßen mit untergeschlagenen Beinen zu beiden Seiten der Königin und wehten ihr mit großen, an langen Rohrstielen befestigten Federbüschen die Fliegen ab. Nomahanna, höchstens vierzig Jahr alt, genau 6 Fuß, 2 Zoll lang, und etwas über zwei Ellen im Umfange, hatte ein blau seidenes Kleid nach etwas veraltetem europäischen Schnitte an. Das kohlenschwarze Haar war auf der Mitte des kugelrunden Kopfes in einer Flechte zusammen gebunden. Die platte Nase und die aufgeworfenen Lippen waren eben nicht reizend, und doch hatte der Ausdruck ihres Gesichtes etwas Angenehmes und Einnehmendes. Man mußte ihr gut werden. Als sie mich erblickte, schob sie das Gesangbuch, in welchem sie eben gelesen hatte, zur Seite, verwandelte mit Hülfe einiger Diener ihre liegende Stellung in eine sitzende, reichte mir, von einem freundlichen Aroha! begleitet, die Hand, und lud mich ein, mich auf einen Stuhl neben ihr nieder zu lassen. Nomahanna hatte ein besseres Gedächtniß, als ich. Sie erkannte sogleich in mir

den nämlichen russischen Officier, der früher den verstorbenen König Tameamea auf der Insel O Wahi besucht hatte. Ich ward damals auch den Königinnen vorgestellt; da aber Nomahanna sich seitdem so stark arrondirt hatte, so kannte ich sie nicht wieder. Sie wußte, wie sehr ich ihren verstorbenen Gemahl geschätzt hatte. Mein Erscheinen brachte bei ihr daher auch eine lebhafte Erinnerung an ihn hervor und sie konnte sich der Thränen nicht enthalten, als sie von seinem Tode sprach. „Das Volk" sagte sie „hat in ihm seinen Vater und Beschützer verloren. Was nun „das Schicksal dieser Inseln seyn wird, ist nur dem Gott der Chri„sten bekannt." Jetzt eröffnete sie mir auch mit vieler Selbstzufriedenheit, daß sie eine Christin sey und täglich mehrere Mal das Bethaus besuche. Um zu erfahren, in wie fern sie das Christenthum wirklich kenne, that ich ihr durch Marini die Frage, aus welchem Grunde sie unserer Religion den Vorzug vor ihrer früheren gebe. Sie erwiederte darauf, daß sie diesen Grund eigentlich nicht angeben könne, daß aber der Missionair Bengham, der so außerordentlich fertig pala pala (lesen und schreiben) verstehe, ihr gesagt habe, der christliche Glaube sey der beste; auch sehe sie selbst, daß die Europäer und Amerikaner, die diese Inseln besuchen, ihre Landsleute an Kenntnissen weit übertreffen, und da diese gescheideren Leute alle Christen seyen, so müsse sie schon daraus schließen, daß diese Religion die vernünftigere sey. „Im Fall wir aber bemerken „sollten," setzte sie hinzu, „daß sie für unser Volk nicht taugt, so „würden wir eine andere annehmen." Man sieht daraus, wie wenig auch die hiesigen Missionaire im Stande gewesen sind, das Christenthum so darzustellen, daß es sich die innige Verehrung erworben hätte, welche ihm, in seiner reinen Gestalt, auch das roheste Gemüth nicht versagen kann. Zum Beschluß führte Nomahanna noch mit einer Art Triumph den Vortheil an, daß das weibliche Geschlecht, welches ehemals blos auf Hundefleisch eingeschränkt gewesen sey, seinen Appetit jetzt auch an Schweinefleisch stillen könne. Hier änderte ein plötzlich aufblitzender Gedanke ihre Gesichtszüge und ihren Ton. Mit einem tiefen Seufzer rief sie aus: „Was würde „Tameamea sagen, wenn er die Veränderungen sähe, die bei uns „vorgegangen sind! Keine Götter, keine Marai's mehr; Alles

„zerstört! Zu seiner Zeit war's doch besser. Wir werden nie wieder einen solchen König haben!" Ihre Thränen flossen wieder. Sie entblößte ihren rechten Arm und zeigte mir ihn. Es waren auf demselben mit lateinischen Buchstaben in der O Wahi=Sprache die Worte tattowirt: „Unser guter König Tameamea ist „am 8. May 1819 gestorben." Dieses Zeichen der Trauer um den allgeliebten Monarchen, das nicht abgelegt werden kann, wie unsere Florstückchen, das den Trauernden bis ins Grab folgt, findet man sehr häufig bei den Sandwichinsulanern, und es bezeugt, wie sehr sie sein Andenken ehren; aber einen noch stärkeren Beweis ihres Schmerzes über seinen Verlust gaben sie dadurch, daß Alle, an seinem Todestage, sich einen Vorderzahn ausschlugen, wodurch die ganze Nation beim Sprechen etwas Pfeifendes hat. Mehrere haben sich sogar die angeführten Worte auf die Zunge tattowiren lassen, wovon Chinau mich überzeugte, indem er die seinige, auf welcher sie sich befanden, lang herausstreckte. Es ist zu verwundern, daß diese schmerzhafte Operation, die eine starke Geschwulst nach sich zieht, keine schlimmen Folgen gehabt hat.

Für die Schreibekunst war Nomahanna ganz enthusiastisch eingenommen. Sie sagte, früher wäre sie nur im Stande gewesen, sich mit Leuten zu unterhalten, die ganz in ihrer Nähe waren; jetzt könnten sie, so weit sie wollten, entfernt seyn, und sie flüstere ihnen ihre Gedanken doch leise ins Ohr. Hier gab sie mir auch das Versprechen, einen Brief an mich zu schreiben, damit ich, wie sie sagte, in Rußland Jedermann zeigen könne, daß Nomahanna zu schreiben verstehe.

Unser Gespräch ward durch Wagengerassel und laute Menschenstimmen unterbrochen. Ich sah zum Fenster hinaus und erblickte einen kleinen Blockwagen, vor welchen sich eine Menge rüstiger Jünglinge gespannt hatten, die von der besten Laune waren. Ich fragte Marini, was das zu bedeuten habe, und er sagte mir, die Königin werde nach der Kirche fahren. Bald darauf trat ein Bedienter herein und meldete, daß die Equipage bereit sey. Nomahanna war so gütig, mir den Vorschlag zu machen, mit ihr zu fahren. Da ich befürchtete, daß eine abschlägliche Antwort

sie kränken könnte, so nahm ich das gnädige Anerbieten mit Dank ganz ernsthaft an, so lächerlich mir auch schon im Voraus das Schauspiel erschien, das wir geben würden.

Die Königin setzte nun einen weißen Callico=Hut auf, der mit vielen chinesischen Blumen geziert war, nahm einen großen chinesischen Fächer in die Hand, zog ein Paar derbe Matrosenstiesel an und so machten wir uns auf den Weg. Als wir die Treppe herunter gingen, gab sie ein Zeichen, daß die Schule für dieses Mal geschlossen sey, was den Schülern, besonders den alten, nicht unangenehm zu seyn schien. Unten an der Thür erwartete uns ein großer Haufe Neugieriger, welche das Vergnügen haben wollten, mich mit ihrer Königin fahren zu sehen. Die jungen Leute vor dem Wagen wieherten vor Freude darüber, und warteten auf den Befehl, sich in Lauf zu setzen; aber es nahm etwas Zeit weg, ehe wir uns auf unseren Plätzen gehörig eingerichtet hatten. Der Wagen war ein wenig schmal und meine Gefährtin sehr breit, so daß ich also ganz auf den Rand zu sitzen kam, wo ich bei der Fahrt leicht das Gleichgewicht hätte verlieren können. Um diesem Uebel vorzubeugen, umschlang mich die Königin mit ihrem kraftvollen dicken Arm, und hielt mich fest. Diese Attitüde und der Contrast, den unsere Gestalten bildeten, muß einen höchst komischen Anblick gewährt haben. Nachdem wir uns so eingerichtet hatten, setzte sich der Gouverneur Chinau in seiner schon beschriebenen Kleidung, zu der nur noch ein runder Hut kam, auf einen mageren Gaul ohne Sattel, und gab das Zeichen zur Abfahrt, worauf es in vollem Galopp davon ging und die Königin in der That zu thun hatte, mich nicht zu verlieren. Chinau führte den Zug an. Das Volk strömte von allen Seiten mit dem Ausruf Aroha Maita! herbei; unser Anspann vermehrte sich immer mehr, und auch hinter dem Wagen fanden sich eine Menge Leute ein, die sich um den Vorzug stritten, ihn vonwärts schieben zu helfen. So fuhren wir durch den ganzen Flecken Hanaruro der Länge nach hindurch, und langten ungefähr nach einer Viertelstunde wohlbehalten bei der Kirche an, die auf einer unfreundlichen Fläche liegt, und sowohl in der Bauart, als inneren Einrichtung, ganz der auf O Tahaïti gleicht, die ich schon beschrieben habe. Sie war sehr leer. Nomahanna und ein altes Frauen=

zimmer waren die einzigen Personen weiblichen Geschlechts, und Chinau, ich und einige wenige Andere die einzigen Männer, aus denen die Versammlung bestand. Selbst die, welche uns gefahren hatten, traten nicht herein. Man sah, daß der Einfluß der Missionaire hier bei weitem noch nicht so stark war, als in O Tahaïti, und daß hier das Volk noch nicht mit dem Stock ins Bethaus getrieben wurde. Auch wird es schwerlich gelingen, die Gemüther hier so zu fesseln, wie dort, wo nur selten Fremde hinkommen, welche in die Wirksamkeit der Missionaire störend eingreifen. Hier herrscht ein beständiger Verkehr mit Ausländern, welche zwar Christen sind, die aber theils die Nothwendigkeit, sich mit Lebensmitteln zu versorgen, theils bloße Gewinnsucht hierher bringt. Sie treiben den Handel gewöhnlich mit großer Verschlagenheit, und es liegt ihnen nichts daran, religiöse Ideen unter den Insulanern zu befördern. Im Gegentheil wirken sie ihnen stark entgegen. Die fremden Matrosen sind, mit wenigen Ausnahmen, sehr roh und tragen ihre Laster auf die Insulaner über. Solche, die auf den Schiffen Verbrechen begangen haben und sich vor Strafe fürchten, laufen davon und siedeln sich auf den Inseln an, welches zu Tameamea's Zeiten strenge verboten war, jetzt aber aus christlicher Liebe geduldet wird. Diesen ist nichts mehr heilig, da sie sich schon einmal gegen ihren innern Richter empört haben, und sie verspotten daher die Lehre der Missionaire, welche auf ihrer Seite durch manche sonderbare Grundsätze und Vorschriften auch starke Blößen geben.

Nachdem Herr Bengham seine Predigt in der O Wahi-Sprache, die sehr gut gewesen seyn mag, eigentlich den leeren Bänken vorgetragen hatte — denn die Geister der wenigen Anwesenden waren offenbar mit andern Dingen beschäftigt, und ich verstand ihn nicht — traten wir unsere Rückfahrt auf die nämliche Weise, als wir gekommen waren, an. Bei der Königin angelangt, empfahl ich mich ihr bald, und erhielt das Versprechen, in Ueberfluß mit frischen Lebensmitteln versorgt zu werden. Auch befahl sie, auf mein Ersuchen, uns ein Häuschen zu astronomischen Beobachtungen einzuräumen, welches in der Nähe ihrer Wohnung lag, und von dem unser Astronom, Herr Preus, auch am folgenden Tage schon Besitz nahm.

Unsere Ankunft hatte viele Sensation auf der Insel gemacht. Ein fremdes Kriegsschiff mußte hier eine auffallende Erscheinung seyn, und daß es vollends ein russisches war, erregte große Besorgniß, da der wahnsinnige Doctor Scheffer im Jahre 1816, ohne Vorwissen unserer Regierung, die Insel O Tuai gegen Tameamea aufgewiegelt hatte, in der Absicht, sie Rußland zuzuwenden, welcher tolle Streich, ungeachtet er von dem Kaiser Alexander sehr gemißbilligt wurde, hier die Furcht vor ähnlichen Unternehmungen zurück gelassen hat. Auch ist von Engländern, sogar in Schriften, die unsinnige Idee verbreitet worden, daß Rußland die Absicht habe, sich in den Besitz der Sandwichinseln zu setzen und daß Rio Rio nur deshalb nach England gereiset sey, um den Schutz dieser Macht gegen Rußland zu erflehen. Aus der Protector-Miene, welche England gegen diese Inseln schon seit langer Zeit angenommen hat, scheint mir dagegen, daß es selbst im Stillen einen solchen Vorsatz hegt und vielleicht nur eine günstige Gelegenheit erwartet, um ihn auszuführen, obgleich die Engländer sich das Ansehen geben, die Souverainität der Beherrscher der Sandwichinseln anzuerkennen und der König von England den Tameamea, in einem Schreiben an ihn, Ihro Majestät nannte. Doch bin ich weit entfernt, das mit Gewißheit zu behaupten. Was die Furcht vor uns noch vermehrte, war ein, kurz vor unserer Ankunft, hier verbreitetes mexicanisches Zeitungsblatt, das die englischen Faseleien aufwärmte. Indessen währte das Mißtrauen gegen uns nicht lange. Meine Freundschaftsversicherungen und das vorzüglich gute Betragen der ganzen Equipage, durch welches sie sich so vortheilhaft vor denen der übrigen hier liegenden Schiffe auszeichnete, erwarben uns bald Vertrauen und Liebe. Zum Ruhm meiner Mannschaft muß ich sagen, daß ich während unseres ganzen hiesigen Aufenthaltes niemals Ursache gehabt habe, mit ihrer Aufführung unzufrieden zu seyn, so stark auch die Verführung zur Liederlichkeit durch die Matrosen der Handlungsschiffe und die hier etablirten war. An jedem Sonntage ward immer der größte Theil der Mannschaft an's Land gelassen. Das war in Hanaruro allgemein bekannt. Daher warteten an diesem Tage immer eine Menge Wahuaner am Ufer auf das Boot von unserem Schiffe, um ihre Freunde gleich in Empfang zu neh-

men, und es war eine Freude, anzusehen, wie unsere Leute gleich nach ihrer Landung mit den Eingeborenen Paarweise und mit verschlungenen Armen davon zogen.

Die Zeit ging uns bei unseren Beschäftigungen angenehm hin, wozu das schöne Clima am meisten beitrug. Leider überzeugten mich meine täglichen Besuche in Hanaruro, daß die Wahuaner im Ganzen nicht mehr die gutmüthigen, unschuldigen Kinder von ehemals sind. Die Auswürflinge fremder Nationen, die sich unter ihnen angesiedelt haben, und das rohe Schiffsvolk, das sie besucht, sind ihren Sitten sehr nachtheilig geworden. Wovon man zu Tameamea's Zeit nie hörte, betrügen, stehlen, Nachts die Häuser untergraben und einbrechen, fällt jetzt häufig vor. Nur bis zum Morden haben die Verderber dieser guten Insulaner sie noch nicht gebracht; indessen wird ein kurz vor unserer Ankunft hier gegebenes Beispiel sie vielleicht auch darauf leiten. Die dem Trunke sehr ergebene Mannschaft eines englischen Wallfischjägers empörte sich gegen ihren Capitain, und ein Matrose gab ihm einen Schlag auf den Kopf, der seinen Hirnschädel so verletzte, daß der arme Mann wahnsinnig ward und trotz aller Bemühungen unserer Aerzte nicht ganz hergestellt werden konnte. Zwar kam er wieder etwas zu sich, so daß er lichte Augenblicke hatte und versöhnte sich auch mit der Mannschaft, die ihn wieder aufnahm und angeblich nach England absegelte; indessen habe ich Ursache zu glauben, daß dieses Schiff dort nicht angekommen ist.

Ich war sehr unangenehm überrascht, die Cultur in Hanaruro so weit gediehen zu finden, daß bereits an mehreren Häusern Schilder hängen, welche die Vorübergehenden zum Zechen einladen. Die Wirthe in diesen Saufhäusern sind verlaufene Matrosen, und man kann sich denken, daß sie ihres Vortheils wegen alle Mittel anwenden, das Volk zur Liederlichkeit zu reizen. Auch findet man diese Branntweinschenken gewöhnlich stark besetzt. Es giebt auch elegantere Wirthshäuser, wo Kanacka's und Matrosen nicht hinkommen, sondern nur Jeri's und Schiffscapitaine sich versammeln. Gezecht wird hier nicht minder, aber daneben Billard und Whist gespielt. Besonders das Letztere lieben die Wahuaner sehr und

sind Meister darin. Man sieht überall, selbst auf den Straßen und auf bloßer Erde Whistpartien machen, bei denen Geld und Effekten verloren werden. Eine solche Partie ist immer von vielen Zuschauern umgeben, die nach jedem geendigten Spiele ihre Urtheile darüber fällen. Die Spielenden selbst treiben die Sache mit dem größten Eifer und es läuft selten ohne Zank ab. Auch andere Spiele sieht man häufig, und muß sehr bedauern, daß dieser Zeitverderb hier so stark eingerissen ist. Die Nation ergiebt sich dadurch einem Müßiggange, den sie sich früher nicht zu Schulden kommen ließ. Ein großer Theil der künstlich cultivirten Tarrofelder, die sonst Hanaruro umgaben, ist eingegangen und bietet dem Auge nichts als eine leere Wüste. Auf dem großen Marktplatze des Fleckens werden den ganzen Tag Wettrennen zu Fuß und zu Pferde angestellt, und dabei große Summen verloren und gewonnen. Für die Wettrennen zu Pferde haben die Wahuaner eine eben so große Schwäche als die Malaien für den Hahnenkampf, und nehmen oft wenig Anstand, ihr ganzes Vermögen auf's Spiel zu setzen, das manchmal blos in dem Pferde besteht. Da man sich hier noch nicht besonders auf die Pferdezucht gelegt hat, so werden sie aus Californien eingeführt, und kosten zwei, drei, auch wohl fünf Hundert Piaster das Stück. Mancher Wahuaner spart Jahrelang sorgfältig alles Geld zusammen, was er erwirbt, bis er sich ein Pferd kaufen kann, um beim Wettrennen recht viel zu gewinnen, und verliert es wohl gar beim ersten Versuche. Die Reiter sind oft ganz nackt, haben keine Sättel und legen, statt des Zaumes, dem Pferde einen Strick ins Maul. Dennoch sind sie sehr geschickt und bändigen die wildesten Pferde, wissen sie aber nicht gehörig zu behandeln und richten sie daher bald zu Grunde.

Auch bei dem Schiffspiele, wie es hier genannt wird, das man häufig sieht und das den seemännischen Geist dieser Insulaner verräth, werden hohe Wetten eingegangen. Die Spielenden sind gewöhnlich geschickte Schiffsbaumeister. Sie verfertigen sich kleine niedliche Schiffchen nach allen Regeln der Kunst, und wissen sogar sehr geschickt den im Wasser liegenden Theil so zu gestalten, daß sie Schnellsegler werden. Diese Schiffchen sind auch vollkommen takelirt, mit allen Segeln versehen und mit Flaggen und Wimpel ge-

ziert. Die Eigenthümer derselben versammeln sich am Ufer eines großen Teichs, spannen die Segel auf, befestigen die Steuer in der gehörigen Richtung und überlassen die kleine Flotte nun dem Winde. Das Schiff, welches am besten gebaut ist und bei dessen Ausrüstung alle Vortheile gehörig benutzt sind, segelt den übrigen vorbei, langt früher an's jenseitige Ufer und sein Besitzer hat gewonnen. An den Wetten nehmen auch die vielen Zuschauer Theil, und es entsteht immer ein großes Jubelgeschrei, wenn eines dieser Fahrzeuge den Sieg davon trägt. Auch die Kinder ahmen ihren Vätern in diesem Spiele nach, bauen sich ebenfalls Schiffchen, so gut es geht, und benutzen jede Wasserpfütze nach einem Regen, um sie segeln zu lassen.

Aus dem Hange der Sandwichinsulaner zum Seewesen läßt sich vermuthen, daß sie mit der Zeit eine starke Flotte haben werden, wozu auch ihre geographische Lage sie auffordert Tameamea hat seinem Nachfolger mehr als ein Dutzend guter Schiffe hinterlassen, welche alle mit Eingeborenen bemannt sind. Die Amerikaner der vereinigten Staaten, die als Seeleute den Engländern nichts nachgeben, nehmen zu ihren Fahrten zwischen Canton und Amerika gern hiesige Matrosen an und geben ihrer Geschicklichkeit das beste Zeugniß.

Der Luxus ist in Wahu sehr gestiegen. Man erblickt selten mehr Jemanden, selbst nicht von der geringsten Volksclasse, der nicht ein europäisches Kleidungsstück trüge. Besonders sind die Frauenzimmer sehr begierig darnach. Was die Königin trägt, das wird von ihnen als die neueste Mode angesehen und jede strebt darnach. Die Männer werden geplagt, die weibliche Eitelkeit zu befriedigen, und wenn ihre Casse kein Mittel dazu bietet, so suchen sie das Ziel auch wohl auf krummen Wegen zu erlangen. Die Liebhaberei für ausländische Waaren, vorzüglich solche, die zur Kleidung und zum Schmuck gehören, erzeugt hier bei Weitem die mehresten Spitzbübereien. Die Eigenthümer der Buden geben sich alle Mühe, ihren Kram recht anlockend zur Schau zu stellen und anzupreisen. Auch gewähren sie wohl Credit, in welchem Falle sie denn mit doppelter Kreide schreiben, obgleich sie ohnehin einen ungeheueren Ge-

winn nehmen. Ich habe selbst gesehen, daß einige junge Mädchen ganz gewöhnliche Glasperlen kauften, und die Schnur, die kaum um den Hals reichte, mit zwei spanischen Thalern bezahlen mußten. Ueberdem erlauben sich die hiesigen Kaufleute allerlei Betrügereien, und begehen diesen Raub, da es hier noch keine Gesetze giebt, ungestraft zum doppelten Nachtheil der Betrogenen, die oft durch Befolgung des ihnen gegebenen Beispiels ihren Verlust wieder zu ersetzen suchen. Auch die ehemaligen Hausgeräthe sind ganz verdrängt. Selbst in den Hütten der ärmsten Kanacka's haben Teller von chinesischem Porzellain den Kürbis- und Cocosschalen Platz gemacht, aus denen Niemand mehr essen will. An Sonntagen ziehen auch die Wahuaner, wie die Tahaïtier, in ihrem besten Staat zur Kirche, um sich bewundern zu lassen, und wenn sie dabei gleich keinen so vollkommen lächerlichen Anblick gewähren, als diese, so nehmen sie sich doch drollig genug aus.

Vierzehn Tage nach unserer Ankunft erhielt ich Nachricht von Karemaku aus O Tuai. Er ließ mir sagen, daß er sich sehr über meine Ankunft freue und dem Chinau den Befehl gegeben habe, mein Schiff auf's Beste mit Lebensmitteln zu versorgen. Er selbst habe seine Expedition glücklich vollendet, und werde bald in Hanaruro eintreffen. Ueber Mangel an Lebensmitteln hatten wir uns indessen nicht zu beklagen gehabt. Für Geld bekömmt man hier Alles, und Nomahanna überhäufte uns mit Geschenken an fetten Schweinen und den schönsten Fischen. Sie hatte alle Fischer in Requisition gesetzt, um unsern Tisch immer reichlich versorgen zu können. Ueberhaupt hatten wir alle Ursache, ihr Wohlwollen und ihre Aufmerksamkeit dankbar zu erkennen, weshalb wir auch gern eingestanden, daß sie nicht nur die gelehrteste und gescheideste, sondern auch die beste Frau auf Wahu ist, wofür sie allgemein und selbst bei den fremden Ansiedlern gilt. Daß sie auch den stärksten Appetit hat, davon bin ich durch den Augenschein überzeugt worden. Ich besuchte sie oft, gewöhnlich des Morgens, und traf sie dann immer auf der Diele ausgestreckt liegend und mit dem Briefe an mich beschäftigt an, der ihr viel Kopfbrechen zu verursachen schien. Ein Mal traf es sich, daß ich gerade zu ihrer Mittagsmahlzeit kam. Ich trat ins Speisezimmer, wo sie auf

schönen feinen Matten am Boden, einem großen Spiegel gegenüber, auf ihrem stark gewölbten Bauche lag. Eine Menge verschiedener Speisen bildeten auf bedeckten chinesischen Porzellainschüsseln einen halben Kreis vor dem königlichen Munde, und die geschäftigen Diener schoben ihr bald die eine, bald die andere zu Ihro Majestät griffen Alles mit den Fingern an und geruhten es mit wahrem Heißhunger zu verschlingen, während ein Paar Knaben, die zu beiden Seiten huckten, mit großen Federbüscheln die Fliegen abwehrten. Meine Erscheinung störte die Königin keineswegs in ihrer eifrigen Beschäftigung. Mit vollem Munde rief sie mir ein freundliches Aroha! zu, winkte mir gnädigst, auf einem Stuhle Platz zu nehmen, und ich war nun Zuschauer der seltsamsten Mahlzeit, die mir je vorgekommen ist. Wie viel bereits in den königlichen Mund gegangen war, ehe ich kam, weiß ich nicht; aber das, was ich in demselben verschwinden sah, wäre hinlänglich gewesen, sechs Menschen zu sättigen. So groß auch meine Bewunderung dieser Eßlust war, so stand mir doch noch eine Scene bevor, welche mein Erstaunen sehr erhöhte. Als der Appetit nach und nach abnahm und endlich ganz gestillt zu seyn schien, rief die Königin nach ein Paar schweren Athemzügen aus: „Ich habe brav gegessen!" Das waren die ersten Worte, welche die bisherige emsige Beschäftigung zuließ. Darauf wandte sie sich, mit Hülfe ihrer Dienerschaft, auf den Rücken und winkte mit der Hand einen langen und starken Bedienten herbei, der, mit seinem Geschäfte bekannt, ihr sogleich auf den Leib sprang und sie ohne alle Umstände mit den Knieen und mit den Fäusten so unbarmherzig zerknetete, als ob er einen Brodtrog vor sich gehabt hätte. Das geschah, um die Verdauung zu befördern; und nachdem Ihro Majestät unter der unsanften Behandlung eine Weile gestöhnt, auch sich ein wenig von ihr erholt hatten, ließen Hochdieselben sich wieder auf den Bauch legen und begannen Ihre Mahlzeit von Neuem. Die Erzählung ist buchstäblich wahr, so sehr sie auch den Anschein der Uebertreibung hat. Ich kann mich deshalb auf das Zeugniß meiner Officiere und der Herrn Gelehrten, die mich begleiteten, berufen; Herr Astronom Preus, der in der Nähe der Königin wohnte, hat dergleichen Mahlzeiten öfters angesehen, weshalb er behauptete,

daß Nomahanna und ihr dickes Schwein zu den größten Merkwürdigkeiten von Wahu gehörten. Letzteres ist ein besonderer Liebling der Königin und wird auf Tod und Leben gefüttert. Es ist schwarz, von auffallender Größe und Dicke. Zwei Kanacka's sind zu seiner Bedienung angestellt, und es kann sich ohne ihre Hülfe kaum bewegen.

Nomahanna findet gewöhnlich die Menschen zu mager und ertheilt ihnen den Rath, sich weniger Bewegung zu machen, um fetter zu werden. So verschieden sind die Begriffe von Schönheit. Hier gilt eine fadenlange weibliche Figur von unmäßigem Umfange für reizend, dagegen die Europäerin sich mit aller Kraft zusammen schnürt, auch wohl Essig trinkt, um durch unnatürliche Schmalheit und welkes Ansehen die Herzen zu rühren.

Nomahanna gab einen Beweis, daß sie bei ihrer furchtbaren Eßlust auch eitel sey. Einer von unseren Officieren erhielt von ihr die Erlaubniß, sie zu malen. Da diese Kunst hier noch etwas Neues ist, so eilten eine Menge der vornehmsten Personen herbei und baten um die Erlaubniß, ansehen zu dürfen, wie ihre Königin auf's Papier gebracht werden würde, welche ihnen auch ertheilt wurde. Schon beim Andeuten der Umrisse folgten sie mit großer Aufmerksamkeit jedem Striche des Bleistiftes und äußerten laut ihre Verwunderung über das Entstehen des Gesichts. Als sie die Nase erkannten, riefen sie aus: nun kann Nomahanna riechen! Bei den Augen, schrien sie auf: nun kann sie auch sehen! Und als der Mund angedeutet war, freueten sie sich so darüber, daß die Königin nun auch essen könne, als ob sie in Gefahr gewesen wäre, zu verhungern. Nomahanna selbst war so vergnügt über diese Nachricht, daß sie das Bild sogleich zu sehen verlangte. Sie fand den Mund zu klein, und wollte, daß er größer gemacht werden solle. Als das Portrait fertig war, befriedigte es sie nicht, und sie sagte etwas verdrießlich: „Ich bin doch gewiß viel hübscher."

Am 17. Januar langte Karemaku auf einer Escadre, die aus mehreren zwei- und dreimastigen Schiffen bestand, mit vielen Truppen vor dem Hafen von Hanaruro an, nachdem er den Krieg auf O Tuai ganz zu seiner Zufriedenheit beendigt hatte.

Der Wind erlaubte den Schiffen nicht, in den Hafen zu kommen, und sie ließen die Anker vor dem Eingange fallen. Ich schickte sogleich einen Officier mit meiner Schaluppe ab, um dem Stellvertreter des Königs meine Freude über seine glückliche Ankunft zu bezeugen, und er und seine junge Gemahlin (die, von der ich in meiner früheren Reisebeschreibung gesprochen habe, war gestorben) kamen mit der zurückkehrenden Schaluppe zu mir auf's Schiff. Ich empfing ihn mit einigen Kanonenschüssen, was den guten Alten sehr erfreute, weil, wie er sagte, diese ihm von einem russischen Kriegsschiffe erzeigte Ehrenbezeugung seinen Landsleuten um so eher den Verdacht benehmen werde, daß Rußland feindliche Absichten gegen sie habe.

Karemaku war allem Ansehen nach sehr erfreut, mich wieder zu sehen. Nach den herzlichsten Umarmungen stellte er mir seine junge Gemahlin vor, die gar nicht übel aussah. Er ließ sich das Schiff zeigen und betrachtete Alles mit der größten Aufmerksamkeit. Ueber manche, ihm neue Gegenstände äußerte er sein Wohlgefallen und endlich rief er aus: „Es ist doch ein großer Unterschied zwi„schen diesem Schiffe und den unserigen. In solchem Zustande „wünschte ich sie zu sehen. O Tameamea, du bist zu früh ge„storben!" In meiner Cajüte sprach er noch mehr über den Tod seines königlichen Freundes, was Marini für unübersetzbar erklärte, weil keine andere Sprache so tiefen Sinn, mit so starkem Gefühl verbunden, auszudrücken fähig sey. Ich glaube wohl, daß Marini, als ein nicht sehr gebildeter Mann, keiner Sprache ganz mächtig seyn mochte und deshalb Karemaku's Ausdrücke nicht wieder geben konnte; indessen versichern auch die Missionaire, daß die O Wahi-Sprache in dieser Hinsicht schwer zu übersetzen sey, und sich ganz vorzüglich zur Dichtkunst eigne.

Karemaku sprach auch über die Religionsveränderung, die hier vorgefallen war. „Unser jetzige Glaube, sagte er, ist besser als „der frühere, aber die auf den Bergen wohnenden Kanacka's werden „das so bald nicht einsehen, und man muß strenge Maaßregeln „ergreifen, um sie von einer Empörung abzuhalten. Der König „hätte die alten Heiligthümer nicht so plötzlich vernichten sollen.

„Die Folge davon ist, daß er in ein fremdes Land hat ziehen müs-
„sen, weil sein Leben hier nicht sicher war. Wie noch Alles enden
„wird, weiß Gott! ich fürchte, nicht gut. Mich liebt das Volk
„und thut viel um meinetwillen; aber ich bin sehr kränklich, und
„wenn ich sterbe, so könnte der mühsam zusammengehaltene Staat
„aus einander fallen. Dann würde viel Blut fließen und Jeder
„würde nehmen, was er könnte. Hat sich doch die Insel O Tuai
„schon zu meiner Lebenszeit empört."

Es scheint, daß diese Befürchtungen sehr gegründet sind. Sie werden von den Eingebornen sowohl, als von den Fremden getheilt, und mehrere Jeri's sprechen mit Bestimmtheit davon, daß es nicht anders seyn könne, als daß durch Karemaku's Tod der Staat zerstückelt werden müsse, wobei mancher von den Befehlshabern schon daran denkt, was er sich alles zueignen will, und nicht einmal ein Geheimniß daraus macht. Und dennoch hält der einzige alte kränkliche Karemaku bis jetzt noch Alles in Ordnung, so daß Keiner es ungestraft wagen darf, sich aufzulehnen.

Bei meinem früheren hiesigen Aufenthalte hatte der Maler Choris, der mich auf meiner damaligen Reise begleitete und nachmals in Mexico umgebracht ward, den Tameamea gemalt und vollkommen getroffen. Ich schenkte jetzt dem ehrwürdigen Karemaku einen Kupferstich von diesem Portrait, und die Freude, die er darüber hatte, war in der That rührend. Er betrachtete das Bild mit Entzücken, küßte es mehrere Mal und dabei rollten große Thränen über seine Wangen. Beim Abschied bat er mich um ärztliche Hülfe, weil er sich schon lange unwohl fühle. Er drückte mir die Hand und sagte: „Auch ich bin ein Christ und kann lesen und schreiben." Daß der Held und Staatsmann sich des letzteren Vorzugs rühmte und keines andern erwähnte, beweiset, welchen Werth man hier auf diesen setzt. Die Sandwichinsulaner sehen darin das Band, das sie an civilisirte Nationen knüpft.

Karemaku und seine Gemahlin waren, ungeachtet der Hitze, ganz vollständig auf europäische Weise gekleidet. Er hatte einen dunkelfarbigen Sürtout, schwarze Weste und schwarze Pantalons von sehr feinem Tuche an. Sein runder Hut war mit schwarzem Flor

umwickelt. Er hatte die Trauer um den geliebten Regenten noch nicht abgelegt. Auch sie trug ein schwarzseidenes Kleid.

Am Ufer hatten sich eine Menge Menschen beiderlei Geschlechts zum Empfang ihres Befehlshabers versammelt, und erwartkten ihn mit Ungeduld. Kaum hatte er den Fuß an's Land gesetzt, als das Volk sich unter einander mit den Nasen berührte und auf ein gegebenes Signal laut zu weinen anfing. Das ist hier die Art, wie hohe Befehlshaber bewillkommnet werden. Einige alte vornehme Weiber umringten Karemaku unter Chinau's Direction, rieben ihre Nasen an einander und sangen in einem weinerlichen Tone ein Lied, dessen Inhalt ich mir übersetzen ließ, und der folgender war:

„Wo bist du so lange geblieben, geliebter Herrscher? Wir haben alle Tage um dich geweint. Dem Himmel sey gedankt, daß du wieder da bist. Fühlst du, wie die Erde sich freut, daß du auf sie trittst? hörst du, wie die Schweine, die dich wittern, freudig grunzen? riechst du, daß der geröstete Fisch schon deiner wartet? Komm, wir wollen dich pflegen, damit es dir bei uns behage.“ Man muß gestehen, daß die O Wahi-Sprache, wenn sie sich auch vorzüglich zur Dichtkunst eignet, hier eben nicht besonders dazu angewandt ist.

Karemaku lachte über diesen Empfang und ließ sich in großer Procession zu Nomahanna führen, die sich nicht herabgelassen hatte, ihm entgegen zu kommen. Den ganzen Tag blieben die Bewohner von Hanaruro in großer Bewegung. Man sprach nur von Karemaku's Rückkehr, von seinen Heldenthaten und von dem Empörer, dem Sohne Tamaris, den Karemaku gefangen genommen und mitgebracht hatte. Dieser wird hier Prinz George genannt. Ich habe ihn mehrere Mal gesehen und gesprochen. Er ist ein junger Mann von fünf und zwanzig Jahren, von nicht einnehmender Gestalt. Er geht ganz auf europäische Art gekleidet. Obgleich er in den vereinigten Staaten Amerika's erzogen ist, so hat seine Bildung doch nur die eines gewöhnlichen Matrosen erreicht. Dagegen soll er sich durch mehrere Laster, in denen er sich auf der hohen Schule vervollkommnet hat, auszeichnen. Karemaku läßt ihn nicht aus dem Auge. Er hat zwei Jeri's zu seinen Aufsehern ernannt, von denen er sich nicht trennen darf. Auch ist ihm ange-

kündigt, daß man ihn, bei dem ersten Versuche zu entweichen, erdrosseln werde.

Kahumanna war noch in O Tuai zurück geblieben, um die hergestellte Ordnung fester zu begründen. Dieses Frauenzimmer, welches schon zu Vancouver's Zeit eine bedeutende Rolle spielte, hat viel Verstand, einen männlichen Geist und ist ganz zum Herrschen geboren.

Karemaku's Ankunft ward uns sehr nützlich. Ein großer Theil des Kupfers, mit welchem unser Schiff beschlagen war, hatte sich in der Gegend des Kieles gelöst, was den Schiffsboden dem Verderben durch Würmer aussetzte. Um diesen Fehler zu verbessern, hätte man sich der beschwerlichen Arbeit des Ausladens und Kielholens unterwerfen müssen, wenn unser Freund uns nicht auf eine leichtere Art aus der Verlegenheit geholfen hätte. Er schickte mir drei sehr geschickte Taucher, welche mit vieler Leichtigkeit unter dem Wasser arbeiteten und neue Kupferplatten an den Boden des Schiffes schlugen. Zwei von ihnen waren mit Hämmern versehen, um die Nägel einzuschlagen, und der Dritte reichte ihnen das Material. Wir beobachteten nach der Uhr, wie lange die Arbeiter unter dem Wasser bleiben konnten, und es ergab sich, daß sie es bis auf 48 Secunden aushielten. Wenn sie auftauchten, so waren ihre Augen immer sehr roth, gedrungen und stark hervorstehend. Die Ursache davon ist, daß sie ihre Arbeit unter dem Wasser nicht nach Gefühl vollbringen, sondern auch die Augen zu Hülfe nehmen und dies eine starke Anstrengung der Sehnerven erfordert. Unter unsern Matrosen befanden sich auch ein Paar geschickte Taucher, die aber zu solchen Arbeiten doch nicht zu gebrauchen waren. Indessen vermochten sie doch die von den Wahuanern gemachte Arbeit zu überfühlen und sich zu überzeugen, daß sie gut war.

Einige Tage nach Karemaku's Ankunft kam ein Abgesandter von Nomahanna auf's Schiff und wünschte mich zu sprechen. Ich ließ ihn daher zu mir in die Cajüte kommen. Er hatte blos ein Hemd an und einen sehr breiten Strohhut auf dem Kopfe. An seiner Seite hing an einer Bastschnur, die er um seinen Hals befestigt hatte, eine breite, von Schilf geflochtene Tasche. Der Kerl

sah sehr pfiffig aus und that äußerst geheimnißvoll. Sprechen konnten wir mit einander nicht, denn er verstand nichts, als seine Muttersprache. Daher gab er mir durch Pantomime zu verstehen, daß in seiner Tasche etwas für mich enthalten sey. Darauf holte er aus ihr ein Packet hervor und wickelte eine Menge des hiesigen Papierzeuges von demselben ab, bis endlich ein Brief zum Vorschein kam, den er mir mit den Worten: Aroha Nomahanna! (ein Gruß von Nomahanna) überreichte. Darauf machte er mir noch verständlich, daß die Königin gesonnen sey, mich noch heute zu besuchen, und daß ich mein eigenes Boot nach ihr schicken möchte. Nachdem er noch viel von pala pala gesprochen hatte, verließ er mich, und ich schickte nach Marini, der mir den erhaltenen Brief folgender Gestalt übersetzte.

„Sei gegrüßt, Russe! Ich liebe Dich von ganzem Herzen, und „mehr als mich selbst. Daher empfinde ich eine Freude, Dich „wieder in unserm Lande zu sehen, die unsere arme Sprache nicht „ausdrücken kann. Du wirst hier Alles verändert finden. Als Tameamea noch lebte, stand das Land in vollen Blüthen; mit seinem „Tode sind sie abgefallen und Alles auf den Inseln ist in Unordnung gerathen. Der junge König befindet sich in London. Karemaku und Kahumanna sind in diesem Augenblick abwesend, „und Chinau, der ihre Stelle hier vertritt, hat zu wenig Gewalt „über das Volk, um Dich so aufzunehmen, wie es Deinem Stande „zukömmt. Er kann Dir nicht so viele Schweine, Tarro und „Pataten schicken, als Du brauchst. Mit welchem Herzeleid beweine „ich, daß meine großen Besitzungen auf der Insel Muwe so weit „von hier über das Meer liegen. Wären sie näher, so solltest „Du täglich von Schweinen umgeben seyn. So bald Karemaku „und Kahumanna herkommen, wird man Dich mit allem Nöthigen versorgen. Auch des Königs Bruder kömmt mit ihnen; er „ist aber noch ein Knabe, ohne alle Erfahrung, und versteht nicht „das Gute von dem Bösen zu unterscheiden. Ich bitte Dich, Deinen „Kaiser in meinem Namen zu umarmen. Sage ihm, daß ich es „gern selbst thun möchte, wenn nicht ein so großes Meer zwischen „uns läge. Vergiß nicht, mich Deiner ganzen Nation auf's innigste „zu empfehlen Da ich eine Christin bin und Du ein Christ bist,

„so wirst Du mit meiner geringen Schreibekunst Nachsicht haben.
„Der Hunger zwingt mich, meinen Brief zu schließen. Ich wünsche,
„daß auch Du einen Schweinekopf mit Lust und Vergnügen ver-
„zehren mögest. Es wird Dich, mit königlicher Beständigkeit, end-
„los lieben — Nomahanna!"

Dieser originelle Brief war übrigens mit fester Hand und sehr sauber geschrieben. Die Buchstaben waren groß, deutlich und von gefälliger Form. Die Aufschrift enthielt nichts Anderes als die Worte, mit denen der Brief selbst anfing: Aroha Rukkini! Es hatte mehrere Wochen gewährt, ehe er vollendet ward. Nomahanna schrieb fast alle Tage an ihm, und was sie ein Mal hingesetzt hatte, blieb stehen. Das Blatt, welches ich erhielt, war das nämliche, auf welchem sie den Brief angefangen hatte, der die abgebrochenen Gedanken einer langen Reihe von Tagen enthielt.

Es ward bald in ganz Hanaruro bekannt, daß die Königin an mich geschrieben habe, und da Alles, was sie thut, nachgeahmt wird, so sannen bald die meisten Honoratioren darauf, mich gleichfalls mit Schreiben zu beehren; da sie aber wenigstens eben so lange Zeit brauchten, ihre Gedanken auf's Papier zu bringen, als die Königin, so hätte ich auf den Empfang ihrer Briefe lange warten müssen.

Auf Nomahanna's Verlangen hatte ich meine Schaluppe mit einem Officiere nach ihr geschickt; es dauerte aber ein Paar Stunden, ehe sie ankam, weil sie, wie der Officier sagte, so viel mit ihrer Toilette zu thun gehabt habe. Als sie endlich fertig war, hatte sie den Officier aufgefordert, ihr den Arm zu geben, und sie bis zur Schaluppe zu führen. Das war wieder eine der vielen Nachahmungen europäischer Sitten, bei denen man sich hier nicht wenig fühlt.

Für eine Sandwichinsulanerin war Nomahanna heute sehr elegant gekleidet. Ein pfirsichfarbenes Kleid von schönem seidenen Zeuge, unten mit breiten schwarzen Spitzen besetzt, bedeckte den ungeheuren Körper Ihrer Majestät, den eine Schärpe von buntem handbreiten Bande, vorn mit einer großen Schleife versehen, gerade

in zwei gleiche Hälften abtheilte. Um den Hals hatte die Königin einen schönen, von gelben und rothen Federn zusammengesetzten Kranz, inländischer Fabrik. Den Kopf bedeckte ein sehr feiner italienischer Strohhut, auf welchem künstliche Blumen aus Canton prangten und von dessen Rande schwarze Spitzen herabhingen. Ihr Busengebirge schmückte ein ganzes Beet von Blumen, hinter denen sich das Kinn verbarg. Einen etwas grellen Abstich gegen diese Eleganz machte die Fußbekleidung Ihrer Majestät, die blos aus einem Paar derben Mannsüberschuhen bestand. Schuster giebt es auf den Sandwichinseln noch nicht. Alle Schuhe und Stiefeln müssen aus Europa oder Amerika eingeführt werden. Da nun in keinen von diesen beiden Welttheilen vorausgesetzt worden war, daß es so große Füße geben könne, so konnte die Königin auch keine Schuhe bekommen, die ihr paßten, und mußte zu diesen Ueberschuhen ihre Zuflucht nehmen, wenn sie nicht ganz unbeschuhet erscheinen wollte, welches sie nicht schicklich fand. Mit größerem Rechte hätte man ihr darüber einen Vorwurf machen können, daß sie keine Strümpfe angezogen hatte und zu viel von ihren braunen säulenförmigen Beinen zeigte, da das Kleid etwas kurz gerathen war. Indessen, sie glaubte mit königlicher Pracht gekleidet zu seyn, achtete dieses geringfügigen Umstandes nicht, und man sah ihr die vollkommenste Selbstzufriedenheit an. Als sie in diesem Staate, mit einem Sonnenschirm in der Hand, die Schiffstreppe, an der ich sie mit mehreren Officieren empfing, mühsam erstiegen hatte, wollte sie auf der obersten Stufe schon einen Beweis ihrer Bekanntschaft mit unsern Gebräuchen geben und nach allen Regeln der Tanzkunst einen Knix machen, wobei die Füße eine gar komische Rolle spielten. Allein das ungewohnte Kunststück gelang um so weniger, da es recht gut ausfallen sollte. Sie verlor das Gleichgewicht, und wäre ins Wasser gefallen, wenn nicht ein Paar handfeste Matrosen sie in ihren Armen aufgefangen hätten. Alles, was sie auf dem Schiffe sah, erhielt ihren großen Beifall, besonders meine Cajüte, wo der Sopha indessen seinen letzten Tag erlebt hatte. Sie saß ihn gleich durch. Das Portrait des Kaisers Alexander erregte ihre besondere Aufmerksamkeit. Sie setzte sich ihm gegenüber auf die Diele, um keine zweite Zerstörung anzurichten, betrachtete es mit vielem In-

teresse und sagte: Maitai Jeri nue Rukkini (der große Beherrscher der Russen ist schön). Auch erzählte sie mir, daß sie recht gut wisse, wie es in Rußland aussehe. Ein Sandwichinsulaner, Namens Lauri, der im Jahr 1819 mit dem Capitain Golownin auf dem russischen Schiffe Kamtschatka die Reise dahin gemacht hatte, und wieder in sein Vaterland zurück gekehrt war, habe ihr, wie sie sagte, viel von Petersburg, und besonders auch von dem Kaiser erzählt. Sie versicherte, daß sie gern selbst eine Reise dahin machen würde, wenn die Kälte sie nicht abschreckte, von der Lauri eine fürchterliche Beschreibung gemacht habe. Er hatte gesagt, daß man sich ganz in Thierfelle einwickeln und sich dabei noch sehr in Acht nehmen müsse, weil man sonst Nase und Ohren verlöre. Auch hatte er erzählt, daß die Kälte das Wasser in Glas verwandele, und daß man in großen Kasten, die von Pferden gezogen würden, darüber wegglitsche, ohne es zu zerbrechen. Die Häuser hatte er so hoch wie Berge, und so groß gefunden, daß er in einem drei Tage gegangen war, ohne das Ende zu erreichen. Man sieht, daß Lauri auch etwas aufgeschnitten hatte; indessen schenkte Nomahanna ihm vollen Glauben. Sie lobte sehr unsere Erfindung, den inneren Raum unserer Häuser durch Feuer warm zu erhalten, und meinte, wenn sie in Petersburg wäre, würde sie während der kalten Jahreszeit gar nicht ausgehn, sondern im Hause spazieren fahren. Sie wollte nun auch wissen, woher es komme, daß es bei uns in einer Jahreszeit warm und in der andern so kalt sey. Ich suchte den Grund davon ihrer Fassungskraft anzupassen, und sie war befriedigt. Mit vieler Freundlichkeit sagte sie: „Lauri hat „wohl Recht. Es giebt sehr gescheide Leute in Rußland." Ich war indessen nicht froh über ihre Anerkennung meiner Gelehrsamkeit, denn sie belästigte mich jetzt mit einer Menge, zum Theil sehr widersinniger Fragen, die nicht anders als durch eine gehörige Berichtigung ihrer Vorstellungen zu beantworten waren, wozu lange Zeit erforderlich gewesen wäre. Z. E.: Wie viel Holz wohl jährlich in der Sonne verbrannt werde, um alle Länder der Erde zu erwärmen; ob es nicht dort ein Mal so stark regnen könne, daß alles Feuer verlösche, und es dadurch auch in Wahu so kalt werden könne, als in Rußland u. dgl. Ich suchte sie so kurz wie

möglich abzufertigen, und um sie zu zerstreuen, setzte ich ihr Wein vor, der ihr sehr gut zu schmecken schien, weshalb ich ihr auch eine Bouteille schenkte; aber ihre Wißbegierde war während ihres zwei Stunden langen Besuches immer im Steigen, und ich freute mich daher nicht wenig, als sie endlich aufbrach. Beim Abschiede sagte sie: „Nun da ich Wein habe, muß ich auch Gläser haben, aus „denen ich ihn trinken kann.“ Bei diesen Worten nahm sie die ihr geschenkte Bouteille in die eine Hand, ergriff mit der andern ohne alle Umstände die Gläser, die auf dem Tische standen, und ging auf's Verdeck. Dort machte sie Allen einen tiefen Knix, setzte sich in die Schaluppe, und so endete der hohe Besuch mit der eigenmächtigen Wegnahme meiner Gläser. Nomahanna hatte sich indessen immer so freigebig gegen uns bezeigt, daß sie wohl voraussetzen konnte, ich werde sie ihr gern überlassen.

Karemaku's Kränklichkeit hatte seit seiner Ankunft in Wahu stark zugenommen. Es waren alle Anzeigen der Wassersucht vorhanden. Dennoch gelang es unsern Aerzten, ihn so ziemlich wieder herzustellen. Als ich ihn darauf besuchte, war er sehr dankbar für die erhaltene Hülfe, und so heiter, daß er recht gemüthlich scherzte. Ich stimmte in seinen Ton ein, und versicherte, wir würden ihn ganz herstellen, und wenn wir ihm auch den Leib aufschneiden, die Eingeweide herausnehmen und nach gehöriger Reinigung wieder hineinlegen müßten. Karemaku lachte darüber und sagte, um ganz gesund zu werden, wolle er sich allenfalls die Operation gefallen lassen. Einige alte Weiber, die zugegen waren, hatten die Sache indessen ernsthafter genommen und schnell die Nachricht unter das Volk verbreitet, mit welcher schrecklichen Behandlung ich seinen verehrten Karemaku bedroht habe, wodurch in Hanaruro eine große Unruhe entstand. Man glaubte, ich wollte ihn tödten, und war äußerst empört gegen mich. Karemaku selbst ließ mich durch Marini davon benachrichtigen, mit der Bitte, ich möchte nicht an's Land kommen, bis er das Volk von seiner närrischen Meinung zurückgebracht habe, welches ihm in ein Paar Tagen gewiß gelingen werde. Wie ehrenvoll war das Gefühl, das sich bei dieser Gelegenheit zeigte, dem Volke und dem Regenten!

Es herrschte in diesem Jahre auf den Sandwichinseln eine epidemische Krankheit, an der sehr Viele starben, oft nach wenigen Tagen. In Hanaruro sah ich täglich Leichen tragen. Aber die Genesung wird auch den Kranken nirgend so erschwert, als hier. So bald Jemand das Bette hüten muß, so versammeln sich gleich seine nächsten Verwandten, besonders weiblichen Geschlechts, um ihn herum, zwingen sich zum Weinen, und stimmen Trauerlieder in einem jämmerlichen Tone an, wodurch sie ihn zu heilen, oder ihm doch Linderung zu verschaffen glauben. Je mehr die Krankheit zunimmt, um so größer wird die Versammlung und um so lauter das Geheul. Auch die Freunde und Bekannten strömen jetzt herbei, und was im Innern des Hauses keinen Raum mehr findet, umgiebt es von außen. Alles jammert, weint und heult, bis der Patient verschieden ist. Natürlich muß diese immerwährende Störung, die beständige Erinnerung an den Tod und die Verpestung der Luft durch die Menschenmasse sehr nachtheilig auf den Kranken wirken, und Mancher stirbt nicht an der Krankheit, sondern an den Beweisen der Theilnahme.

Kahumanna hatte indessen ihre Geschäfte in O Tuai beendigt und war mit dem Bruder des Königes, einem dreizehnjährigen hübschen Knaben, in Hanaruro angekommen. Ich stattete auch ihr meinen Besuch ab und ward sehr gnädig empfangen. Sie ist weit älter als Nomahanna, zwar auch ziemlich groß und wohlbeleibt, aber lange nicht so, als diese. Ihr Gesicht trägt noch die Spur ehemaliger Schönheit. Sie geht stets ganz vollständig auf europäische Art gekleidet und hat sich unsere Sitten mehr anzueignen gewußt, als Nomahanna. Ihr halb von Stein und halb von Holz erbautes Haus ist größer, als das, in welchem jene wohnt, aber eben nicht vorzüglicher möblirt. Es hat ebenfalls zwei Etagen und einen Balkon. Nahe dabei steht das Haus des Missionairs Bengham. So wie Nomahanna, soll auch Kahumanna das Datum von Tameamea's Tode auf dem Arme tragen. Sonst sind beide gar nicht tattowirt, was man überhaupt hier sehr selten, und nur bei den ältesten Leuten findet.

Kahumanna beehrte mich mehrere Mal mit ihren Besuchen

auf dem Schiffe, und hatte auch die Gnade, mir einen Brief zu schreiben, von dem Marini versicherte, er enthalte nichts, als sehr schwülstig ausgedrückte Ideen, die er nicht fassen und daher auch nicht übersetzen könne.

Die Zeit rückte heran, in der wir die Fahrt nach Neu-Archangel wieder antreten mußten. Unser Schiff war auf's sorgfältigste ausgerüstet, den heftigen und anhaltenden Stürmen im Norden während der Winterzeit zu widerstehen. Ich erwartete nur noch die Rückkehr unsers Herrn Mineralogen Hofmann, der auf einem hiesigen Schiffe eine Fahrt nach O Wahi gemacht hatte, um den Mou-na-roa zu ersteigen, was ihm aber nicht geglückt war. Auf Befehl der Königin Nomahanna hatte man ihm dort zwar Hülfe geleistet, aber die beiden Insulaner, die ihm zu Führern gegeben waren, weigerten sich weiter zu gehen, als sie bis zur Höhe von 7000 Fuß über der Meeresfläche gelangten, sich also ungefähr erst auf der halben Höhe des Berges befanden, wo nicht allein kein Mensch mehr wohnt, sondern bis wohin nur selten die muthigsten O Wahier vorzudringen wagen, theils aus Furcht vor den Geistern, welche den Gipfel des Berges bewohnen sollen, theils und hauptsächlich wohl, wegen der Kälte, die in dieser Höhe schon empfindlich wird, und den verwöhnten Tropenbewohnern ganz unerträglich scheint. Herrn Hofmann's Kanacka's legten sich platt auf die Erde nieder und erklärten, keinen Schritt weiter gehen zu können, ungeachtet sie wußten, daß sie für diesen Ungehorsam bestraft werden würden. Herr Hofmann bot ihnen bedeutende Geschenke an, drohte auch mit dem geladenen Pistol, aber das Alles änderte ihren Entschluß nicht, und Herr Hofmann mußte sich zur Rückkehr entschließen. Indessen ist er aber bei seiner Expedition doch nicht leer ausgegangen. Er hat außer den mineralogischen Beobachtungen, die er machte, eine äußerst merkwürdige Höhle entdeckt, die unter einem scharfen Winkel mehrere hundert Fuß tief in den Berg hineingeht, wo sich alsdann eine Wasserfläche zeigt, die sich weiter erstreckt, als der Schein der Fackeln in dem schauerlichen Dunkel zu sehen erlaubte. Es müßte sehr interessant seyn, diesen unterirdischen See auf einem Boote zu befahren. Das Auffallendste ist, daß er Seewasser enthält, und daß Ebbe und

Fluth hier eben so regelmäßig wechseln, als an der Küste. Es ist zu erwarten, daß Herr Hofmann mehr darüber bekannt machen wird.

Am 31. Januar 1825 verließen wir den Hafen von Hanaruro, und hatten das Vergnügen, unsern Freund Karemaku bei uns zu sehen, der sich durch die Hülfe unserer Aerzte so gestärkt fühlte, daß er es wagte, uns aus dem Hafen hinaus zu begleiten. Auch hatte er mehrere Doppelcanots mitgebracht, die das Schiff bugsirten. Als wir aus dem Hafen heraus und so weit in der See waren, daß wir nicht mehr Gefahr liefen, bei dem gänzlichen Mangel an Winde in die Brandung getrieben zu werden, nahm Karemaku mit den herzlichsten Ausdrücken Abschied von uns, wünschte uns eine glückliche Reise und versicherte, daß er sich sehr auf unser baldiges Wiedersehen freue. Auf ein Signal von ihm feuerte die Festung fünf Kanonen ab, was wir sogleich mit eben so viel Schüssen erwiederten. Karemaku schwenkte auf seinem Boote den Hut, rief noch mehrere Mal Aroha! und verschwand uns bald in den Hafen. Zugleich erhob sich ein frischer Wind, durch den wir in kurzer Zeit das schöne Land aus den Augen verloren, wo wir so froh gelebt hatten, um den gar nicht erfreulichen Kampf mit den Winterstürmen des Nordens anzutreten. Ich wählte die Fahrt durch den Canal zwischen den Inseln Wahu und O Tuai, als die zur Erreichung des offenen Oceans bequemste für Schiffe, die von Hanaruro kommen und nach Norden gehen. Wir hatten ihn schon am folgenden Tage durchschifft und richteten nun unsern Lauf gerade nach Neu-Archangel.

Der Leser wird mir gern die ausführliche Beschreibung dieser beschwerlichen Fahrt erlassen. Nur so viel will ich anführen, daß wir am 14. Februar über einen Punkt unter 35° Breite und 155° Länge, auf welchem, nach der Behauptung einiger Wallfischjäger in Wahu, eine Insel liegen sollte, bei sehr heiterem Horizonte weggesegelten, ohne die mindesten Anzeigen von Land zu finden, und daß unsere Fahrt überhaupt glücklich und schneller, als es in dieser Jahreszeit zu erwarten war, ablief.

Unsere astronomischen Beobachtungen hatten folgende Resultate gegeben:

Breite von Hanaruro	21° 17′ 57″
Länge „ „	158° 00′ 30″
Länge der östlichsten Spitze der Insel Muwe	156° 13′ 10″
Länge ihrer westlichsten Spitze . . .	156° 48′ 11″
Breite einer der kleinen Inseln östlich von Morotai, welche auf Vancouver's Charte nicht angegeben sind . .	21° 13′ 30″
Länge derselben	156° 49′ 12″

Unsern Aufenthalt in Neu-Archangel enthält der 10. Abschnitt. Bei unserer Rückfahrt nach Wahu hatten wir fortwährend schönes Wetter, aber schwachen Wind, so daß wir uns erst am 29. August in der Parallelle von 34° Grad befanden, wo wir zuerst in einer schönen sternhellen Nacht den damals sichtbaren Kometen in der Nähe des Aldebarran mit seinem $4\frac{1}{2}$° langen Schweife sahen. Den 4. September segelten wir über den Punkt weg, der auf Arrowsmith's Karte von der Insel Laxara eingenommen ist, ohne das mindeste Kennzeichen von Land zu entdecken; daher die Existenz dieser Insel, die in früheren Zeiten von spanischen Seefahrern gesehen seyn soll, sehr zweifelhaft bleibt.

Als wir den Wendezirkel erreicht hatten, führte uns ein frischer Passatwind schnell den Sandwichinseln zu, und am 12. September sahen wir bereits den Mou-na-roa auf O Wahi, in einer Entfernung von 124 Meilen ganz deutlich als eine gewaltige Masse hoch über dem Horizont hervorragen. Am folgenden Morgen ließen wir, nachdem wir wieder zwischen den Inseln Wahu und Morotai durchgesegelt waren, die Anker vor der Einfahrt des Hafens von Hanaruro fallen, nachdem wir von Neu-Archangel aus 35 Tage in See gewesen waren.

Da ich gesonnen war, hier nur einen Vorrath von frischen Lebensmitteln und Wasser einzunehmen, und die Reise ohne längeren Aufenthalt fortzusetzen, so hielt ich es für unnöthig, in den Hafen zu laufen, und wir blieben auf der Rhede, obgleich sie für südliche Winde ganz offen ist und diese den Schiffen Gefahr drohen. Aber solche Winde finden hier äußerst selten statt, und nur zu gewissen Jahreszeiten. Auch kündigen sie sich immer durch trü-

den Himmel vorher an, und geben noch Zeit genug, sich von der Küste zu entfernen.

Am Morgen nach unserer Ankunft fiel hier eine merkwürdige Naturbegebenheit vor, von der wir vom Anfang bis zum Ende Augenzeugen waren. Bei völlig heiterem Himmel bildete sich eine dicke, schwarze Wolke über der Insel, die mit ihrem unteren Rande einige der hohen Bergspitzen berührte. Der dunkelste Theil dieser höchst auffallenden Wolke hing über dem Städtchen Hanaruro. Es war gänzliche Windstille; aber plötzlich erhob sich aus Nordosten ein heftiger Sturm. Zugleich entstand in der Wolke ein starkes Krachen, ganz so, als ob mehrere Schiffe ihre Kanonen abfeuerten, und zwar ging die Aehnlichkeit damit so weit, daß man nach der verschiedenen Stärke der einzelnen Schüsse bald die der zugewandten Batterie, bald die der abgewandten zu hören glauben konnte. Dieses Getöse dauerte ein Paar Minuten; und als es auf ein Mal stille ward, fielen aus der Wolke zwei Steine in Hanaruro auf die Straße, und zersprangen durch die Heftigkeit des Falles aus der großen Höhe in mehrere Theile. Die Einwohner sammelten die noch sehr warmen Stücke, und nach diesen zu urtheilen, mochte jeder der herabgefallenen Steine vor der Zerbröckelung ungefähr 15 Pfund schwer gewesen seyn. Inwendig waren diese Steine grau, und äußerlich von einer schwarzen, verbrannten Kruste umgeben, wie die Stücke gleichfalls zeigten. Bei der chemischen Untersuchung erwies sich die Aehnlichkeit mit den Meteorsteinen, die in verschiedenen Ländern herabgefallen sind.

In der kurzen Zeit unserer Abwesenheit waren hier große, sehr auffallende Veränderungen vorgegangen. Es wird meinen Lesern bekannt seyn, daß der König und die Königin dieser Inseln, nachdem sie sich auf ihrer Reise in Rio Janeiro aufgehalten hatten, glücklich in London ankamen und von der englischen Regierung mit vorzüglicher Aufmerksamkeit behandelt wurden, bald aber beide starben, nachdem sie kurz vor ihrem Tode den Wunsch ausgesprochen hatten, auf heimathlichem Boden beerdigt zu werden. Diesen Wunsch erfüllte die englische Regierung. Die Leichname wurden einbalsamirt, in prächtige, mit vielem Golde verzierte Särge gelegt,

und ein Lord Byron ward dazu bestimmt, sie, sammt dem königlichen Gefolge, auf der Fregatte Blond nach Wahu zu bringen. Als er hier ankam und die Nachricht vom Tode des Königs und der Königin sich schnell verbreitete, machte sie große, aber verschiedenartige Sensation. Die Meisten freueten sich, einen König, zu dem sie gar kein Vertrauen hatten, los geworden zu seyn; Andere betrübte dieser Verlust; besonders schien unser Freund Karemaku sehr schmerzlich von ihm ergriffen zu seyn, vielleicht aus alter Anhänglichkeit an die königliche Familie, oder aus Patriotismus, indem er hoffte, daß der König sich in England zum Herrscher ausbilden werde, und nun keinen dazu geeignet fand, die Zügel der Regierung, nach ihm, auf eine würdige Art zu ergreifen.

Den 11. Mai, einige Tage nach Lord Byron's Ankunft, wurden die beiden Särge mit vielen Ceremonien unter dem Donner der Kanonen von der englischen Fregatte und von der Festung an's Land, und in großer Prozession vom Ufer in die Kirche gebracht. Das Volk schrie und heulte, wie es hier bei solchen Gelegenheiten die Sitte erfordert, und bewunderte dabei die Pracht der Särge. Einige meinten, es müsse ein Vergnügen seyn, in England zu sterben, wo man in so schöne Kasten gelegt werde. Auf den Särgen, die man mir zeigte, befanden sich folgende Inschriften in O Wahischer und englischer Sprache:

Tameamea II., König der Sandwichinseln, starb in London am 14. Juli 1824 im Alter von 28 Jahren. Wir wollen das Andenken unsers geliebten Königes Iolani in Ehren halten.

(Iolani war ein Beiname des Königes.)

Tamehamelu, Königin der Sandwichinseln, starb in London den 8. Juli 1824, im Alter von 22 Jahren.

Der Trauerzug war folgendermaßen geordnet. Zwölf Jeri's in der Nationaltracht, als Krieger mit schönen bunten Federmänteln und Helmen, gingen voraus. Auf sie folgte ein Commando

Soldaten von der Fregatte Blond, mit einem Chor Musikanten, welches den Trauermarsch spielte. Sodann ging der Geistliche von der Fregatte mit den Missionairen, und hinter ihnen kamen die Särge auf zwei Leichenwagen, jeder von vierzig Jeri's gezogen. Gleich hinter den Särgen ging der Thronfolger, der Bruder des Königes, ein Knabe von dreizehn Jahren, ganz in europäischer Uniform gekleidet. Auf ihn folgte die königliche Familie mit Lord Byron und seinen Officieren. Den Beschluß machte das Volk, das von diesem so feierlichen, ihm neuen Schauspiel angezogen, herbeiströmte und sich in großer Menge anschloß. Alles trug Zeichen der Trauer von Flor, oder, in Ermangelung desselben, von schwarzem Tapa. In der Kirche, welche ganz mit schwarzem Zeuge behangen war, verrichtete der Geistliche von der englischen Fregatte die Beerdigungsceremonie. Nach derselben verfügte sich der Zug in der vorigen Ordnung nach einer kleinen steinernen Kapelle, wo die Särge hingestellt wurden und sich auch noch befinden.

Bald darauf ließ Karemaku den Thronfolger unter dem Namen Tameamea III. als König der Sandwichinseln ausrufen, und behielt sich und der Königin Kahumanna die Regierung während seiner Minderjährigkeit vor.

So waren die Regenten zwar noch die nämlichen, aber Karemaku war so krank, daß er wenig Antheil an der Regierung nehmen konnte, und der Missionair Bengham hatte sich der herrschsüchtigen Kahumanna vollkommen bemächtigt, und durch sie einen so starken Einfluß auf die ganze Nation erlangt, daß die Wahuaner sich nach sieben Monaten gar nicht mehr ähnlich sahen. Wir hätten in der That glauben können, uns unter einem ganz anderen Volke zu befinden. Bengham hat sich zum Erzieher des jungen Königs aufgeworfen, den er unter strenger Aufsicht hält. Er mischt sich in jede Regierungs-Angelegenheit, und alle die neuen Verordnungen sind seine Ideen, die er durch Kahumanna und zum Theil sogar durch Karemaku ausspricht. Besondere Aufmerksamkeit richtet er auf die Angelegenheiten des Handels, bei dem er sehr interessirt ist. Er hat seinen Stand und die erste Ursache seines Hierherkommens ganz vergessen, und findet es angenehmer, zu

herrschen, als zu predigen. Man könnte ihm das sogar verzeihen, wenn er das Talent besäße, das Volk zu bilden und zu beglücken, wenn er die Kunst verstände, den rohen Demant, was der unverdorbene Sandwichinsulaner wirklich ist, zu schleifen und dadurch dessen inneren Werth und äußeren Glanz zu vermehren; aber das ist keinesweges der Fall. Er geht so ungeschickt zu Werke und verbindet dabei Nebenabsichten, die ihn noch mehr vom rechten Wege ableiten, daß man es innigst bedauern muß, das geistige und leibliche Wohl des gutmüthigen Volkes in den Pfuscher-Händen eines solchen Phantasten zu sehen.

Herr Stewart, gleichfalls Missionair, aber später hierher gekommen, als Bengham, ist ein sehr gescheider und vielseitig gebildeter Mann. Er würde unendlichen Nutzen stiften; aber Bengham, der sich auch in geistlichen Angelegenheiten die Obergewalt angemaaßt hat und durchaus will, daß Alles nur nach seinen Grillen gehe, hat ihn in seiner Wirksamkeit so zu beschränken gewußt, daß er außer Stande ist, für die Bildung dieser Insulaner etwas zu thun, wozu sein reger Eifer und sein heller Geist ihn auffordern und deshalb auch wieder weggehen will.

Damit Bengham's Nebenabsichten nicht leicht durchschaut werden können, muß die Religion überall zum Deckmantel dienen. Daher wird jetzt ihre Ausbreitung und die strengste Kirchendisciplin mit rastloser Thätigkeit betrieben. In Hanaruro ist kein Haus und keine Hütte, wo nicht, auf höheren Befehl, unendlich viel gebetet wird. Selbst die angesiedelten Fremden müssen sich des Deckmantels bedienen, um ihr, oft spitzbübisches Gewerbe ungestört treiben zu können. Die sonst so lebhaften Straßen sind jetzt leer; alle Spiele, ohne Ausnahme, auch die allerunschuldigsten, sind strenge verboten; singen ist ein Verbrechen, das hart bestraft wird, und wer vollends den Frevel gar bis zum Tanzen triebe, würde vor seinen strengen Richtern unter keiner Bedingung Erbarmen finden. Sonntags darf weder gekocht noch überhaupt Feuer angemacht werden. Den ganzen Tag wird nichts gethan, als gebetet, man kann sich denken, mit welcher Andacht. Einige Personen des aus London zurückgekehrten königlichen Gefolges haben sich anfäng-

lich diesen strengen Anordnungen widersetzt und behauptet, die Engländer, die doch gute Christen wären, legten sich keinen solchen Zwang auf; aber Kahumanna, von ihrem Rathgeber bezaubert, duldet keinen Widerspruch, und da es in ihrem Belieben steht, dem Widerspenstigen die Gurgel zuschnüren zu lassen, so beugt sich Alles unter das eiserne Scepter dieser alten, herrschsüchtigen Frau.

Kurz vor unserer Ankunft war der Befehl an die Landbewohner ergangen, daß sie alle ihre Kinder, die das Alter von acht Jahren erreicht hätten, nach Hanaruro bringen sollten, um hier im Lesen und Schreiben unterrichtet zu werden. Die armen Landleute waren damit sehr unzufrieden, wagten jedoch nicht, sich zu widersetzen, sondern entzogen sich geduldig ihren Feldarbeiten, um nach Hanaruro zu eilen, wo wir viele Familien auf den Straßen, in kleinen Hütten, die sie aus Gesträuch zusammengesetzt hatten, mit dem A-B-C-Buch in der Hand bivouakiren fanden. Solche, die schon lesen können, werden fortwährend mit dem Auswendiglernen von Stellen aus der Bibel geplagt. In jeder Straße von Hanaruro befinden sich ein Paar Schulhäuser. Es sind lange Schilfhütten, ohne innere Abtheilung. In jeder werden ungefähr hundert Schüler und Schülerinnen von einem einzigen eingebornen Lehrer unterrichtet. Er steht dabei auf einer Erhöhung und spricht die Buchstaben einzeln laut aus, was jedesmal von der ganzen Versammlung schreiend wiederholt wird. Diese Anstalten lassen sich schon in der Ferne vernehmen. Sonst ist Alles still und man sieht wenig Menschen, außer wenn die Schüler, mit den Lehrern an der Spitze, in die Kirche ziehen. Aller Frohsinn ist verpönt und verscheucht. Lord Byron hatte aus England allerlei Spielwerk mitgebracht, Marionetten, Schattenspiel u. dgl., um den Insulanern Vergnügen zu machen. Als auf seinen Befehl am Lande Anstalten getroffen wurden, dem Volke dieses Schauspiel zu geben, unterstand sich Bengham, es zu verbieten, weil, wie er sagte, es gottesfürchtigen Christen nicht zieme, sich an solchen weltlichen Dingen zu ergötzen. Der Lord, der sich in keinen Streit einlassen wollte, gab sein wohlgemeintes Vorhaben auf. Daß das von Natur muntere, lebhafte Volk sich der anbefohlenen Kopfhängerei so fügsam unterwirft, ist ein Beweis, wie sehr es in seiner Gutmüthigkeit gewohnt

ist, den Willen seiner Beherrscher zu befolgen, und wie leicht es daher einer weisen Regierung werden würde, es zu einer vernünftigen Civilisation zu führen. Man möchte mit Karemaku ausrufen: Tameamea, du bist zu früh gestorben! Hätte dieser Monarch ein doppeltes Menschenalter erreicht und Stewart unter seinem Schutze gewirkt, so würden die Sandwichinsulaner sich die Achtung aller übrigen Nationen erworben haben, statt daß sie jetzt Rückschritte in der Cultur machen und zur Scheinheiligkeit und Heuchelei gezwungen werden.

Bei einem Spaziergang, den ich mit einem hier etablirten amerikanischen Kaufmann machte, begegnete uns ein nackter Greis mit dem Buche in der Hand. Mein Begleiter war darüber erstaunt, da er ihn als einen entschiedenen Gegner der neuen Verordnungen kannte. Er gab daher dem Alten seine Verwunderung zu erkennen, und fragte ihn, seit wann er denn auch sich entschlossen habe, das A B C zu studiren. Mit einem schalkhaften Lächeln, in das sich doch eine bittere Empfindung zu mischen schien, erwiederte der Greis, nachdem er sich vorher umgesehen hatte, ob er von Andern gehört werden könne: „glaubt doch ja nicht, daß ich das Lesen lernen will. Ich habe das Buch blos gekauft, um hinein zu sehen, damit Kahumanna glauben soll, ich folge dem Beispiel der übrigen. Thäte ich das nicht, so würde ich weiter keinen Zutritt zu ihr haben, und dann stände es schlimm mit mir armen, alten, gebrechlichen Manne. Wozu hilft auch das verwünschte B, a, ba? macht es unsere Jams und Tarrowurzeln besser wachsen? Im Gegentheil, die Landleute müssen ihre Felder liegen lassen, kaum die Hälfte derselben wird noch zur Noth bestellt. Was soll daraus werden? Hungersnoth wird eintreten und pala pala wird uns nicht satt machen."

So löblich es ist, wenn der Staat für den Volksunterricht sorgt, so ist diese unvernünftige Uebertreibung dabei gewiß sehr nachtheilig, und der Alte hatte in so fern ganz Recht.

Mit welcher Strenge Kahumanna ihre Ansichten in diesem Punkte verfolgt, davon hatten wir noch einen auffallenden Beweis. Ein siebenzigjähriger Greis lebte auf einem, ihr gehörigen, mehrere

Stunden von Hanaruro entfernten Grundstücke als Pächter, und hatte seine Abgaben immer prompt entrichtet, glaubte aber sich wegen seines hohen Alters und der weiten Entfernung vom Besuchen der Schule und der Kirche dispensiren zu können. Kahumanna jagte ihn deshalb von ihrem Lande fort. Nun erschien er bittend vor der Königin, suchte ihr Mitleid mit seiner Hülfsbedürftigkeit zu erregen und stellte ihr vor, daß er in seinem hohen Alter nicht mehr im Stande sey, das Lesen zu begreifen. Alles umsonst! Kahumanna rief ihm mit zorniger Gebehrde zu: „wenn „du nicht willst lesen lernen, so gehe und ersäufe dich."

Bis zu solchen Tyranneien hat Bengham die Königin gebracht, und er kömmt sich vielleicht schon als unbeschränkter Beherrscher aller Gemüther auf diesen Inseln vor. Aber er macht die Rechnung ohne den Wirth. Er spannt den Bogen zu stark, als daß er nicht brechen sollte, und ich prophezeihe ihm, daß sein Ansehen einst plötzlich schwinden wird. Schon giebt es viele Unzufriedene. Durch die Einberufung der Landleute nach Hanaruro sind die Lebensmittel hier sehr im Preiße gestiegen und werden immer mehr steigen, theils wegen der Anhäufung der Consumenten und theils auch deshalb, weil des vielen Studirens und Betens wegen nur wenig mehr gebaut werden kann. Dieser drückende Mangel kömmt noch zu der Geistessclaverei hinzu und reizt um so mehr an, die Fesseln zu zerbrechen. Mehrere Jeri's habe ich ihren Mißmuth äußern gehört, und die Landleute, welche Bengham's Religion für die Quelle aller ihrer Leiden halten, zündeten in einer Nacht die Kirche an, die aber bald, und ohne großen Schaden erlitten zu haben, gelöscht ward. Die Thäter wurden nicht entdeckt.

Karemaku hat die Wassersucht in hohem Grade. Der Arzt des Lords Byron hat ihn abgezapft; aber wir fanden ihn in einem Zustande, daß wieder eine Abzapfung nöthig war, welche unsere Aerzte auch verrichteten, und nach der er sich weit besser befand. Indessen kann er nicht mehr lange leben, und sein Tod wird das Signal zum allgemeinen Aufstand seyn, den vorzüglich Bengham's Verkehrtheit herbei führt.

So angenehm unser erster Aufenthalt in Hanaruro gewesen

war, so unangenehm war dieser zweite. Selbst unsere besten Freunde, die gute Romahanna nicht ausgenommen, hatten sich gänzlich verändert. Sie empfingen uns ernst, kalt und wortkarg. Wir freuten uns daher, als wir das nöthige Wasser und die frischen Lebensmittel eingenommen hatten, ein Land verlassen zu können, wo es einem verschrobenen Kopfe gelungen war, alle Lebensfreude zu verbannen.

Im Hafen lagen mehrere Wallfischjäger, und unter diesen auch der, mit welchem wir in St. Francisco zusammen gewesen waren, und dem es damals so übel ergangen war. Jetzt hatte das Glück ihn begünstigt, und er war von der japanischen Küste mit einer reichen Ladung Spermacet, die der Capitain auf 25,000 Pfund Sterling schätzte, hierher gekommen, um sich zur Rückkehr nach England zu verproviantiren.

Ein anderer erzählte mir, was einem seiner Collegen begegnet war, und ein Beispiel von den Gefahren giebt, denen die Wallfischjäger ausgesetzt sind, so wie von einer Rettung, wo keine Aussicht dazu vorhanden war.

Der nordamerikanische Capitain Smith segelte im Jahr 1820 mit einem dreimastigen Schiffe, Albatroß genannt, in die Südsee auf den Fang des Spermacet-Fisches. In der Nähe der Linie, östlich von den Washingtoninseln, begegnete er einem solchen, der von ungeheuerer Größe war. Es wurden unverzüglich alle Böte ausgesetzt, um ihn sicher und schnell zu fangen, auch die ganze Mannschaft mitgenommen. Blos der Kochsjunge blieb am Steuer des Schiffes zurück, das unter wenigen Segeln beigelegt war. Der Fisch, der ruhig und langsam auf der Oberfläche des Wassers fortschwamm, ward nun eifrig verfolgt und harpunirt. Kaum fühlte er sich verwundet, so schwenkte er seinen kraftvollen Schweif mit solcher Gewalt, daß er die Böte, welche ihm am nächsten waren, zertrümmert haben würde, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, sich schnell zu entfernen. Nun wollte der Fisch seine Rache an dem Schiffe ausüben, schwamm heulend und schnaubend auf dasselbe los, umkreiste es ein Paar Mal und gab ihm alsdann einen Schlag an den Vordertheil, daß der Kochsjunge versicherte, die Erschütte-

rung sey einem Erdbeben gleich gewesen. Der Fisch war verschwunden, und der Leck des Schiffes so stark, daß es in fünf Minuten mit Allem, was es enthielt, unterging und nur der Kochsjunge mit Mühe gerettet werden konnte. Da befand sich die Mannschaft nun auf vier kleinen Böten dem hohen Meere Preis gegeben. Bis zum nächsten Lande hatte sie eine Reise von mehreren Wochen zu machen, und ihre ganze Provision bestand in einigem Zwieback, den sie zufällig mitgenommen hatte. Nachdem man einige Zeit Rath gehalten, wohin man sich wenden wolle und sich darüber nicht vereinigen konnte, nahmen zwei Böte ihren Weg nach den Washington- oder Marquesasinseln, und die beiden andern, wo sich auch der Capitain befand, steuerten nach Süden, in der Absicht, die Insel Juan Fernandez zu erreichen. Von den Ersteren hat man weiter nichts erfahren; die Letzteren wurden nach vierzehn Tagen von einem Schiffe aufgenommen. Es waren nur noch der Capitain und vier Mann am Leben. Die übrigen Zehen waren vor Hunger umgekommen und die Ueberlebenden hatten sich von den Leichnamen genährt.

Am 19. September, als die ersten Sonnenstrahlen das romantische Gebirge von Wahu vergoldeten, spannten wir unsere Segel und sagten diesen Inseln Lebewohl, ihnen einen zweiten Tameamea nicht blos dem Namen, sondern dem Geiste und der That nach wünschend, dessen sie so sehr bedürfen.

XIII.

Die Pescadores-, Rimski-Korsakoff-, Eschscholtz- und Bronusinseln.

Von den Sandwichinseln nahmen wir unsern Lauf nach Südwesten, und es war meine Absicht, durch bisher noch nicht befahrene Gegenden nach der Radackkette zu segeln. Mehrere Schiffscapitaine hatten mir in Hanaruro gesagt, daß unter 17° 32′ Breite und 163° 52′ Länge eine Insel liege. Am 23. September segelten wir über diesen Punkt weg. Es zeigten sich zwar solche Vögel, die sich nicht gar weit vom Lande zu entfernen pflegen, aber das Land selbst konnten wir sogar von der Spitze des Mastes nicht entdecken, obgleich der Horizont rein war. So wenig kann man sich auf die Genauigkeit der Angaben von Kauffartheifahrern verlassen.

Den 26. befanden wir uns nach der Mittagsobservation in 14° 32′ Breite und 169° 38′ Länge. Es zeigten sich den ganzen Tag große Schwärme von solchen Wasservögeln, welche in der Nähe der Küsten bleiben, und selbst einige Landvögel, so daß es keinem Zweifel unterworfen war, daß wir in dieser Gegend einer bis jetzt noch unbekannten Insel nicht weit vorbeigesegelt sind, deren Entdeckung indessen späteren Seefahrern vorbehalten bleibt. Ueberhaupt hatten wir auf dieser Fahrt öfters Kennzeichen von nahem Lande, aber nie so viele, als heute.

Ein Schiffscapitain, der die Reise zwischen den Sandwichinseln und Canton mehrere Mal gemacht hat, will im 14° 42′ Breite

und 170° 30′ Länge eine Untiefe bemerkt haben. Ich kann diese Behauptung weder bestätigen noch widerlegen, und führe sie nur an, damit Seefahrer, welche diese Stelle passiren, sich in Acht nehmen mögen.

Den 5. October erreichten wir die nördlichste, zur Kette Radack gehörige Inselgruppe Udirik. Wir segelten ihrer südlichen Spitze in einer Entfernung von drei Meilen vorbei und berichtigten unsere Chronometer-Längenrechnung, weshalb ich einen genau bestimmten Punkt von Radack zu sehen gewünscht hatte, um, im Fall wir die Kette Ralik entdeckten, die Längendifferenz zwischen ihr und Radack genau angeben zu können. Darauf setzten wir unsere Fahrt gerade nach Westen fort, in die Gegend, wo die Pescadoresinseln liegen müssen, um uns durch den Augenschein zu überzeugen, daß diese Inselgruppe und Udirik nicht eine und dieselbe sind; welche Meinung noch von Einigen gehegt wird, indem sie glauben, daß der Entdecker der ersteren blos ihre geographische Länge falsch angegeben habe.

Bei dem schönsten Wetter hielten wir den ganzen Tag unter allen Segeln genau unsern Westcours, und es befand sich immerfort eine Wache an der Spitze des Mastes. Während der Nacht leuchtete der Vollmond. Wir fuhren unter wenigern Segeln; aber gleich beim Anbruch des Tages, den 6., wurden alle Toppen wieder beigesetzt, und das Schiff flog schnell über die Wogen hin. Am Mittag rief die Wache von oben, daß gerade auf unserer Courslinie Land zu sehen sey. Wir erreichten es bald, und fanden eine Gruppe von niedrigen, stark bewaldeten Coralleninseln, welche, wie immer, einen Kreis um ein Wasserbecken bildeten. Um 1 Uhr Nachmittags befanden wir uns nur drei Meilen von dieser, ganz mit Cocosbäumen bedeckten Gruppe, und hatten von der Spitze des Mastes eine deutliche Aussicht über die ganze Ausdehnung derselben. Indem wir uns mit ihrer Aufnahme beschäftigten, doublirten wir ihre südliche Spitze in der Entfernung einer halben Meile von den Riffen, und fanden, daß die größte Ausdehnung dieser Gruppe sich von Westen nach Osten erstreckt, in welcher Richtung sie einen Raum von zehn Meilen einnimmt. Der An-

blick des grünen Landes war sehr angenehm, und allem Anschein nach konnte es die Bedürfnisse einer nicht übermäßigen Bevölkerung vollkommen befriedigen; aber ungeachtet wir allen diesen Inseln sehr nahe vorbeisegelten, auch unsere Fernröhre zu Hülfe nahmen, konnten wir auf keiner eine Spur von Menschen entdecken.

Nach genauen astronomischen Beobachtungen liegt die Mitte dieser Gruppe unter 11° 19′ 21″ der Breite und 192° 25′ 3″ der Länge. Wenn man die Angaben des Capitains Wallis über die von ihm entdeckten Pescadoresinseln mit den unsrigen vergleicht, so wird man schwerlich glauben, daß es dieselbe Gruppe ist. Indessen habe ich ihr den Namen Pescadores gelassen, weil die Ortbestimmungen doch nahe übereintreffen. Nachdem wir rund um die ganze Gruppe gesegelt waren, befanden wir uns Nachmittags um 4 Uhr in so geringer Entfernung von ihrer nordwestlichen Spitze, daß man jede Bewegung eines Menschen auf dem Lande mit bloßen Augen hätte sehen können; aber auch hier zeigte sich nicht die geringste Spur von Einwohnern, mit denen Wallis, wenn wir diese Inseln für die Pescadores ansehen, doch in Berührung gekommen war. Sie müßten also längst ausgestorben seyn, da sich nicht einmal ein Merkmal ihres ehemaligen Daseyns bis jetzt erhalten hat.

Als die Aufnahme vollendet war, richteten wir unsern Cours wieder nach Westen, und kaum waren wir eine halbe Stunde gesegelt, so rief die Wache vom Maste schon wieder, daß gerade vor uns Land zu sehen sey. Die Untersuchung desselben war für heute zu spät; daher wurde das Schiff sogleich unter wenig Segeln beigelegt, um während der Nacht den gefährlichen Korallenriffen nicht zu nahe zu kommen und am folgenden Morgen die Aufnahme beginnen zu können. Beim Anbruch des Tages sahen wir die Inseln, die wir für die Pescadores gelten ließen, in einer Entfernung von sechs Meilen in Osten liegen; dagegen waren uns die, welche wir später gesehen hatten, gänzlich verschwunden. Wir waren in der Nacht von ihnen abgekommen, aber ein frischer Passat brachte uns in einer Stunde wieder so weit, daß wir sie deutlich sehen konnten. Um acht Uhr am Morgen befanden wir uns nur noch

drei Meilen von ihnen, wo wir denn die Aufnahme begannen, indem wir unsern Lauf mit dem Lande parallell nahmen. Es war wiederum eine Gruppe durch Riffe verbundener Koralleninseln um ein Bassin herum. Auch hier war eine üppige Vegetation, und hohe Cocosbäume ragten stolz hervor, aber keine Spur von Menschen. Wir waren ihnen so nahe, daß wir alle Gegenstände am Lande mit bloßen Augen deutlich unterscheiden konnten und hätten es daher gewiß bemerkt, wenn sie bewohnt wären, weshalb wir sie denn für unbewohnt erklären müssen. Von einem frischen Winde begünstigt, waren wir bis zum Einbruch der Nacht an den Inseln hin nach Westen zu gesegelt, ohne das Ende dieser langen Gruppe zu erreichen. Nur mit vieler Mühe und durch mancherlei Manövers gelang es uns, während der Dunkelheit unsere Stelle zu behaupten, da wir uns wegen eines heftigen Windes, der sich erhob, nur unter gerifften Marssegeln halten konnten, so daß unsere Lage zwischen den Riffen und in einem unbekannten Gewässer bedenklich gewesen wäre, wenn wir uns nicht glücklicher Weise von den Inseln aus unter dem Winde befunden hätten, und von ihnen einigermaaßen geschützt worden wären. Um so größer war daher unsere Freude, als wir am Morgen, da das Wetter wieder schön ward, die Gegenstände, nach denen wir uns Abends vorher gerichtet hatten, wieder vor uns sahen und unsere Arbeit mit Bequemlichkeit fortsetzen konnten.

Die größte Ausdehnung dieser Inselgruppe, die ich nach unserm zweiten Lieutenant, Rimski-Korsakoff, benannte, ist von Ostnordost nach Westsüdwest, in welcher Richtung sie 54 Meilen einnimmt. Ihre größte Breite beträgt nur 10 Meilen. Während wir an den Inseln, die über dem Winde liegen, vorbei segelten, konnten wir vom Maste immerfort auch die, auf der andern Seite des Bassins unter dem Winde liegenden deutlich sehen.

Nach vollbrachter Aufnahme setzten wir unsern Cours W. z. S. fort, in der Hoffnung noch mehr Land zu finden. Wir waren den ganzen Tag rasch gesegelt, ohne welches zu erblicken. Zur Nacht wurde beigelegt. Am folgenden Morgen, den 9. October, als wir kaum wieder unter vollen Segeln waren, entdeckte die Wache auf dem Maste einige niedrige Inseln in Norden, denen wir

schon etwas vorbei gesegelt waren, und die uns jetzt über dem Winde lagen. Ich ließ indessen sogleich den Cours ändern, und wir bemühten uns, sie durch Laviren zu erreichen; aber wir kamen in einen starken Strom aus Osten, der unsere Anstrengung fast gänzlich vereitelte, und je mehr wir uns dem Lande näherten, an Schnelligkeit zunahm. Dennoch gelang es uns, der westlichsten Spitze dieser Inselgruppe bis auf 11½ Meilen nahe zu kommen. Sie zeichnet sich von dem übrigen Lande durch einen runden Hügel auf einer kleinen Insel merklich aus, und lag uns am Mittag gerade in Osten, als wir nach der Observation die Breite 11° 30′ 32″ und die Länge 194° 34′ fanden. Von diesem Punkte aus sahen wir auch deutlich die Gruppe sich nach Südosten und Nordosten bis zum Horizont erstrecken. Wir machten noch einige wiederholte Versuche, ihr näher zu kommen; da sie aber nicht gelangen, so mußten wir uns mit der Bestimmung ihrer westlichen Grenze, unter 11° 40′ 11″ Breite und 194° 37′ 35″ Länge begnügen, von wo ihre Ausdehnung nach Osten nicht unbeträchtlich seyn kann, und setzten unsere Fahrt nach Westen fort. Vermuthlich liegen diese Koralleninseln ebenfalls um ein Bassin herum. Von Bevölkerung haben wir keine Spur entdeckt, ungeachtet sie wohl dazu geeignet schienen. Ich benannte sie nach unserem würdigen Doctor und Professor Eschscholtz, der bereits die zweite Reise mit mir machte.

Ich brauche über die Lage der hier erwähnten drei Inselgruppen nichts weiter zu sagen, da die mit möglichster Genauigkeit angefertigte, diesem Bande beigefügte Charte vollständigen Aufschluß darüber giebt; nur muß ich noch bemerken, daß keine von ihnen die mindeste Aehnlichkeit von den von Wallis beschriebenen Pescadores hat. Er war nicht im Stande, die Längen gehörig anzugeben, da man zur damaligen Zeit noch nicht die Mittel dazu hatte, welche uns zu Gebote stehen. Seine Pescadores können also wohl noch irgendwo anders liegen. Indessen ist doch so viel ausgemacht, daß höchstens nur eine dieser Gruppen die Pescadores seyn und wir uns mit vollem Recht die Entdeckung der andern beiden zueignen können. Sie hat in so fern einigen Werth, als diese Gruppen ohne allen Zweifel der nördlichste Theil der Kette Ralik sind und ihre Lage und Entfernung von Radack genau bestimmt ist, so daß

es nunmehr leicht seyn wird, alle einzelne Gruppen der Kette Ralik zu entdecken.

Von den Eschscholtz-Inseln richtete ich den Lauf des Schiffes so, daß wir die Bronus-Inseln zu Gesichte bekommen mußten. Mein Wunsch war, die Richtigkeit ihrer geographischen Länge und Breite zu prüfen und mich zu überzeugen, ob der Zwischenraum zwischen diesen beiden Gruppen frei von Inseln sey.

Am Mittag des 11. Octobers, Breite 11° 21′ 39″, Länge 196° 35′, wurden die Bronus-Inseln von der Spitze unseres Mastes in einer Entfernung von 20 Meilen sichtbar. Als wir uns nach einigen Stunden der südlichen Spitze dieser Gruppe bis auf $1\frac{1}{2}$ Meilen genähert hatten und einen großen Theil von ihr übersehen konnten, zeigte sich's, daß sie, so wie die andern von Korallen gebildeten, aus einem durch Riffe verbundenen Inselkreis besteht. Indessen scheint diese Gruppe von älterer Formation zu seyn, als die übrigen, bis jetzt von uns gesehenen Koralleninseln. Das Land ist ein wenig höher, als es sonst auf denselben zu seyn pflegt, und die Bäume sind weit größer und stärker, als auf den übrigen. Auch sie scheint nicht bewohnt zu seyn.

Eine Windstille, die plötzlich eintrat, setzte uns in die Gefahr, durch den Strom, der mit bedeutender Gewalt nach Westen lief, auf die Riffe getrieben zu werden; aber, als wir der Brandung schon nahe waren, änderte er seinen Lauf und ging mit der Küste parallell nach Süden. Auf diese Weise doublirten wir die südliche Spitze der Gruppe, wo ein schwacher Luftzug uns in sichere Entfernung vom Lande brachte. Diese südliche Spitze liegt nach unserer Beobachtung unter 11° 20′ 50″ Breite und 197° 28′ 30″ Länge. Es war meine Absicht, die ganze Gruppe genau aufzunehmen, weshalb wir uns bemühten, das Schiff während der Nacht in ihrer Nähe zu erhalten; aber beim Anbruch des Tages sahen wir, daß der Strom uns so weit unter den Wind weggeführt hatte, daß das Land kaum noch von der Spitze des Mastes zu sehen war. Da wir nun diese Inseln gegen den starken Strom und den Passatwind zugleich unmöglich wieder gewinnen konnten,

so mußte ich meine Absicht aufgeben und der Cours ward jetzt gerade nach den Ladronen- oder Marianen-Inseln genommen, wo ich gesonnen war, frische Lebensmittel einzunehmen.

Es ist eine auffallende und nicht leicht zu erklärende Erscheinung, daß auf der Parallelle 11° Norderbreite, von der Kette Radack an, bis den Bronusinseln vorbei, ein Strom statt findet, der $1\frac{1}{2}$ Meile in der Stunde beträgt.

XIV.

Die Ladronen oder Marianen und die Philippinen.

Da von diesen Inseln in der Beschreibung meiner früheren Reise bereits ausführlich gesprochen ist, so habe ich hier nur wenig zuzusetzen.

Frischer Wind und schönes Wetter machten unsere Fahrt schnell und angenehm. Am Morgen des 19. Octobers sahen wir schon die zu den Ladronen gehörige Insel Sarpani in einer Entfernung von 25 Meilen vor uns liegen, und bald darauf zeigte sich auch die Hauptinsel Guaham, nach der wir wollten. Die Länge der östlichsten Spitze von Sarpani fanden wir 214° 38′ 00″.

Der Anblick der Ostküste von Guaham, welche dem unaufhörlichen Passatwinde ausgesetzt ist, läßt den ankommenden Seefahrer auf wenig Fruchtbarkeit dieser Insel schließen; desto angenehmer ist er überrascht, so bald er die nördliche Spitze umschifft hat, und sich an der Westseite der Insel unter dem Winde befindet, wo die Natur so freigebig ist, und man nur die Vertilgung der Bewohner bei der Besitznahme der Spanier von diesem Archipel und ihrer unsanften Einführung der christkatholischen Religion bedauern muß. Auffallend ist es, daß der Boden von Guaham unter der Dammerde aus Korallenblöcken besteht, die zum Theil noch nicht verwittert sind, woraus man vermuthen könnte, daß eine ehemalige eben solche Gruppe von niedrigen Koralleninseln, wie die übrigen sind, sammt dem Bassin, das sie einschloß, durch die Gewalt unterirdischen Feuers in die Höhe geschoben worden, und auf solche Weise die Insel Guaham entstanden ist. Daß Herr Hofmann einen Kra-

ter auf ihr fand, in dessen tiefem Schlunde das Feuer noch bis jetzt nicht verlöscht ist, scheint diese Hypothese zu bestätigen.

Die Festung auf der hier sogenannten Teufelsspitze, welche die Stadt Agadna vertheidigen soll, fanden wir in einem so friedlichen Zustande, daß keine ihrer Kanonen brauchbar war. Im Hafen Caldera de Apra lagen zu meinem Erstaunen mehrere Schiffe unter englischer und nordamerikanischer Flagge, da die Spanier doch sonst keine fremden Fahrzeuge zuließen. Von den Capitains dieser Schiffe erfuhr ich, daß die Wallfischjäger, welche ihr Gewerbe an der japanischen Küste treiben, jetzt häufig Guaham zum Ruhepunkt und zur Versorgung mit frischer Nahrung wählen. Mit großem Vergnügen hörte ich auch von ihnen, daß sie alle sich ausschließlich der von unserm Admirale von Krusenstern angefertigten Charte der japanischen Küste bedienen, von der sie versicherten, daß sie die vorzüglichste sey, und selbst Gegenstände von minderer Bedeutung mit der größten Genauigkeit angebe. Wie viel Ursache haben die Seefahrer, den Herausgeber einer solchen Charte zu segnen! Wie oft hängt die Rettung ihres Lebens von der Richtigkeit derselben ab! Man kann bestimmt behaupten, daß es besser ist, gar keine Charte zu haben, als eine fehlerhafte.

Da ich nur ein Paar Tage hier verweilen wollte und der Hafen eben nicht der sicherste ist, so beschloß ich, gar nicht einzulaufen, sondern das Schiff in der Nähe der Stadt unter Segel zu halten, und schickte einen Officier an den Gouverneur mit der Bitte ab, uns mit frischen Lebensmitteln zu versorgen, von denen ich ihm eine Liste mit gab. Am andern Morgen fuhr ich mit einigen Officieren an's Land, und wir wurden von dem Gouverneur dieser Inseln, Don Gango Errero, der schon alle erforderliche Maaßregeln getroffen hatte, uns schnell mit Lebensmitteln zu versorgen, zwar freundlich, aber doch nicht ohne Verleugnung der spanischen Grandezza, empfangen. Er hatte die alte Erfahrung von Neuem bestätigt, daß wenige Jahre einer schlechten Regierung hinreichen, das zu vernichten, was nur durch lange Anstrengung einer guten Verwaltung gegründet werden konnte. Vor acht Jahren, als Medenilla hier Gouverneur war, herrschte unter den Bewohnern Gua-

ham's Zufriedenheit und, nach ihrer Art, Wohlstand; nun ist es umgekehrt, und die Schuld davon trägt ein einziger Mann. So viel kömmt auf die Wahl dessen an, dem in so weiter Ferne Macht anvertraut wird, von wo nur höchst selten die Klage der Unterdrückten zur obersten Behörde gelangen kann. Errero hat sich sogar den Mord englischer und amerikanischer Schiffer zu Schulden kommen lassen, worüber ihre Cameraden, von Manilla aus, die spanische Gerechtigkeit nicht vergeblich anflehten; denn wie ich später erfuhr, war der Befehl zu Errero's Verhaftung bereits gegeben, als er mir in der schönsten Ruhe lustige Lieder, von der Guitarre begleitet, vorsang. Medenilla war wieder zum Gouverneur ernannt, um die von Errero gestifteten Uebel zu heilen.

Von meinen früheren Bekannten sah ich hier jetzt nur den würdigen Don Louis de Torres, den Freund der Caroliner, der Herrn von Chamisso die interessanten Nachrichten über die Sitten und Gebräuche dieser liebenswürdigen Insulaner mittheilte. Er hatte nach unserer Abreise auf dem Rurik wieder eine Fahrt nach den Carolinen gemacht und dort mehrere Familien bewogen, sich in Guaham anzusiedeln. Die jährlichen Besuche der Caroliner auf Guaham werden wieder regelmäßig fortgesetzt, und während unserer Anwesenheit befand sich hier eben eine kleine Flottille derselben. Als geschickte Seeleute werden die Caroliner von den Spaniern in Guaham, welche in diesem Fache ganz unwissend sind, zu den Fahrten nach den übrigen Marianen-Inseln gedungen, mit welchen ohne sie fast gar keine Communication statt finden würde. Wir haben selbst zwei ihrer Canots bei heftigem Winde und hoher See von Sarpana hier ankommen gesehen, und die Geschicklichkeit bewundert, mit welcher sie gesteuert wurden.

Die Empörung der spanischen Colonien hat sich nicht bis hierher erstreckt. Die Bewohner Guaham's sind treu geblieben, ungeachtet der Tyrannei des Gouverneurs, und haben sich selbst durch ein kürzlich hier gegebenes Beispiel nicht verleiten lassen. Ein spanisches Linienschiff und eine Fregatte kamen von Peru mit geflüchteten, treu gebliebenen Unterthanen, und legten auf ihrer Fahrt nach Manilla hier an, wo sich die Mannschaft beider Schiffe em-

pörte, die Officiere sammt den Passagiren an's Land setzte und nach Peru zurück kehrte, um gemeinschaftliche Sache mit den Insurgenten zu machen.

Nachdem wir vier Tage vor Agadna unter Segel zugebracht und uns mit Lebensmitteln versorgt hatten, die wir zehnfach so theuer bezahlen mußten, wie vor acht Jahren, verließen wir Guaham am 22. October und richteten unsern Lauf nach den Bashi-Inseln, zwischen welchen hindurch ich ins chinesische Meer gelangen und dann gerade auf Manilla zu segeln wollte.

Den 1. November zeigte uns die Mittagsobservation 20° 15' Breite und 236° 42' Länge, so daß wir uns also schon in der Nähe der Bashi- und Babuyan-Inseln befanden. Bis zum Untergang der Sonne waren wir noch so rasch vorwärts gesegelt, daß wir uns nur in geringer Entfernung vom Lande befinden konnten; aber in der Richtung, in welcher die Inseln uns lagen, hatten sich schwarze Wolken gehäuft, welche sie unserm Blicke verhüllten und stürmisches Wetter prophezeihten. Wir wagten es daher nicht, während der Nacht weiter zu segeln, und lavirten unter gerifften Segeln, den Anbruch des Tages erwartend. Um Mitternacht traten heftige Windstöße aus Norden ein. Die Wellen gingen hoch, aber es kam doch nicht bis zum Sturm. Kaum hatte die aufgehende Sonne den Horizont erleuchtet, als wir die drei hohen Richmondfelsen erblickten, welche in der Mitte der Straße zwischen den Bashi- und Babuyan-Inseln liegen. Bald darauf zeigte sich uns auch die Insel Bantan, deren hoher Felsenrücken noch nicht von Wolken befreit war. Das Wetter wurde nun hell, der Wind wehte stark aus Norden und wir setzten unter allen Segeln, welche uns die heftigen Windstöße nur zu tragen erlaubten, unsern Weg gerade der Straße zu fort, die von den südlichen Bashi-Inseln und den drei Richmondfelsen gebildet wird. Als wir uns in der Mitte der Straße befanden, hatten wir Ursache, den Verlust unserer Stengen, vielleicht sogar der Masten zu befürchten. Der Wind wehte sehr heftig aus Nordosten und trieb die See äußerst hoch. Die Wellen thürmten sich schnell über einander und begegneten hier einem starken Strome, der aus dem chinesischen Meere durch diese

Straße in den Ocean geht. Diese gegen einander streitenden Kräfte brachten auf der Oberfläche des Meeres eine Unruhe hervor, welche der stärksten Brandung glich, und das Schiff mit so furchtbarer Gewalt unregelmäßig hin und her schleuderte, daß ich in der That die Stärke unserer Masten und die Güte der Takelage bewundern mußte. Zwei Stunden brachten wir in dieser kritischen Lage zu; als wir aber das chinesische Meer erreicht hatten, befanden wir uns auf ruhigem Wasser, und benutzten diesen Umstand, die Längen einiger Punkte auszumitteln. Wir fanden

die Länge	des	östlichsten der drei Richmondfelsen	237° 50′ 2″
"	"	der westlichsten derselben	237° 52′ 00″
"	"	der östlichsten Spitze der Insel Bantan	237° 55′ 32″
"	"	der westlichsten Spitze der Babuyans	238° 00′ 56″
"	"	der westlichsten Spitze der Bashi-Insel	238° 4′ 47″
die Breite	der	östlichsten Spitze " "	20° 15′ 47″

Alle diese Längen sind nach den Chronometern bestimmt worden, welche sogleich nach unserer Ankunft in Manilla geprüft wurden. Sie differiren mit denen, welche auf Horsbourg's neuer Charte angenommen sind, nur um 3½ Minuten. Um so viel sind unsere Längen westlicher.

Mit günstigem Winde segelten wir nun im Angesichte der westlichen Küste von Luçon nach Süden fort, bis wir das Vorgebirge Bajador erreichten, wo wir einige Tage durch Windstille aufgehalten wurden, so daß wir erst am 7. November die Manilla-Bucht erblickten. Hier wehte uns ein heftiger Wind entgegen und verwehrte uns den Eingang; da er aber vom Lande kam, so konnte er keine hohe Wellen hervorbringen, und es gelang uns, durch Laviren bedeutend vorwärts zu rücken, so daß wir endlich in die Bucht durch ihre südliche Einfahrt zwischen ihrem Ufer und der Insel Coregidor einlaufen konnten. Eine spanische Brigg, die mit uns zugleich lavirte, verlor durch einen heftigen Windstoß, der uns plötzlich überfiel, beide Stengen.

Am Morgen des 8. Novembers ließen wir die Anker vor der Stadt Manilla fallen. Ich machte sogleich dem Generalgouverneur der Philippinen, Don Mariano Ricofort, meine Aufwartung.

Er empfing mich freundlich und ertheilte mir auf mein Ersuchen sogleich die Erlaubniß, nach Cavite zu segeln, einem an der Bucht, nur ein Paar Meilen von der Stadt liegenden Flecken, wo sich eine Admiralität befindet und Schiffe mit Bequemlichkeit Reparaturen vornehmen können, deren das unserige bedürftig war. Wir gingen daher schon am folgenden Tage dorthin und begannen unsere Arbeiten.

Auch in diesem schönen Tropenlande ging uns die Zeit angenehm hin. Wie reich hat die Natur diese Inseln ausgestattet und wie wenig erkennt Spanien noch den Schatz, den es an ihnen besitzt. Die Stadt Manilla hat die vortheilhafteste Lage für den Handel mit der ganzen Welt, in der Nachbarschaft der reichsten Gegenden Asiens, fast in der Mitte zwischen Europa und Amerika. Die Eifersucht der Spanier auf alle ihre auswärtigen Besitzungen verschloß auch ihr den Handel mit jedem anderen Lande; aber nach dem Abfall der amerikanischen Colonien ist der Hafen von Manilla allen Nationen geöffnet, und nun werden die Philippinen bald ihre bisherige Unbedeutendheit verlieren. Noch beschränkt sich die Ausfuhr vorzüglich auf Zucker und Indigo nach Europa, und die kostbaren indianischen Vogelnester und Trepangs nach China. Letztere sind eine Art Seeschnecken ohne Gehäuse, die von hieraus bis nach den Ladronen, Carolinen, Pelew-Inseln und sogar bis Neuholland eben so verfolgt werden, wie die Seeottern an der Nordwestküste Amerika's, da die wollüstigen Chinesen sie, gleich den Vogelnestern, für ein Mittel halten, gesunkene Kräfte aufzufrischen und sie daher sehr theuer bezahlen. Aber wie unendlich viel mehr Handelsartikel könnten diese Inseln liefern. Kaffee von der vorzüglichsten Güte, Cacao und zwei Gattungen Baumwolle, die eine auf Bäumen, die andere, ausnehmend schöne, auf Sträuchern, wachsen hier wild und könnten durch Cultur mit leichter Mühe sehr vervielfältigt werden. Diese Artikel sind indessen noch so vernachlässigt, daß kein regelmäßiger Handel mit ihnen getrieben werden kann. Die schönsten Sagobäume findet man auf Luçon in Ueberfluß, aber sie stehen, so wie ganze Wälder von Zimmt, unbenutzt da. Muskat, Gewürznelken und Alles, was die Molucken hervorbringen, wächst auch hier, und es gehört nur einige Industrie, an der es leider noch

fehlt, dazu, um alles dieses zur Quelle des Reichthumes zu machen. Ueberdem findet man hier Perlen, Ambra, Cochenillen; und Gold, Silber und andere Metalle birgt die Erde in ihrem Schooße. Jahrhunderte hat Spanien diese Schätze unbenutzt gelassen und sich in der Nothwendigkeit befunden, zur Besoldung der Beamten noch Geld hierher zu schicken.

Sowohl die hiesigen regulairen Truppen, als die Miliz, sind aus den braunen Eingeborenen formirt. Die Officiere sind Spanier, größtentheils hier geboren und, mit sehr wenigen Ausnahmen, höchst unwissend. Man sagt, die Soldaten seyen tapfer, besonders wenn sie von den Pfaffen dazu ermuntert und eingesegnet worden. In so weit ich Gelegenheit gehabt habe, das hiesige Militair zu beobachten, muß ich indessen glauben, daß es gegen europäische Truppen nicht Stand halten würde. Außerdem, daß es schlecht bewaffnet ist, herrscht bei demselben so gut als gar keine Disciplin, von der selbst die Anführer wenig Begriff zu haben scheinen. Der Officier unterscheidet sich von dem Soldaten durch nichts, als die Uniform, und steht in der Regel mit ihm auf gleicher Stufe der Gemeinheit. An Präcision von Manövern ist nicht zu denken; und wenn eine Schildwache mit der Flinte im Arm ruhig schläft, so hat das eben nichts zu bedeuten. Man hat mir gesagt, daß sich auf Luçon 8000 Mann regulairer Truppen befänden, und durch Aufbietung der Miliz bis 20,000 Mann zusammengebracht werden könnten. Das Feld der Ehre, wo die Helden von Luçon sich auszeichnen, ist auf den südlichen, zu den Philippinen gerechneten, aber noch nicht unterworfenen Inseln, die von muhamedanischen Indianern bewohnt werden, welche mit den Spaniern in immerwährender Fehde leben und als Piraten auf allen Küsten dieses Inselmeeres, wo Christen wohnen, Schrecken verbreiten und auch wohl Verheerungen anrichten. Man schickt von Zeit zu Zeit einige wohlbemannte Kanonenböte dahin, welche viel Pulver verschießen, ohne die Seeräuber bezwingen zu können.

Man rechnet in den Vorstädten von Manilla, auf welche sie eingeschränkt sind, sechs tausend Chinesen. Die mehresten sind geschickte und arbeitsame Handwerker, die übrigen Kaufleute, und

unter diesen Einige sehr reiche. Sie sind die Juden von Luçon, aber noch mehr als diese, und mit weit wenigern, vielleicht gar keinen Ausnahmen, zu Betrug und allen Niederträchtigkeiten geneigt. Sie genießen nicht allein keine Vorzüge vor der gemeinsten Volksklasse, sondern werden im Gegentheil verachtet, unterdrückt, ungerecht behandelt und nicht selten über Verschulden bestraft. Ihre Habsucht läßt sie das Alles ruhig ertragen, und da das Ehrgefühl bei ihnen völlig erstickt ist, tröstet sie ein kleiner Gewinn durch gelungenen Betrug leicht über eine erlittene schimpfliche Behandlung. Die jährliche Abgabe jedes Chinesen, dafür, daß er die Luft in Manilla einathmen darf, beträgt sechs Piaster (30 Rubel), und will er irgend ein Gewerbe treiben, so muß er noch fünf Piaster (25 Rubel) zuzahlen, wogegen der eingeborene Indianer jährlich überhaupt nur fünf Realen (3 Rubel) zahlt, die er mit leichter Mühe erwirbt.

Auch die Philippinen folgten dem Beispiele der amerikanischen Insurgenten nicht; denn eine unruhige Bewegung unter den hiesigen Indianern, die ein Paar Jahre vor unserer Ankunft vorgefallen war, galt nicht der Regierung, und eine bald darauf versuchte Empörung gegen dieselbe fand wenig Anhänger. Zu der ersteren gaben ein Paar unschuldige Botaniker, welche die Insel durchstrichen, um Kräuter zu sammeln, die Veranlassung. Es riß eine epidemische Krankheit unter den Indianern ein, an der viele starben, und plötzlich entstand das Gerücht, die fremden Pflanzensammler hätten die Brunnen vergiftet, um die Indianer auszurotten, die nun, dadurch in Wuth gesetzt, in Schaaren herum zogen, mehrere Fremde ermordeten, und selbst in der Stadt Manilla die Häuser einiger schon längst hier angesiedelten Ausländer plünderten und zerstörten. Man glaubt, daß einige Spanier selbst die eigentlichen Unruhestifter gewesen sind, und das Volk durch das von ihnen verbreitete Gerücht aufgewiegelt haben, um im Trüben zu fischen. Den damaligen Gouverneur Fulgeros beschuldigt man allgemein, daß er nicht kräftig genug gegen die Unordnung gewirkt habe. Dieser gescheide und liebenswürdige Mann, aber vielleicht zu milde Gouverneur eines rohen Volkes, ward ein Jahr darauf von einem Mestizen, der als Officier bei einem hiesigen Regimente

diente und einen Theil desselben zum Aufstande bewogen hatte, in der Nacht in seinem Bette ermordet. Die Empörer hatten sich auf dem Marktplatze versammelt, wurden aber bald durch ein anderes, treu gebliebenes Regiment zerstreut, und in wenig Stunden war die Ruhe vollkommen hergestellt, die seitdem nicht wieder unterbrochen ist. An die Stelle des unglücklichen Fulgeros ward der jetzige Gouverneur Ricofort aus Spanien hergesandt.

Der König, gerührt von der Treue der Stadt Manilla, zu einer Zeit, wo die andern spanischen Colonien die schweren Fesseln des Mutterlandes abwarfen, schenkte ihr, als Zeichen seines ganz besonderen Wohlwollens, sein Brustbild, welches der neue Gouverneur mitbrachte. Diesem Bilde ward hier eine Verehrung erwiesen, die den hohen Werth bezeugte, welchen man auf das königliche Geschenk setzte. Es ward für's Erste in einem der Krone gehörigen Hause in der Vorstadt aufgestellt, von wo es in großer Ceremonie seinen Einzug in die Stadt halten, und den ihm bestimmten Platz im Schlosse des Gouverneurs einnehmen sollte. Der 6. December war zu dieser, den Bewohnern Manilla's wichtigen Feierlichkeit bestimmt, und drei Tage vorher empfing der gemalte König an jedem Abende in der Vorstadt große Cour. Das Haus war auf's Schönste beleuchtet; vor demselben stand ein Piquet gut gekleideter Soldaten, alle Thüren waren mit Schildwachen besetzt und die Zimmer voll Kammerdiener, Pagen und Dujour-Officiere von jedem Range, in höchster Galla. Man suchte ganz die Etikette des spanischen Hofes nachzuahmen. Wessen Rang es gestattete, dem Portrait des Königs vorgestellt zu werden, ward von einem dujourirenden Obersten in den Audienzsaal geführt, der mit den kostbarsten chinesischen Seidenzeugen prachtvoll ausgeschmückt war. Hier befand sich auf einer Erhöhung von einigen Stufen zwischen zwei goldverzierten Säulen das Bild hinter einem seidenen Vorhange. Der dujourirende Oberste vertrat die Stelle eines Kammerherrn, führte den Vorzustellenden vor das Bild und zog den Vorhang weg. Beim Erblicken des Königs im Hermelinmantel, mit der Krone auf dem Haupte, mußte der Vorgestellte eine tiefe Verbeugung machen, der König sah ihn stumm und freundlich an, der Vorhang ward wieder zugezogen und die Audienz hatte ein Ende.

Mit Tagesanbruch des 6. Decembers befand sich die ungeheure Menschenmasse, die aus allen Provinzen zu diesem Feste nach Manilla geströmt war, schon in voller Bewegung. Einen großen Theil der niederen Volksklasse sah man in allerlei komischen Costümen zum Theil sehr caricaturmäßig gekleidet; Raketen erfüllten die Luft, und an manchen Orten wurden auf der Straße chinesische Feuerwerke abgebrannt, die am hellen Tage blos Lärm und Rauch machten. Elegante Equipagen durchkreuzten in eiliger Geschäftigkeit die Gassen und konnten sich nur mit vieler Mühe durch die bunten Reihen der geputzten oder maskirten Fußgänger den Weg bahnen. Um 9 Uhr donnerte die Kanonade von der Festung, und um 12 Uhr begann die Prozession, bei der ein Gemisch von asiatischem und spanischem Geschmack obwaltete. Ich befand mich in einem Hause, wo sie unter den Fenstern vorbeigehen mußte, und ich sie weit hin übersehen konnte. Der Zug ward von Chinesen eröffnet. Zuerst kam ein Chor von 24 Musikanten, von denen ein Theil mit Stäben auf große, runde, kupferne Platten schlug, und dadurch eine Art dumpfer Glockentöne hervorbrachte, und der andere auf clarinettähnlichen Instrumenten gar widerlich pfiff. Die Töne der Kupferplatten hallten viel zu sehr in einander, als daß der Takt gehörig zu bemerken gewesen wäre, um den sich diese Kapelle überhaupt nicht sehr zu bekümmern schien. Den Musikanten folgte ein Zug Chinesen mit seidenen Fahnen, auf welchen ihre Götzen und Drachen von verschiedener Gestalt, mit Hieroglyphen umgeben, abgebildet waren. Hierauf wurde in einer Art von Sessel, der reich verziert und mit dem glänzendsten Lack überzogen war, eine junge Chinesin getragen, die eine Waage in der Hand hatte und, wie man mir sagte, die Gerechtigkeit vorstellen sollte, deren sich ihre Landsleute hier eben nicht sehr zu erfreuen haben. Einige Musikanten umgaben die Göttin und machten auf ihren Kupferplatten einen so gewaltigen Lärm, als wollten sie selbst jeden Klageton ersticken, der bis zu ihr reichen könnte. Auf die Gerechtigkeit folgte der Rest der Chinesen nach ihren verschiedenen Gewerben, deren Sinnbilder auf Fahnen prangten. Nun kamen vier, etwas betagte Bachantinnen in nachlässiger Kleidung, über die Gebühr entblößt. Ihr langes, schwarzes, herum fliegendes Haar gab ihnen das An-

sehen von Furien, und nur die Bekränzung mit Weinlaub und die Trinkschalen, die sie in den Händen hielten, ließen errathen, was sie vorstellen wollten. Nach dem Tambourin des Bachus, der eben so wohl einem Harlekin glich, gaben sie einen höchst unanständigen, pantomimischen Tanz dem jauchzenden Pöbel zum Besten; und da die Prozession sich nur langsam bewegte, auch oft Halt machte, so gewannen sie hinlänglich Zeit, ihr schamloses Talent auf die ekelhafteste Weise zu zeigen. Warum der Ehrenzug mit diesem Schandfleck besudelt wurde, war nicht wohl einzusehen. Doch es gab des Unbegreiflichen viel dabei. Jetzt folgte ein Trupp Indianer, verschiedenartig und sonderbar kostümirt, Wilde vorstellend, mit Spießen und Schildern versehen, in fortwährendem Kampf mit einander begriffen. Darauf marschirte ein Bataillon Infanterie, aus Knaben bestehend, mit hölzernen Flinten und papiernen Patrontaschen, und diesen folgte eine Escadron Husaren, gleichfalls Knaben, mit gezogenen, hölzernen Säbeln und Pferden von Pappe, die, statt die Reiter zu tragen, von ihnen getragen wurden, indem sich an der Stelle des Sattels ein Loch befand, durch welches die Beine des Husaren gingen, so daß das Pferd der seinigen nicht bedurfte. Obgleich die Rosse sehr muthig waren, sich bäumten und hinten und vorn ausschlugen, blieb die Escadron doch in Reihe und Glied. Hierauf belustigte eine Gesellschaft zwei Faden langer, als Stutzer gekleideter Riesen, deren oberer Körper aus Pappe bestand, mit eben so großen und herausgeputzten Damen, nebst einigen sehr kleinen Zwergen das Volk durch komisches Betragen und Tanz. Auf ihnen folgten allerlei Thiere, Löwen, Bären, Ochsen u. dgl., ebenfalls von riesenhafter Größe, so daß in jedem Beine derselben ein Mensch ging, wodurch sie denn gravitätisch fortschritten. Sodann folgte mit ernstem, hohen Anstande Don Quixote, von seinem treuen Sancho begleitet. Auf die Frage, was der ehrsame Ritter von der traurigen Gestalt hier wolle, meinte Jemand, er repräsentire die Bewohner Manilla's, welche so eben eine Windmühle für einen Riesen ansähen. Hinter ihm marschirte, gleichsam als ob er der Anführer wäre, einiges wirkliches Militair mit schöner Musik, worauf zwei hundert junge Mädchen aus sämmtlichen Provinzen der Philippinen, in ihrer verschiedenen Landestracht reich und vortheil-

haft gekleidet, folgten. Fünfzig von diesen Grazien zogen den prächtigen, mit rothem Sammet und vielem Golde verzierten Triumphwagen, auf welchem das Bild Fernando's prangte. Nicht zufrieden mit dem gemalten Mantel, hatte man ihm noch einen wirklichen von Purpursammet, mit Gold gestickt, umgehangen. Gegenüber, etwas zur Seite, saß auf einer Erdkugel eine hohe weiße Gestalt, die in der einen Hand ein aufgeschlagenes Buch und in der andern einen Stab hielt, mit dem sie auf das Bild zeigte. Sie stellte die Muse der Geschichte vor. Möchte sie einst auch auf das Original freundlich zeigen können! Hinter dem Triumphwagen ritt eine Abtheilung Dragoner, und den Beschluß des Zuges machten eine Menge Wagen, in denen die hiesigen angesehensten Personen fuhren. Mehrere thurmartige, chinesische Ehrenpforten schmückten den Weg, den die Prozession durch die weitläuftigen Vorstädte nach der Stadt nahm. Sie waren von Brettern aufgezimmert, nahmen unten die ganze Breite der Straße ein und waren — nach dem Geschmacke der Chinesen, die, um den Spaniern zu schmeicheln, bei dieser Gelegenheit keine Kosten gescheuet hatten — auf's prächtigste und bunteste decorirt.

Als das Bild in der Stadt ankam, ward es von dem Gouverneur und der ganzen Geistlichkeit von Manilla empfangen, und statt der jungen Mädchen zogen nun Bürger den Triumphwagen unter beständigem Rufen: Viva el Rey Fernando! Von allen Wällen wurden die Kanonen gelöset, eine schöne militairische Musik ertönte, und die Truppen, welche vom Thor an bis zur Hauptkirche in zwei Reihen aufgestellt waren, präsentirten das Gewehr, wobei sie in das Viva des Volkes einstimmten. Bei der Kirche ward Halt gemacht, das Bild hineingetragen, und nach dem Gottesdienst, den der Bischof hielt, ward es wieder auf den Wagen gesetzt und in die Wohnung des Gouverneurs gebracht, wo es endlich zur Ruhe kam.

Drei Tage dauerte die Feierlichkeit noch fort. Vom Aufgang der Sonne an bis zum Untergang wurden Glocken geläutet und Kanonen gelöset. Abends war die ganze Stadt und Vorstadt prächtig erleuchtet. Vor vielen Häusern waren Transparente, welche

die ganze Fronte derselben einnahmen, so daß man von der Straße aus die Häuser gar nicht sah. Indessen übertraf die Beleuchtung der chinesischen Triumphpforten in der Vorstadt alle übrige. Die Drachen, mit denen sie verziert waren, spien Feuer, überall drehten sich vielfarbige Flammen bunt durch einander, und große Leuchtkugeln stiegen wie Vollmonde langsam in die Höhe, bis sie sich unter den Sternen verloren. Jedes dieser Gebäude hatte drei Etagen, mit Gallerien umgeben, auf denen Chinesen allerlei Possen trieben, um das Volk zu belustigen. Da sah man Taschenspieler, Seiltänzer, Luftspringer, Schattenspiel und sogar dramatische Vorstellungen, weshalb denn das Volk in Menge herbeiströmte und durch lauten Jubel seine Zufriedenheit kund that. Ich sah auf einer solchen Gallerie ein Trauerspiel geben. Ein wohlgenährter Mandarin ward auf Befehl des Monarchen erdrosselt und diese Operation unter vielen Possen vorgenommen. Das Volk ging Abends maskirt in den Straßen herum, ließ Raketen steigen und brannte chinesisches Feuerwerk ab. Auf mehreren Plätzen in der Stadt waren Gerüste erbaut, wo es ebenfalls allerlei zur Belustigung des Pöbels zu sehen gab. Von allen Orten her ertönte Musik. Auch wurden öffentliche Bälle mit freier Bewirthung gegeben.

Dieser beispiellose Freudentaumel über die Aeußerung der königlichen Zufriedenheit scheint zu beweisen, daß die Philippinen wohl treu bleiben und an keinen Abfall denken werden, besonders, wenn das Mutterland kein Stiefmutterland für sie ist.

Am 10. Januar 1826 war unsere Fregatte segelfertig und wir verließen Manilla, ohne einen Kranken am Bord zu haben.

XV.

St. Helena.

Begünstigt von einem frischen Nordostmansun, durchschnitten wir schon am 21. Januar den Aequator in der Länge von 253° 38′, und erreichten am 25. zwischen den Inseln Sumatra und Java den Ocean, nachdem wir das chinesische Meer von seiner nördlichen Grenze bis zur südlichen glücklich durchschifft hatten. Nun richteten wir unsern Lauf nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von dem auch wir einige Erholung hofften.

Als wir in der Länge von 256° die südliche Breite von 12° erreichten, verwandelte sich, gegen alle Regel in dieser Jahreszeit, der östliche Wind in einen westlichen und ward zu einem starken Sturm. Der ganze Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt, aus denen der Regen gleich Wolkenbrüchen herabfiel. Um Mitternacht, da der Sturm noch heftig wüthete, sahen wir, bei der uns umgebenden vollkommenen Dunkelheit, die Erscheinung, welche unter dem Namen Castor und Pollux bekannt ist, und ihren Grund in der Electricität der Luft hat. Es waren zwei leuchtende Kugeln, von der Größe, wie die Venus uns erscheint, und von eben so hellem Lichte. Sie zeigten sich zwei Mal kurz auf einander an der nämlichen Stelle, einige Zoll unter der äußersten Spitze unserer längsten Segelstange und waren nur einen halben Fuß von einander entfernt. Ihre Erscheinung dauerte jedesmal mehrere Minuten und machte auf die Mannschaft, die sie nicht zu erklären

wußte, einen tiefen Eindruck. Ich muß gestehen, daß sie selbst für mich in der vollkommenen Finsterniß, bei dem heulenden Sturm und dem Toben der Wellen, etwas Schauerliches hatte.

Widrige Winde hielten unsere Fahrt auf. Den 22. Februar passirten wir den Meridian von Isle de France, 340 Meilen von der Insel entfernt. Wir hatten sehr stürmisches Wetter und erfuhren später auf St. Helena von Schiffen, die von Isle de France kamen, daß dort zu derselben Zeit ein zerstörender Orkan gewüthet hatte, wobei mehrere Schiffe, die sich in der Nähe der Insel befunden, großen Schaden gelitten und zum Theil um ihre Masten gekommen waren. Vielleicht wäre es uns auch übel ergangen, wenn wir unsern Weg nur um hundert Meilen näher an Isle de France oder Bourbon vorbeigenommen hätten. Ich muß jeden Seefahrer warnen, sich vom halben Januar bis zum halben März diesen Inseln nicht ohne dringende Nothwendigkeit zu nähern, weil das die Zeit ist, wo die heftigsten Orkane dort wüthen, die selbst auf dem Lande jährlich große Zerstörungen anrichten.

Am folgenden Tage holten wir die der englisch-ostindischen Compagnie gehörige große Fregatte Bombay ein, auf welcher sich der Gouverneur von Batavia, Baron van der Kapellen, nebst seiner Gemahlin als Passagiere befanden, deren interessante Bekanntschaft wir in St. Helena machten.

Am 15. März umschifften wir das Cap der guten Hoffnung. Es war meine Absicht, in der Tafel-Bai zu ankern, aber ein tüchtiger Sturm aus Nordwesten erinnerte noch zeitig genug daran, wie gefährlich diese Bai zu dieser Jahreszeit ist, und wir schlugen daher den Weg nach St. Helena ein.

Am 25. März hatten wir von Osten nach Westen 360 Längengrade zurückgelegt, und dadurch einen Tag verloren; weshalb wir unsern heutigen Freitag in Sonnabend verwandeln mußten.

Am 29. ließen wir bei St. Helena, vor dem Städtchen St. James, die Anker fallen. Die ganze Besatzung war gesund und munter, unsere Heiterkeit ward aber bald getrübt durch die Nachricht von dem Tode des Kaisers Alexander, die wir hier erhielten.

Dem würdigen Gouverneur von St. Helena, Herrn Brigadier Alexander Wakker, muß ich hier nochmals meinen verbindlichsten Dank sagen, für seine ausgezeichnet freundliche Aufnahme und die fortwährende Bemühung, mir und meinen sämmtlichen Reisegefährten den Aufenthalt auf dieser Insel angenehm zu machen. Er gab Diners und Bälle zu unserer Unterhaltung, und war immer bereit, jeden unserer Wünsche zu erfüllen Daher erhielten wir auch die, sonst schwer zu erlangende Erlaubniß, das so berühmt gewordene Longwood zu besuchen, wo Napoleon seine glänzende Laufbahn in freudenloser, öder Einsamkeit beschloß.

An einem schönen Morgen traten wir unsere Reise dahin zu Pferde an. Als wir die niedliche kleine Stadt St. James verlassen hatten, die in einer Schlucht zwischen zwei sehr hohen, steilen, von aller Vegetation entblößten Lavafelsen liegt, und durch ihr freundliches Ansehen das Düstere ihrer Umgebung noch auffallender macht, führte uns ein schlangenförmiger, in den Felsen eingehauener Weg die steilen, von Natur unzugänglichen Abhänge hinauf. Dieser Weg, wo man auf einer Seite immer den fast senkrecht aufsteigenden Felsen, und auf der andern einen eben so hinabsinkenden Abgrund hat, ist sehr schmal und erreicht nur auf einigen Stellen die Breite von drei Faden; aber zur Sicherheit der Reisenden ist er mit einem steinernen Geländer versehen, so daß er nur dann gefährlich wird, wenn sich, wie das bisweilen der Fall ist, große Stücke von den Felsen ablösen und in den Abgrund rollen, da sie denn Alles, was in ihrem Laufe liegt, mit wegreißen.

Nachdem wir mit einiger Anstrengung die höchste Region der Insel erreicht hatten, wo sich die tropische Hitze der niederern Gegend, zu unserer Erquickung, in eine mäßige Temperatur verwandelte und wir eine weite Aussicht hatten, zeigte sich uns das Land ganz anders, als es dem ankommenden Seefahrer erscheint. Dieser sieht nur hohe, schwarze, zackige, öde Felsen, senkrecht aus dem Meer steigend, überall von der furchtbarsten Brandung bespült, so daß nirgends eine Landung ohne die größte Gefahr möglich ist, als auf dem einzigen Punkte bei St. James. Vergebens späht sein Blick nach einem grünen Plätzchen. Hier scheint gar keine Be-

getation zu seyn und die Natur selbst St. Helena zum schauerlichen Gefängniß für Staatsverbrecher bestimmt zu haben. Ganz anders erscheint diese Insel hingegen, wenn man sie von oben herab erblickt. Da bilden freundliche, malerische Landschaften den auffallendsten Contrast mit der starren Außenseite, wie ein reiches Gemüth, das durch schmerzliche Erfahrungen dahin gebracht ist, sich mit zurückstoßender Kälte zu umgeben.

Doch gilt das nicht von dem ganzen oberen Theil der Insel, sondern nur von dem westlichen, der dem Einfluß des Passatwindes nicht ausgesetzt ist. Die Ostseite, wo Napoleon wohnte, ist so starr und todt, wie die äußere Felsenwand. Der immerwährend auf diese Gegend scharf wehende Passatwind treibt unaufhörlich Nebel und Wolken vor sich her, die an den Gipfeln der Berge hängen bleiben, sich in Platzregen ergießen, der öfters Ueberschwemmungen hervorbringt und während des größten Theils des Jahres die Luft feucht und ungesund machen. Daher ist der Boden hier gänzlich unfähig zur Cultur, und eine Gattung Gummibäume, die einzigen, welche man in der Nachbarschaft von Longwood erblickt, beweisen durch ihren krüppelhaften Wuchs, der kaum einen Faden beträgt, und durch ihre Neigung in einem scharfen Winkel, nach der Richtung des Passatwindes, wie störend dieser hier auf allen Organismus wirkt.

Je näher wir den Grenzen des Bezirkes kamen, in welchem es dem berühmten Gefangenen erlaubt war, sich zu bewegen, je mehr verschwand die Anmuth der Gegend, und je rauher ward das Clima, bis wir uns, ungefähr eine teutsche Meile von der Stadt, auf dem beschriebenen unfruchtbaren Boden befanden. Hier führt ein schmaler Steg den Abhang hinunter in ein kleines, von Hügeln umringtes, kesselförmiges Thal, das, vor dem Winde geschützt, mit seiner hübschen Vegetation einen recht freundlichen Anblick gewährt. „Dort ruhen die Ueberreste Napoleons,“ sagte unser Begleiter, den der Gouverneur uns mit gegeben hatte. Wir stiegen ab und traten den Weg zum Grabe zu Fuße an. Ein alter Invalide, dessen einsame Hütte in der Nähe desselben steht, und der es bewacht, kam uns entgegen und führte uns zu dem, von einem niedrigen eisernen Gitter umgebenen, schmucklosen, flachen Leichenstein, den

fünf Trauerweiden beschatten, wahrscheinlich von den letzten Anhängern des Unglücklichen gepflanzt. Es ist ein ergreifendes Gefühl, mit dem man an dieses prunklose Grab tritt. Dieser einfache Stein deckt die Hülle dessen, der einst ganz Europa erschütterte und der sein an Thaten überreiches Leben, fern von seinem Vaterlande, auf einem einsamen Felsen, mitten im Ocean, als Gefangener beschloß. Keine Inschrift bezeichnet diesen Leichenstein, jeder kann sich eine nach seinem Urtheil denken. Erst die Nachwelt wird ihm, der so mächtig in das Schicksal von Nationen griff, eine gerechte Grabschrift setzen; wir stehen ihm noch zu nahe. Vielleicht fehlte ihm nichts, um der größte Mann seiner Zeit zu seyn, als — Redlichkeit.

Der Invalide füllte aus einer nahen Quelle eine ganz gemeine irdene Kanne mit schönem klaren Wasser und reichte sie uns mit der Bemerkung, daß Napoleon, bei seinen Spaziergängen hierher, sich mit diesem kalten Wasser aus dem nämlichen Geschirr zu erquicken pflegte. Dieses kleine Thal war der einzige Fleck, wo er gesunde Luft einathmen und sich der Natur erfreuen konnte. Daher besuchte er es oft und äußerte mehrmals, daß er einst hier begraben seyn möchte. So wenig Rücksicht auch sonst auf seine Wünsche genommen ward, so hat man diesen wenigstens erfüllt.

Nachdem wir einige Zeit bei dem merkwürdigsten Denkmal des Wechsels menschlicher Schicksale verweilt und unsere Namen in ein dazu bestimmtes Buch eingetragen hatten, setzten wir uns wieder zu Pferde und ritten nach der Wohnung des verlassenen, alles Einflusses beraubten Gefangenen, der dem ungeachtet selbst hier noch immer den Kaiser spielte und sich von den freiwilligen Gefährten seiner Verbannung Sire und Majestät nennen ließ. Als wir das kleine, niedliche, gartenmäßige Thal im Rücken hatten, nahm das Land wieder seinen unfruchtbaren, wilden Charakter an, und nachdem wir ungefähr eine teutsche Meile in dieser unwirthbaren Gegend, wo keine Blume blüht und kein Vogel singt, zurück gelegt hatten, erblickten wir auf einem der höchsten Hügel eine ganz kahle, kleine Ebene, in deren Mitte ein Häuschen stand, in dichten Nebel gehüllt, so daß es kaum zu bemerken war. Unser Begleiter sagte,

das sey Longwood, und das Haus die ehemalige Wohnung Napoleons. Wir hatten es bald erreicht und glaubten es noch so zu finden, wie es bei dem Tode des Bewohners gewesen war. Wie interessant wäre es für jeden Besuchenden gewesen, wenn man dort nichts verändert, nichts weggeräumt hätte. Die englischen Beamten haben das nicht berücksichtigt. Das ärmliche Haus ist in zwei Theile von einander getrennt. Der kleinere Theil, Napoleons Schlafzimmer, ist ein Pferdestall, und der größere ein Magazin zur Aufbewahrung von Schaafsfellen, Fett und andern Producten der Insel geworden.

Napoleon hatte, wie man uns schon in der Stadt erzählte, neben seiner Wohnung ein kleines Gärtchen angelegt, in welchem er selbst arbeitete, wobei auch die Generalin Bertrand oft behülflich war. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen und mancherlei Versuchen gelang es endlich, einige Blumen zu ziehen und sogar junge Eichenbäume zu pflanzen, die fortkamen. Einen von diesen Bäumen hatte Napoleon mit eigener Hand gepflanzt und einen andern Madame Bertrand. Da von dem Garten nichts mehr zu entdecken war, so fragte ich unsern Begleiter, wo er gelegen habe, und mit sarcastischem Lächeln zeigte dieser auf einen wüsten, von Schweinen durchwühlten Platz, indem er sagte: „Hier hat „Napoleon eben so glücklich Blumen gezogen, als er einst Reiche „stiftete; sie sind aber auch eben so schnell wieder verschwunden." An einem verfallenen Zaune stehen noch einige Eichen. Niemand weiß indessen mehr anzugeben, welche von Napoleon selbst gepflanzt ist.

Noch ward uns ein niedliches Häuschen gezeigt, welches der König für Napoleon hatte aufbauen lassen und das nicht lange vor seinem Tode fertig geworden war. Er wollte es nicht beziehen, obgleich es viel besser und bequemer eingerichtet war, als das, welches er bewohnte. Vielleicht fühlte er schon die Nähe des Todes und machte an das Leben keine Ansprüche mehr.

Gegen das unfreundliche, öde Longwood sticht der Sommeraufenthalt des hiesigen Gouverneurs an der, eine halbe deutsche Meile von der Stadt entfernten Sandy-Bai, am westlichen Ufer der Insel,

sehr ab. Hier läßt das schöne, gesunde Clima fast alle tropischen Gewächse in üppiger Gestalt gedeihen. Wir wurden in dem hübschen, sehr geräumigen und bequemen Plantationshause gastfrei aufgenommen. Es ist von einem weit ausgedehnten Park umgeben, wo Natur und Kunst sich die Hand geboten haben, zu überraschen und zu bezaubern. Wenn man sich in dieser reizenden Gegend, in dieser reinen Luft so wohl fühlt und nun an Longwood zurück denkt, so kann man denen, die ihr Schicksal dorthin bannte, sein Mitleid nicht versagen. Den Umgebungen der Sandy-Bai fehlen nur die Gletscher, um ganz eine kleine Schweiz darzustellen. Höchst reizende malerische Landschaften wechseln mit schauerlichen Wildnissen ab, wo die Natur ungeheure Felsenmassen durch einander geworfen hat. Der Fleiß der Bewohner hat diese Gegend noch sehr verschönert. Bequeme Wege schlängeln sich an steilen Abhängen zwischen gespaltenen Felsen hinauf und gewähren von Zeit zu Zeit gar anmuthige Aussichten auf fruchtbare Felder, geschmackvoll erbaute Häuser, die mehrentheils von parkmäßigen Anlagen umgeben sind, und freundliche kleine Pächterwohnungen, mit ihren niedlichen Gärtchen. Alles deutet hier auf die Industrie und die Wohlhabenheit der Einwohner. Auch gehen sie allgemein sehr gut gekleidet und haben ein gesundes und zufriedenes Ansehen. Wie man uns versicherte, fühlen sie sich auf ihren eingeschränkten Besitzungen so glücklich, daß sie sich nur selten von ihnen trennen, und manche alt werden, ohne die Stadt gesehen zu haben. Zu ihren vielen liebenswürdigen Eigenschaften gehört auch eine große Gastfreiheit. Sehr freundlich luden sie uns in ihre Wohnungen ein, und setzten uns das Beste vor, was sie hatten, wobei sie ihre Freude darüber äußerten, die ersten Russen, die ihr Ländchen besuchten, bewirthen zu können. Zur Mittagsmahlzeit wurden wir zu einem der reichsten Landbesitzer eingeladen, der, obgleich über siebenzig Jahr alt, noch sehr rüstig und von jugendlicher Lebhaftigkeit war. Diesem geistreichen und gebildeten Manne war es bis zu seinem neun und sechszigsten Lebensjahre nicht eingefallen, seine schöne Heimath zu verlassen, außer daß er manchmal, jedoch sehr selten und immer nur auf kurze Zeit, in die Stadt gezogen war. Durch seine Belesenheit und durch die Erzählungen der nach St. Helena kommen-

den Fremden war er mit Europa hinlänglich bekannt, ohne daß jedoch der Wunsch in ihm entstanden wäre, diesen Welttheil, für dessen Cultur er hohe Achtung hatte, zu sehen; nun aber wandelte ihn plötzlich die Neugierde an, das so hoch gepriesene England genauer kennen zu lernen, und er beschloß, eine Reise dahin zu machen. Bei seiner Ankunft in London war er, wie er sich ausdrückte, von der Größe und Pracht dieser Stadt ganz geblendet. Das Gewimmel auf den Straßen, die er mit Ameisenhaufen verglich, hatte seine Erwartung weit übertroffen. Er besuchte Fabriken und erstaunte über die Vollkommenheit der Maschinen in denselben; das Theater ergötzte ihn, und er versicherte, durch alle diese, ihm neuen Eindrücke immerfort in einer Art von Betäubung gelebt zu haben. Das war ihm auf die Länge doch nicht angenehm, und er fing schon nach einem Monat an, sich nach seiner ruhigen, schönen Sandy-Bai zurück zu sehnen. Er benutzte nun die erste Gelegenheit, auf seine Besitzung zurück zu kehren, um sie nicht wieder zu verlassen.

Wir verlebten neun recht frohe Tage auf St. Helena, von denen uns durch die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der liebenswürdigen Einwohner die angenehmsten Rückerinnerungen geblieben sind. Unsere Mannschaft, die zwar gesund, aber von fast dreijähriger Navigation doch angegriffen war, suchte ich durch frische Lebensmittel, obgleich sie hier sehr theuer waren, so viel wie möglich zu stärken, da wir noch ein Mal die Linie zu passiren hatten, und zwar in einer Gegend, die am nachtheiligsten auf die Gesundheit zu wirken pflegt.

Am 7. April segelten wir von St. Helena ab, und durchschnitten schon am 16. den Aequator in der Länge von 22° 37'. Hier, in der Region der Windstillen, ward uns die feuchte Hitze äußerst lästig. Meiner Vorsichtsmaaßregeln ungeachtet, brach das Nervenfieber unter der Mannschaft aus, und ließ uns, nach allen bisher glücklich überstandenen Gefahren, den traurigsten Ausgang unserer Reise fürchten.

Wahrscheinlich hatte Ansteckung uns dieses Uebel zugezogen. Die nach Europa heimkehrenden Schiffe der englisch-ostindischen

Compagnie, welche fast alle bei St. Helena anlegen, haben nur eine schnelle Ueberfahrt und den daraus entspringenden Gewinn im Auge. Wenige unter ihnen haben, wie ich mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt habe, gehörige Aufmerksamkeit auf die Nahrung und die Reinlichkeit der Besatzung, wodurch nicht selten ansteckende Krankheiten entstehen. Auch während unseres Aufenthaltes in St. Helena lagen mehrere Schiffe, die aus Ostindien kamen, auf der dortigen Rhede mit Kranken am Bord. Zwar soll, nach der bestehenden Verordnung, kein Schiff bei St. Helena vor Anker gehen, ehe ein Arzt den Gesundheitszustand der Equipage untersucht hat; aber die Capitaine wissen ihre Kranken zu verbergen, oder wenigstens über die Art der Krankheit zu täuschen; und so können selbst die, welche noch gesund sind, den Krankheitsstoff doch mittheilen.

Unsere halbe Equipage lag darnieder, und zum großen Unglück befand sich auch unser geschickter und thätiger Arzt selbst unter den Kranken. Da erhob sich ein Wind, der uns schnell in eine kühlere und trocknere Region brachte, wodurch unsere Patienten bald genasen. Wir entgingen auch dieser Gefahr, mit Verlust eines einzigen Matrosen.

Den 12. März, als wir die azorischen Inseln umschifften, war die ganze Mannschaft wieder im besten Wohlseyn. Den 3. Juni erreichten wir Portsmouth, wo wir einige Tage verweilten. Den 29. berührten wir Kopenhagen, und ließen am 10. Juli auf der Rhede von Kronstadt jubelnd unsere Anker fallen, nachdem wir vor drei Jahren weniger drei Tage von hier ausgesegelt waren.

Wenn meine Leser einigen Antheil an mir nehmen, so wird es ihnen nicht gleichgültig seyn, zu erfahren, daß mein allergnädigster Kaiser und Herr mir durch Gnadenbezeigungen seine Zufriedenheit zu erkennen gegeben hat, und daß ich meine Frau und meine Kinder nach der langen Trennung gesund und wohl antraf.

Inhalt.

		Seite
IX.	Kamtschatka	1
X.	Neu-Archangel	15
XI.	Californien und die russische Niederlassung Roß .	38
XII.	Die Sandwichinseln	83
XIII.	Die Pescadores-, Rimski-Korsakoff-, Eschscholtz- und Bronusinseln	148
XIV.	Die Ladronen oder Marianen und die Philippinen .	155
XV.	St. Helena	168

Anhang.

Uebersicht der zoologischen Ausbeute, von Fr. Eschscholtz . 1

Erfurt,
gedruckt bei J. J. Uckermann.

Uebersicht

der

zoologischen Ausbeute,

von

Fr. Eschscholtz,

Professor an der Universität zu Dorpat.

Es ist sehr begreiflich, daß der Naturforscher auf einer Seereise weniger als Sammler leisten kann, als während einer großen Landreise, besonders wenn es die Bestimmung des Schiffes ist, große Räume mit Eile zu durchlaufen, um zu bestimmter Zeit sein Ziel zu erreichen; so haben wir von den drei Jahren nur etwas über ein Jahr auf dem Lande zugebracht. Freilich trifft man im offenen Meere auch viele, sehr merkwürdige Thiere an, mit deren Beobachtung man tagelang beschäftigt ist; allein es giebt auch gewisse Regionen in den Meeren, welche an der Oberfläche fast ganz unbewohnt scheinen, wie man daraus ersehen kann, daß eine eilf Wochen lange Fahrt nicht mehr wie zehn Thierarten zur Untersuchung darbot. Aber eben diese Thiere, welche man nur im offenen Meere antrifft und die deshalb den Naturforschern noch ziemlich räthselhaft geblieben sind, zogen mich in hohem Grade an, indem ich schon mit vielen merkwürdigen Formen auf der frühern Reise Bekanntschaft gemacht hatte. — Es wird am besten seyn, Alles, was sich von zoologischen Beobachtungen während dieser Reise darbot, in chronologischer Folge zu erzählen.

Zuerst ist zu erwähnen, daß der große Aufenthalt in der Nordsee, welchen ein anhaltend schwacher widriger Wind verursachte, auf

den großen Bänken durch Fischen mit dem Tiefennetze benutzt wurde, wodurch man eine große Anzahl Seethiere zu Tage förderte. Auf den fußlangen ästigen Stämmen der Spongia dichotoma saßen Schaaren von Ophiura fragilis, Asterias rubens, Inachus araneus, I. Phalangium, I. Scorpio, Galathea strigosa und Caprella scolopendroides Lam.; zu dieser letztern ist auch Leptomera rubra als Synonym zu rechnen, indem sie nach Squilla ventricosa Müll. gebildet, letztere aber nur auf eine unvollständige Abbildung des Weibchens der Caprella scolopendroides sich gründet. Zugleich erhielten wir schöne große Stücke von Labularia digitata, Sertularia abietina, an welcher nichts Thierisches zu bemerken war, auf der aber häufig Flustra dentata saß; ferner Pagurus Bernhardus, Fusus antiquus, Rostellaria pes pelecani, Cardium echinatum, Ascidia Prunum, Balanus sulcatus, Echinus saxatilis und Spatangus flavescens. Noch wurden zwei verschiedene Actiniae, auf Steinen sitzend, heraufgebracht, welche sich aber weder in Pennant's Brittish Zoology, noch in der Fauna danica auffinden ließen.

In einer Windstille, welche uns an der portugiesischen Küste auf zwei Tage fesselte, wurden Janthina fragilis und exigua, Rhizophysa filiformis und eine andere Art aufgefischt. Von Janthina exigua fanden sich viele Exemplare, deren blasige Masse sehr lang gestreckt und an der Spitze hakenförmig gekrümmt war; an der äußern Seite bemerkte man einen fleischigen Streifen und diesen mit einer dichten Reihe kleiner gestielter glockenförmiger Schläuche besetzt. Die Schläuche, welche an ihrem äußeren Rande offen standen, enthielten eine große Anzahl brauner Körner, Brut, welche man sich bewegen sah. Von den Rhizophysen hat es sich später ergeben, daß alle bisher bekannt gemachten Arten, der weiche dehnbare Theil, von Physsophora ähnlichen Gattungen sind, welcher seiner harten Theile beim Einfangen beraubt wurde; auch dieses Mal wurden zugleich mit denselben mehrere getrennte, noch sich bewegende Stücke,

welche einige Aehnlichkeit mit Salpen hatten, aufgefangen und genau beobachtet. — In der Nähe der Inseln des grünen Vorgebirges kamen, außer dem hier sehr häufigen Exocoetus volitans, auch einige Exemplare des viel größern Exoc. exilsiens Cuv. an Bord geflogen; letzterer zeichnet sich durch die schwarz eingefaßten Bauchflossen, durch außerordentlich große Augen und lange Bauchflossen aus und ist von der von Gmelin unter gleichem Namen angeführten Art sehr verschieden. — Die Region der Windstillen in der Nähe des Aequators ist für den Zoologen sehr ergiebig; man kann bei dem ruhigen Wasser die mannigfaltigsten Meerthiere leicht sehen und mit dem Netze bequem einfangen. Zu einem solchen Netze ist das wollene undichte Zeug, woraus die Flaggen bestehen, am bequemsten, indem es das Wasser schnell durchläßt und nicht an einander klebt. Man verfertigt daraus einen kurzen weiten Sack, knüpft dessen obern Rand an einen kleinen Tonnreif und befestigt Alles an eine lange leichte Stange. Wegen der Höhe, von welcher man fischen muß, ist es nicht möglich, ganz kleine Thiere zu sehen; deshalb thut man wohl, das Netz halb im Wasser zu halten, als wollte man die Schaumblasen einfangen. Wenn man sodann nach einigen Minuten das Netz herauszieht und die innere Fläche des Sackes in einem weiten Glase mit frischem Meerwasser abspült, so hat man oft die Freude, kleine Thiere von ganz besonderen Gestalten in seinem Glase herumschwimmen zu sehen. Ich erhielt in zehn Tagen ein und dreißig verschiedene Thierarten, unter denen ein kleiner Diodon, acht kleine Crustaceen von meist ganz unbekannten Formen, eine Meerwanze (Halobates micans), drei Arten von einer mit Cliodora verwandten Gattung der Pteropoden, eine kleine ausgezeichnete Hyalaea, zwei neue Janthinen, Firola hyalina, Pyrosoma atlanticum, Salpa coerulescens und eine andere unbekannte, Porpita glandifera, und eine neue kugliche Art, globosa m., eine Velella, zwei neue Gattungen von Acalephen, welche mit Diphyes zusammen eine eigene Familie bilden, und sich

durch ein einziges Schwimmstück und durch eine einzige Saugröhre von ihr unterscheiden; ferner Pelagia panopyra und zwei andere sehr kleine Arten. An der brasilischen Küste sah man häufig die große Seeblase bei großen Wellen und frischem Winde auf der Oberfläche schwimmen; ins Netz geriethen hier noch eine kleine neue Hyalaea und eine neue Gattung der Flossenfüßler, der Limacina am nächsten stehend, mit einem breiten Kiel an der Schaale, und deshalb Steira genannt.

Brasilien ist in den neuesten Zeiten von berühmten Naturforschern bereiset worden, welche sich Jahre lang dort aufhielten und das Land nach allen Richtungen durchkreuzten; wir müssen daher unsere sehr einzelnen Bemerkungen, welche wir in der kurzen Zeit von vier Wochen machen konnten, billigerweise unterdrücken. Dadurch, daß der Herr Capitain von Kotzebue in der Bai von Boto-Fogo durch eigene Leute öfters fischen ließ, bereicherten wir unsere Sammlung mit 32 Arten Fische, deren allergrößte Zahl den aus dem atlantischen Meere beschriebenen Arten sehr ähnlich, aber nicht mit ihnen übereinstimmend befunden wurden.

Der Insectenreichthum Brasiliens ist bekannt; ganz vorzüglich mannigfaltig ist er in den feuchten und heißen Küstenländern, wie die Umgegend von Rio Janeiro; hier giebt es äußerst wenig Erdbewohner unter ihnen, sondern die meisten wohnen auf Bäumen oder Pflanzen; in Blumen, auf Blättern, an Früchten, und unter der Rinde halten sich fast Alle auf; ein großer Theil lebt noch in Baumschwämmen und im Dünger. Unter den Coleopteren gehören die Raubkäfer immer zu den Seltenheiten; die weißflüglige Cicindela nivea Kirby lebt in großer Anzahl auf dem gleichfarbigen Sande am Meeresufer, dagegen Cic. nodicornis und angusticollis Dej. sich auf Fußsteigen in Wäldern aufhalten; Cosnania vertritt die Stelle unseres Elaphrus, lebt an grasigen Bachufern. Die kleinen Thierchen aus den Gattungen Plochionus und Copto-

dera klettern vermittelst ihrer sägeartig gezähnten Klauen an den bemoosten Baumstämmen, und ihrer muß es eine große Anzahl in den ausgedehnten Wäldern geben. Von den ebenfalls räuberischen Cantharis giebt es wenige, und die stärkste ist Cantharis flavipes F., welche in der Zeichnung sehr variirt und fast allgemein für noch nicht beschrieben angesehen wird, weil bei flavipes irriger Weise China als Vaterland angegeben ist. Um einigermaaßen ein Verhältniß anzugeben, wie zahlreich manche Gattungen hier an Arten seyn mögen, so mag dazu die Zahl derjenigen dienen, welche uns in der kurzen Zeit unseres Aufenthaltes in die Hände kamen, nämlich von Elater 37, Lampyris 17, Ateuchus 14 Arten (die Arten der Untergattungen Deltachilum und Eurysternus mitgerechnet), Passalus 13, Anoplognathidae 14 Arten (nämlich Geniates, Aulacodus und andere Formen), Helops, mit Einschluß von Stenochia und Statira 17, Curculionidae 108, Cerambycidae 101, Cassida 24, Haltica 26, Doryphora 12, Colaspis 15 und Erotylus 12 Arten. Die Gattung Phanaeus, welche Mac Leay auf den gänzlichen Mangel der Klauen an allen Füßen gegründet hat, ist nur den warmen Gegenden Amerika's eigen; Onthophagus scheint dem Küstenlande zu mangeln, wird aber in den innern hoch gelegenen Provinzen gefunden. So große Copris-Arten, als die der alten Welt (Isidis, Hamadrias, Bucephalus) sind hier nicht entdeckt; ihre Stelle vertreten die großen Phanaei Faunus, bellicosus, lancifer etc.; etwas ganz ungewöhnliches ist eine goldgrüne Copris, wie C. Hesperus. Onitis scheint ganz Amerika zu fehlen; was unter diese Gattung aus jenem Welttheile aufgenommen wurde, gehört theils zu Phanaeus, theils zu Eurysternus Dalm., einer sehr ausgezeichneten Untergattung von Ateuchus. Nicht minder zahlreich als in Afrika sind die Ateuchi in Südamerika, und hier scheinen sich die Uebergänge zu Onitis und Copris vorzufinden; ihre langen und schmalen Schienen der Hinterbeine verkürzen sich bei einigen kleinen Arten so sehr, daß man

diese sehr leicht zu Copris rechnen kann; aber ihre Schienen sind platt und am untern Ende über den Anheftungspunkt der Hinterfüße nach innen und unten verlängert. — Kein Theil der Welt ist so reich an Rutеliden, als das wärmere Amerika; und nach den engen Gränzen, welche Mac Leay gegenwärtiger Familie steckt, wäre sie ganz allein auf diesen Welttheil beschränkt. Bei der größten Anzahl ist der Kopfschild nicht durch eine Linie vom Kopfe geschieden, zugleich sind ihre Kinnbacken außen gezahnt und die Brust nach vorn in einen Stachel verlängert; diese große Abtheilung ist nur Amerika eigenthümlich. In der zweiten Abtheilung, deren Kopfschild durch eine deutliche Querlinie abgegränzt wird, sind wiederum diejenigen, welche mit einem Brustbeine versehen sind, — Amerikaner, wie Areoda und Allogenis m. (Melolontha lanigera F.). Endlich besitzt Südamerika ebenfalls die Uebergangsgattung von den Rutеliden zu den Scarabäiden in der Gattung Cyclocephala. — Anoplognathiden sind bisher aus Neuholland, Asien, Südafrika und Südamerika bekannt und werden charakterisirt durch ihre senkrechte Oberlippe, welche in der Mitte am tiefsten nach unten reicht und durch ihre ungleichen Klauen; dazu hat die Unterlippe entweder einen mittlern Fortsatz, oder besteht aus zwei vor einander liegenden Theilen. So wie die neuholländischen Anoplognathiden das Ansehen der eigentlichen Rutеliden haben, so zeichnen sich die südamerikanischen durch ihre Aehnlichkeit mit Melolonthiden aus; bei den brasilischen trifft man kein Brustbein an und findet immer wenigstens eine Klaue an allen Füßen gespalten, wodurch sie sich auch von den asiatischen unterscheiden. — Chelonarium und Atractocerus fliegen Abends umher und folgen dem Lichte. Die brasilischen Springkäfer gehören fast Alle zu andern Formen, als die europäischen. Unter den Heteromeriden trifft man in der Umgegend von Rio Janeiro wegen des feuchten Bodens keinen ungeflügelten Käfer an; nur auf dem Orgelgebirge hat man einige Arten der Gattung Scotinus aufgefunden.

Die lange Ueberfahrt von Rio Janeiro bis in die Bai von Conception lieferte wegen der meist stürmischen Witterung äußerst wenig: eine vom La Plata-Strome verschlagene Schnepfe, ein Exemplar von Diomedea Albatros am Feuerlande, eine große Salpa in beiden Formen und eine Lepas. Die Bai von Conception bietet einem Ornithologen ein reiches Feld dar: eine Papageyenart mit langem gestuften Schwanze und nackten Augenkreisen fliegt in Schaaren, und eine kleinere Art, welche aus dem Innern kömmt, wird gezähmt in Häusern gehalten; zwei kleine Taubenarten wurden häufig geschossen. Ambulatores kamen uns vor aus den Gattungen: Cassicus, Motacilla, Muscicapa, Pyrgita, Saxicola, Cotile; von Raubvögeln: Percnopterus Jota Mol., und zwei Bussarde; Grallatores: zwei Arten Haematopus, beide mit weißen Beinen, von welchen die mit ganz schwarzem Körper, als H. niger von Quoy und Gaimard beschrieben ist, die andere mehr der europäischen gleicht; ferner ein Vanellus mit Sporen an den Flügeln, Numenius, Scolopax, Phalaropus, Ardea Nycticorax und endlich ein kleiner Vogel mit sehr kurzen Waadbeinen, getrennten Zehen und kurzem dicken Schnabel, ähnlich dem eines Kernbeißers, welcher am Seestrande sich aufhält und sich von Rumex- und Polygonum-Saamen nährt, er bildet eine neue Gattung, Thinocorus zu nennen. Von Schwimmvögeln: von Sterna und Larus zu zwei Arten, Rhynchops nigra zu vielen Tausenden, so daß sie beim Auffliegen wolkenähnliche Schaaren bilden, eine Procellaria von der Untergattung Nectris, Podiceps zwei Arten, und ein Aptenodytes von der Untergattung Spheniscus. Des Letztern Farbe ist oben bleifarben, unten weiß, auf dem weißen Grunde verläuft jederseits neben der Gränze zwischen beiden Farben ein Längsstreif von bleigrauer Farbe vom Schnabel bis zum Bauche, dabei Schnabel und Beine ganz schwarz. Das uns lebend überbrachte Thier legte sich, wenn es ausruhen wollte, auf den Bauch und streckte den Kopf gerade aus; im Wasser schien es sich nicht anders, als durch

beständiges Rudern erhalten zu können, wobei der ganze Körper unter Wasser getaucht war; es ruderte dabei sehr stark mit den vordern Extremitäten.

Von Amphibien können nur fünf Arten mit Bestimmtheit angegeben werden, nämlich ein brauner Coluber, zwei kleine Eidechsen aus der Familie der Scincoidea, eine kleine Rana mit einem ausgenähnlichen Flecke in den Weichengegenden und ein kleiner Bufo. — Unter den Fischen waren die merkwürdigsten eine Torpedo, welche auf dem Rücken einfarbig rothbraun und ohne Eindrücke war und Callorhynchus antarcticus; letzterer könnte ganz gut mit Chimaera vereinigt bleiben. Crustaceen wurden eingesammelt: drei Canceres, ein Portunus, Porcellana, Sphaeroma und Ligia.

An Insecten ist das dürre Küstenland sehr arm, denn die Zahl der im Jahre 1816 gesammelten, mit zu den jetzt gefangenen Käfern hinzugerechnet, beläuft sich doch nur auf 67; allein sie sind auch diesem Lande ganz eigenthümlich. Die merkwürdigsten sind: ein Carabus von den schönen Farben des hispanus, aber mit schmalen gereiften Flügeldecken, und ein großer Prionus, dessen Fußglieder sehr kurz und walzenförmig, aber durchaus nicht erweitert und zweilappig sind; er weicht hierdurch von der ganzen Familie der Cerambycinen ab, im Uebrigen ist er unverkennbar ein Prionus, der wegen zwei flügelförmiger Anhängsel am Halsschilde Pr. Mercurius genannt ist. Ueberhaupt wurden 16 Carabiciden aus den Gattungen Calosoma, Poecilus, Harpalus, Trechus, Dromius, und Peryphus gefunden. Merkwürdig war es uns, so unbedeutend wenige im Dünger lebende Käfer anzutreffen; denn nur zwei zu den größern zu rechnende kamen uns vor, nämlich die Megathopa villosa Esch. Entomograph., welche eine Untergattung von Ateuchus bildet und Copris torulosa (ebendaselbst beschrieben); allein dies hat seinen Grund darin, daß der großen Dürre wegen der Dünger gleich austrocknet. Es ist merkwürdig, daß alle, uns

bekannten (siebenzehn) in Südamerika einheimischen Copris-Arten nur sieben Streifen auf jeder Flügeldecke haben, dagegen man bei den meisten Copris der alten Welt acht Streifen zählt; es stimmen nämlich nur die größten Arten Hamadrias, Bucephalus und Isidis *) in der Zahl der Streifen mit den südamerikanischen überein. Dieses Merkmal sowohl, als die Anwesenheit einer Kante neben dem siebenten oder achten Streifen, begränzen mehrere natürliche Unterabtheilungen in dieser Gattung. Von den Amerikanern hat nur C. Hesperus Oliv. eine Kante neben dem siebenten Streifen, und C. Actaeon Klug aus Mexico ist die einzige Art mit acht Streifen.

Den ausgetrockneten Rinderdünger wählen sich in Chili sehr verschiedenartige Käfer zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen; fast alle aufgefundenen Heteromeriden mit verwachsenen Flügeldecken, die meisten Rüsselkäfer und mehrere Carabiden wurden unter demselben hervorgezogen. Die zehn Arten Heteromeriden mit verwachsenen Flügeldecken, welche hier vorkamen, gehören, außer einem Opatrinus, zu fünf neuen Gattungen. Die andern Heteromeriden bestehen in einem Helops mit hohen Schulterhöckern und einer schwarzen Lytta mit rothen Schenkeln. Unter den Rüsselkäfern fanden sich von Listroderes vier Arten, zwei ausgezeichnete Cryptorhynchi und einige andere von der Gestalt eines Rhigus. Endlich ist ein Lucanus von der Form des femoratus, ein großer Stenopterus und eine große schwarze Psoa zu bemerken. Aus den übrigen Insectenordnungen bot sich äußerst wenig dar; mehrere Arten aus der Gattung Pompilus, deren eine zwei Zoll lang und eine ausgezeichnete Castnia sind die vorzüglichsten.

Von Seethieren sind noch anzumerken: ein kleiner Octopus, ein Loligo, zwei Chiton, Patella, Crepidula, Pileopsis, Fis-

---

*) Diese Art war auch Fabricius schon bekannt, denn Copris Midas ist eine Varietät des Männchens und Gigas das Weibchen; bei ersterem ist aus Unbekanntschaft Amerika als Vaterland angegeben worden.

surella, Calyptraea, von Concholepas leider nur ausgeworfene Schaalen, ein großer Mytilus, eine kleine Modiola, Turritella, Turbo, Balanus und eine Holothurie aus der Untergattung Psolus.

In dem großen Meere zwischen der chilischen Küste und den niedern Inseln oder dem gefährlichen Archipelag scheinen äußerst wenige Thiere an der Oberfläche zu leben, denn uns sind keine zu Gesichte gekommen; nur fliegende Fische sieht man häufig, welche dem Exocoetus volitans sehr ähnlich sind, bei denen aber die Strahlen der Brustflossen gegen das Ende zu sich spalten. — In dem kurzen Zeitraume von zehn Tagen unseres Aufenthaltes auf O Tahaïti wurde es durch die Hülfe der Einwohner, welche gegen ein Geschenk allerlei Meerthiere herbeischafften, doch möglich, einen großen Theil der Naturproducte dieses gelobten Landes kennen zu lernen. Vögel leben auf dem niedrigen Küstenlande nur sehr wenige. Der kleine blaue Psittacus taitianus hält sich in der Krone der Cocospalme auf; Ardea sacra spaziert auf den Korallenriffen, und ziemlich selten sieht man einen Tropikvogel vorbeifliegen. Ein Gecko von der Untergattung Hemidactylus lebt in alten Häusern, eine kleine Eidechse aus der Familie der Scincoidea mit kupferrothem Leibe und blauem Schwanze und einen gestreiften Ablepharus trifft man an Felsen häufig an. An Fischen ist eine große Mannigfaltigkeit, und Viele prangen mit den herrlichsten Farben, besonders die kleinern, welche sich von Korallen nähren und sich immer zwischen den sehr ästigen Korallenarten aufhalten. Denselben Zufluchtsort wählen sich auch viele bunte Krebse, namentlich aus den Gattungen Grapsus, Portunus und Galathea. Cancres cri wurden drei bekannte Arten gebracht, nämlich maculatus, corallinus und floridus; die beiden ersten Arten verhalten sich sehr ruhig und haben eine fast steinharte Schaale. Ein kleiner Gelasimus macht sich am Ufer dort, wo die Erde fest ist, kleine röhrenförmige Gänge, welche aus dem Wasser auf's trockne Land führen. Das Weibchen hat sehr kleine Scheeren; beim Männchen trifft man aber

immer eine sehr große rosenfarbige Scheere an, welche bei Einigen die rechte, bei Andern die linke ist. Ein großer bräunlicher Gecarcinus lebt ganz auf dem Lande in selbst gegrabenen Höhlen; seine Kiemen sind daher auch nicht offene Kämme, sondern bestehen aus Reihen von zusammengedrückten blasenförmigen Säcken. Hippa adactyla F. ist hier sehr häufig und hält sich im Sande des Meeres vergraben. Fabricius bildete nach dieser Art, deren Beine er aber falsch beschrieb, seine Gattung Hippa; Latreille hat sie als Remipes testudinarius aufgeführt. Ferner von Pagurus sechs Arten; von beschriebenen Crustaceen endlich noch Palaemon longimanus, Alphaeus marmoratus und Squilla chiragra, welche letztere durch einen eigenen Mechanismus mit ihren rothen keulenförmigen Schienen schlägt und mit der Spitze verwundet. Die Zahl der auf dem niedrigen Vorlande gesammelten Insecten ist sehr gering: unter diesen der in Neuholland vorkommende Staphylinus erytrocephalus, ein Aphodius, kaum zu unterscheiden von dem am Cap lebenden limbatus Wiedem., ein Elater aus der Untergattung Monocrepis (deren viertes Fußglied nach unten zu einem breiten Lappen erweitert und deren Halsschild breit ist); ferner von Oedemera drei Arten aus der Untergattung Dytilus (hierher gehören auch Dryops livida und lineata F.), Apate, zwei kleine Arten, Anthribus, Cossonus, Lamia, Sphinx pungens, ein großes Phasma.

Am reichsten ist natürlicher Weise die dortige Fauna an Mollusken und Radiaten, zu deren Beobachtung und Aufsuchung kein Ort uns bequemer vorgekommen ist, als das Cap Venus. Hier befindet sich zwischen dem einige hundert Schritte entfernten, zur Ebbezeit trockenen Riffe, welcher auch von Korallen erbaut ist und die großen Wellen bricht, und zwischen dem trockenen Lande ein seichtes Gewässer, in welchem die mehr zerbrechlichen Korallenarten in der größten Mannigfaltigkeit leben. Mollusken und Echinodermen verstecken sich in diesen, oft dichten Gebüschen. Sehr auffallend war die

sehr schnelle Bewegung des Fußes eines kleinen Strombus, welcher mit seinem, einem dünnen Hornblatte ähnlichen, und an einer Seite mit sehr spitzen Zähnen bewaffneten Deckel um sich schlug, so bald man ihn anfaßte. Eine Sternaspis fand sich beim Zerschlagen des Gesteins, welches sich aus Korallentrümmern bildet, im Innern desselben sich Gänge bildend. Man hat dieser Gattung bisher eine falsche Stelle im Systeme angewiesen, nämlich unter den Annuliden, da sie doch der Gattung Teredo sehr nahe steht, und statt im Holze, im Kalksteine ihre Gänge bohrt, ist also ein Muschelthier. Von Holothurien wurden sieben beobachtet: drei gehörten zur Gattung Holothuria (von Lamarck Fistularia genannt, welcher Name aber schon von Linné den Pfeifenfischen beigelegt ist); dieser am nächsten stehend, wurde eine neue Gattung beobachtet und Odontopyga benannt, weil die Kloakenöffnung mit fünf kalkartigen Zähnen bewaffnet ist; außerdem ist die Bauchseite mit Röhrchen, der Rücken aber mit Höckern besetzt. Von der Untergattung Thyone kamen zwei Arten vor, und die siebente Holothurie endlich gehörte mit Hol. maculata Cham. und adhaerens Müll. zu einer besonderen Gattung, weil diese Thiere keine röhrenförmigen Füße besitzen, sondern mittelst ihrer scharfen Haut an fremde Gegenstände anhaken und die man daher Sinapta nennen kann; ihre Fühler sind gefiedert, sie leben unter Steinen verborgen. See-Igel kamen fünf Arten vor, die alle zu den kleineren gehörten. Unter drei Arten Seesternen befand sich Asterias Echinites, an deren großen Stacheln man sich stark verwunden kann; ein anderer Seestern gehörte zu der merkwürdigen Form der Asterias Luna, hatte acht Zoll im Durchmesser und gar keine Strahlen, sondern die Gestalt eines runden, sehr hoch gewölbten Brodes; ungeachtet des Mangels der Strahlen, fanden sich doch zehn Magenanhänge oder Blinddärme vor; als Centralorgane des Bewegungs-Gefäßsystemes hatte das Thier nur zwei sehr lang gestreckte Blasen. — Der Reichthum an verschiedenen Korallenarten ist sehr groß, wie man schon daraus

absehen kann, daß wir an einem kleinen Orte innerhalb so kurzer Zeit 24 Arten zusammenbrachten, unter denen die größere Zahl unbeschrieben zu seyn scheint. Fungia hat hier ihren Hauptsitz, denn außer F. agariciformis, scutaria und limacina kömmt noch eine längliche Art vor, welche, wie die beiden erstern, auch nur einen Centralmagen hat; sie liegen in geringer Tiefe zwischen andern Korallenarten auf festem Boden. Von bekannten Blätterkorallen sind noch zu bemerken: Pavonia boletiformis, Madrepora prolifera, abrotanoides, corymbosa, plantaginea und pocillifera.

Die Einwohner der Navigator-Inseln brachten uns den kleinen Psittacus australis, Columba australis und eine andere angenehm gezeichnete Taube, deren Gefieder grün, Scheitel purpurroth, die Brust mit einem dunkelviolетten Querbande geziert und die Füße purpurroth waren. Sie kletterte an den Wänden und der Decke des Bauers umher, sprang nicht von ihrem Stocke hinab, um zu trinken, sondern bog sich so weit hinab, daß sie nur an den Beinen hing, wenn sie saufen wollte, und fraß nicht Körner, sondern Früchte, vorzüglich Bananen, wodurch Alles dieses Thierchen so sehr an die Lebensart der Papagayen erinnerte.

Auf unserer Fahrt zum Aequator ließen sich Abends öfters Sterna stolida und Dysporus Sula auf dem Schiffe nieder und wurden gefangen. Beim alten Vogel des letztern ist der Schnabel ganz blau, die Füße blutroth; bei jüngern Vögeln dagegen hat der Schnabel mehr eine röthliche Farbe und die Beine sind fleischfarben. Die äußern Nasenlöcher fehlen gänzlich; überall liegen zwischen der Haut und den Muskeln Luftzellen von verschiedener Größe.

Außer diesen Thieren wurden sechs verschiedene Pteropoden aus eben so vielen Gattungen gefangen; ferner ein von dem atlantischen verschiedener Glaucus, Janthina penicephala Per., eine Planaria, Salpa vivipara Per. und zwei neue Arten, ein Pyrosoma, dem

atlantischen sehr ähnlich und eine Lepas, auf Schaalen der Janthina sitzend. Die Ausbeute an Acalephen war besonders reich; unter den 14 zu dieser Classe gehörigen Thierarten war nur Physalia Lamartinieri bekannt, und fünf gehörten zu verschiedenen Gattungen der Rippenquallen (Beroe, Cestum etc.).

Der Aufenthalt auf der Koralleninsel Otdia, welcher acht Tage währte, gab Gelegenheit, gegen 100 verschiedene Meerbewohner zu beobachten oder einzusammeln. Es ist schon anderweitig erwähnt worden, daß das einzige Säugthier dieser Inseln eine Ratte von mittlerer Größe ist, welche von den Früchten des Pandanusbaumes lebt und in den leicht auszuhöhlenden todten Aesten desselben nistet. Mehrere Eidechsen haben sich auf diesen Inseln auch schon eingefunden, wie der auch auf O Tahaïti bemerkte gestreifte Ablepharus und ein kleiner Gecko; eine größere, ganz schwarze Eidechse wurde mehrmals gesehen, entschlüpfte aber zwischen den überall zerstreut liegenden trocknen Pandanusblättern. Die Fische zeichnen sich durch schöne Farben und auffallende Gestalt aus; die uns die Einwohner brachten, gehörten zu den Gattungen Holocentrus, Scarus, Mullus, Chaetodon, Heniochus, Amphacanthus, Theutis und Fistularia. Die Crustaceen gehören zu 20 Arten, unter denen sich ein Gonoplax von mittlerer Größe befindet, welcher so weiß wie der Korallensand ist, in welchem er auch am trocknen Ufer in Höhlen lebt. Der hier vorkommende Hippopus unterscheidet sich von dem bekannten maculatus durch eine viel stärkere Wölbung der Schaalen und andere Verhältnisse; die recht große Tridachna ist Tr. squamosa Lam. Etwas ganz Ungewöhnliches ist es, eine zur Familie der Lepaden gehörige Thiergattung in röhrenförmigen Höhlen, welche sie sich selbst im Korallensteine bereitet hat, anzutreffen, wie die Gattung Lithonaetta N. Unter den 20 hier beobachteten Blätterkorallen befindet sich keine von denen, welche auf O Tahaïti eingesammelt wurden, namentlich drei neue Distichoporae, Seriatipora, Madrepora 6 Arten, Porites 2, Astrea

4 Arten, Pocillopora coerulea, und eine andere, gelbe breite blättrige Massen bildende Art, deren thierischer Schleim eine nesselnde Eigenschaft hat, Cariophyllaca glabrescens Cham. und Tubipora mit rothem Thiere.

Auf der Ueberfahrt von diesen Koralleninseln nach Kamtschatka traten zwischen dem 18. und 20. Grade nördlicher Breite mehrere Tage hindurch Windstillen ein, welche zur Beobachtung vieler seltener Thiere Gelegenheit gaben. Zuerst wurde ein kleines Thier aus der von Lamarck aufgestellten Familie der Heteropoden gefangen, welches sich durch zwei Reihen getheilter Flossen an den Seiten des Leibes auszeichnete und deshalb Tomopteris genannt wurde. Zweitens eine Salpa von der Abtheilung, bei denen die einzeln lebende Form am hintern Körper-Ende lange feine Fortsätze hat. 3) Eine kleine, mit Diphyes nahe verwandte Thiergattung, bei welcher der gallertartige Theil des Körpers, welcher den Nahrungscanal enthält, keine Schwimmhöhle hat (Eudoxia N.). 4) Eine kleine Beroe, welche ihre Schwimmfädenreihen verbergen kann. 5) Eine sehr kleine Porpita, deren Fangfäden an der Spitze mit sehr lang gestielten Saugknöpfen besetzt sind (Porpita ramifera). Das sechste Thier war ein wunderbarer Krebs, dessen dreieckige Rückenschaale (nur 2 Linien lang) sowohl nach vorn als nach hinten einen, 8 bis 10 Linien langen Stachel hinausragen hat (Lonchophorus anceps). Herr Prof. Germar hat zwar eine Käfergattung Lonchophorus genannt, dieselbe ist aber schon einige Jahre früher von Mac Leay unter dem Namen Phanaeus ausführlich bearbeitet worden. 7) Eine zu den Arthrodiae gehörende Thiergattung (Arthronema N.), anfangs aus hohlen starren Röhren bestehend, in denen sich später eine innere thierische Haut absondert; darauf erhalten Beide Einschnürungen und trennen sich endlich in viele einzelne Theile. 8) Eine Clio von einer Linie Länge, deren oberer kuglicher Leib mit einem feinen Fortsatze endigt. 9) Eine zweite Art zu der Gattung Appendicularia, welche mein Freund

und Gefährte auf dem Rurik, A. v. Chamisso, in dem zehnten Bande der N. Acta Acad. Leop. Car. aufstellte und einstweilen den Rippenquallen beizählen zu müssen muthmaßte; es ergab sich aber, daß diese Gattung zu den Mollusken und zwar zu den Heteropoden Lamarck's gehöre. 10) Eine Pelagia, entweder von der Panopyra Per. nicht verschieden, oder ihr äußerst ähnlich. Endlich eine neue Art Cestum, C. Najadis N.

Unter dem 34. Grade nördlicher Breite hielten Windstillen das Schiff wiederum einige Tage auf, in welcher Zeit das Meer glücklicherweise sehr ergiebig an Thieren war; es kamen nämlich vor: 1) Eine zu den Physsophoriden gehörige Gattung (Agalma N.), deren Fangfäden an der Spitze mit gabelförmigen Organen versehen sind; die Fangfäden der Gattung Physsophora sind einfach und ihrer ganzen Länge nach mit saugwarzenähnlichen Rauhigkeiten besetzt. 2) Eine neue Diphyes. 3) Eine neue Pelagia mit gelblicher Magenhaut, auf deren Scheibe ein kleiner Cirrhipede, aus der Gattung Cineras, saß. 4) Eine Meduse, zu der Abtheilung gehörig, bei denen man die Keimsäcke noch nicht kennt, mit breiten Magensäcken und vier starken Randfäden. 5) Eine Meduse, zu derselben Gattung gehörig, mit fünf und sechs Randfäden. 6) Eine sehr kleine Entomostracee von plattem Körperbaue, ausgezeichnet durch die bläuliche schillernde Farbe, ganz wie bei Hoplia farinosa. 7) Ein Loligo, wahrscheinlich cardioptera Per., durch seine sehr großen Augen merkwürdig. 8) Eine zweite Art der Gattung Phyllirhoe, welche Lamarck zu seinen Heteropoden gesetzt hat, wohin sie aber nicht gehört. Die in der Südsee lebende Art hat keine Augen, und einfache, nicht geringelte Fühlfäden, weshalb sie früher von uns für eine besondere Gattung gehalten und Eurydice genannt wurde. Obgleich sich so vieles Abweichende in der Bildung bei der Gattung Phyllirhoe durch den Mangel des Fußes zeigt, so halten wir sie doch für nahe verwandt mit Eolidia. 9) Ein neuer Glaucus von sehr schlankem Körper, kurzen Flossenstrahlen und schwarzblauer Farbe.

10) Eine neue Form unter den Rippenquallen aus der Familie, welche durch die sehr enge Magenhöhle und den Mangel der Fangfäden bezeichnet wird; die Oberfläche des Körpers ist mit zapfenförmigen Hervorragungen bedeckt, Eucharis N. Außer diesen Thieren kamen noch acht verschiedene Crustaceen ins Netz. In der Nähe von Kamtschatka segelte das Schiff täglich durch mehrere rothe Streifen; beim Einschöpfen des Wassers war der Eimer ganz angefüllt mit einem anderthalb Linien langen, blutrothen Calanus, dessen Fühler von der Länge des Leibes, und sehr borstig waren.

In Kamtschatka fanden wir die Seeküste innerhalb der Bai von Awatscha arm an Mollusken und Strahlthieren, was wohl eine Folge der nicht großen Ab- und Zunahme des Wassers seyn mag. Ein kleiner unansehnlicher Turbo, dessen leere Schaalen ein schwarzer Pagurus bewohnt, und ein Balanus waren die häufigsten Gegenstände. Eine große Cyanea unterscheidet sich von der europäischen C. ciliata durch die Form der Mägen. Eine andere Meduse wurde beobachtet, welche eine neue Gattung, Sthenonia N., bildet; ihre Verdauungsorgane sind wie bei Aurelia zerästelt, in der Nähe des äußern Randes entspringen acht Büschel sehr langer Fäden, welche wie die der Physalien mit zwei Reihen von Saugwarzen besetzt sind.

Die Umgegend von St. Peter und Paul, welche vom 53. nördlichen Breitengrad durchschnitten wird, hat eine Insectenfauna, wie sie in Europa zwischen dem 60. und 70. Breitengrade nur angetroffen wird, z. B. wie die Fauna von Finnland und Lappland. Es stimmt eine große Anzahl der Arten aus beiden Gegenden völlig überein; andere von den kamtschatkischen wurden bisher nur in Sibirien angetroffen, und endlich ist eine kleine Anzahl dem Lande eigenthümlich. Noch sind nicht alle 160 Arten einer genauen Prüfung unterworfen worden; es können daher nur folgende mit Gewißheit angeführt werden. Erstlich finden sich auch im Norden von Europa: Pteroloma Forstroemii Gyllh., Nebria arctica Dej.

(hyperborea Schoenh.), Blethisa multipunctata, Pelophila borealis, Elaphrus lapponicus und riparius, Notiophilus aquaticus, Loricera pilicornis, Poecilus lepidus, Dyticus circumcinctus, Staphylinus maxillosus, Buprestis appendiculata, Elater holosericeus, Ptilinus pectinicornis, Necrophorus mortuorum; Silpha thoracica, lapponica, opaca und atrata, Strongylus colon, Byrrhus albo-punctatus, dorsalis, varius und aeneus, Hydrophilus scarabaeoides und melanocephalus, Cercyon aquaticum, Hister carbonarius, Psammodius sabuleti, Trichius fasciatus, Oedemera virescens, Apoderus Coryli, Leptura trifasciata, atra und sanguinosa, Lema brunnea, Cassida rubiginosa, Chrysomela staphylaea, lapponica, aenea, viminalis, armoracea und vitellinae, Eumolpus obscurus, Cryptocephalus variegatus, Coccinella 7 punctata, 13 punctata, mutabilis und 16 guttata. Zweitens befinden sich solche Arten unter ihnen, welche bisher nur in Sibirien angetroffen wurden, obgleich deren nur eine sehr geringe Zahl ist: Cantharis annulata Fisch., welche nach Gebler auf dem Altai vorkömmt, Dermestes domesticus Gebl., Aphodius ursinus N., und A. maurus Gebl., und Leptura sibirica.

Unter den Käfern, welche bisher noch nirgends anders angetroffen wurden, daher als dem Lande eigenthümlich zu betrachten sind, können jetzt genannt werden: ein Cicindela, zwischen hybrida und maritima stehend; ein Carabus von der Form des cancellatus Illig., mit schwarzen Fühlern und Beinen, C. Clerkii N., und ein anderer grüner mit goldener Einfassung, zur Form von catenulatus, welcher nahe der Schneegränze am Vulkan Awatscha gefangen wurde: C. Hofmanni N., Nebria nitidula, welche der Carabus nitidulus Fabr. ist, wie das in Bank's Museum aufbewahrte, bisher einzige Exemplar in Europa darthut, die in den Thälern häufig vorkömmt; eine zweite schwarze Art wurde am Vulkan gefangen; ferner ein kleines hellgelbes Pteroloma, ein Elaphrus, Bembidien,

6 Arten, Agonum 4 Arten, ein Anchomenus, ein Omaseus, eine Amara, Elater scabricollis Esch. Entomogr., ein Elater wie undulatus P., 3 Arten solcher, die wie Bructeri unter Steinen leben; eine ungeflügelte Art, welche sich im Meersande vergräbt und ein ganz schwarzer Campylus. Ferner ein Käfer, welcher eine besondere Gattung zwischen Atopa und Cyphon bildet; Cantharis cembricola Esch. und eine der testacea ähnliche; ein Hylecoetus, fast ganz wie dermestoides; Catops, wie agilis, ein breiter und mit weißlichen Schuppen bedeckter Heterocerus; ein Elophorus, zwei Phaleriae mit schwarzer Grundfarbe; von Stenotrachelis zwei Arten, beide größer als die europäische, welche bisher den Namen Dryops aenea führte, und wirklich ist der in der Banksischen Sammlung befindliche, von Fabricius so benannte Käfer entweder derselbe, oder eine höchst ähnliche Art; daher könnte man vermuthen, daß hier in der Bezeichnung des Vaterlandes ein Irrthum vorgefallen seyn möchte. Endlich sind noch zu erwähnen eine Chrysomela, ähnlich der pyritosa und eine Coccinella mit fünf, sehr großen Flecken auf beiden Flügeldecken zugleich, welche an der Schneegränze des Vulkans sich aufhielt. Es ist zu vermuthen, daß das Thal am Kamtschatkaflusse, obgleich es nördlicher liegt, als die Umgegend von Awatscha, doch eine reichere Insectenfauna besitze, da das Klima dort viel gelinder ist und sich zum Ackerbau eignet.

Von Kamtschatka aus ging die Fahrt im Ganzen genommen gegen Osten. Anfangs leuchtete das Meer in jeder Nacht bei jedem Wellenschlage sehr stark; in der Mitte dieses großen Oceans traf es sich, daß in einer Nacht, als das Schiff noch wie gewöhnlich von leuchtenden Wogen umgeben war, sich vor ihm ein dunkler Abgrund zu öffnen schien. So bald das Schiff diese Gegend erreichte, so ergab es sich, daß hier alle jene leuchtenden Stoffe, wie Mollusken und Zoophyten nebst ihrer Brut, kleine Crustaceen und Fischrogen, gänzlich fehlten, und von hier bis zur amerikanischen Küste blieb das Meer glanzlos.

Ueberhaupt haben wir in diesem großen Oceane Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß das Meer an den asiatischen Küsten, selbst in bedeutender Entfernung vom Lande (namentlich 30 Längengrade von Japan nach Westen entfernt), immer sehr trübe ist, welches theils von der sehr großen Anzahl der verschiedensten kleinen Crustaceen, Mollusken und Zoophyten, theils von den Unreinigkeiten der Wallfische, Potwale und Delphine herrührt, welche letztere eben dieser Nahrungsmittel wegen hier nebst vielen Fischen sich aufhalten. Dagegen ist das Meer in der Nähe der Nordwestküste Amerika's rein und durchsichtig, und nur selten trifft man einzelne Medusen daselbst an.

In der Hauptniederlassung der russisch-amerikanischen Handels-Compagnie im Norfolksund an der Insel Sitcha hatten wir mehr Gelegenheit, die Naturerzeugnisse kennen zu lernen, als an andern Orten; indem wir während unseres Aufenthaltes im Jahre 1825 vom März bis Mitte August durch fast beständig schönes Wetter sehr begünstigt wurden, da man in andern Jahren gewöhnlich nur drei trockene Tage zwischen vierzehn nebligten und regnigten genießt. Solche Witterung trafen wir im Jahre 1824 an, wo wir die letzte Hälfte des August und den ersten Theil des Septembers hier verweilten.

Von der Fauna dieser Insel sind uns ungefähr 260 Thierarten zu Gesichte gekommen; wegen der großen Nähe des festen Landes ist es nicht auffallend, daß hier mehrere große Säugthiere sich aufhalten. Zu diesen gehört Ursus americanus von der eigentlichen schwarzen Stammrasse dieser Art; ein Fuchs; ein Hirsch, der vielleicht nicht von Cervus virginianus verschieden ist, und der gemeine Biber, welcher die großen Blätter eines Pothos frißt, der von den Einwohnern als dem Menschen schädlich bezeichnet wird. Außer diesen wurden noch bemerkt eine kleine Vespertilio mit kurzen Ohren, eine Mustela und eine Phoca.

Von Vögeln wurden beobachtet: Aquila leucocephala, ein Astur, Corvus Corone und Stelleri, und einzelne Arten aus den Gattungen Turdus, Sylvia, Troglodytes, Parus, Alcedo, Picus, Ardea, Haematopus, Scolopax, Charadrius, Anas und Colymbus. Trochilus rufus ist nicht allein hier sehr häufig, sondern kömmt auch noch an derselben Küste unter dem 60. Grade der Breite vor. Von Procellaria furcata kam nur ein Mal bei stürmischer Witterung ein kleiner Schwarm in die Bai hinein. Mormon cirrhatum wird auch einzeln gefangen. Von Amphibien wird hier nur eine große Krötenart angetroffen. Fische sind ziemlich geringe an Arten, desto zahlreicher an Individuen, vorzüglich von den verschiedenen wohlschmeckenden Lachsarten und Häringen; ergiebig für die Fischer ist ein, mehrere Fuß langer Pleuronectes, und eine zwei Fuß lange und sehr dicke röthlichgelbe Perca.

Die Zahl der genauer beobachteten Annuliden beläuft sich auf 16, unter denen sehr schöne und unbekannte Formen sich vorfinden. Die meisten gehören zu bekannten Gattungen: Cirrhatulus, Arenicola, Aceronereis, Nereis, Aphrodita, Serpula, Amphitrite. Eine Nereis wurde in der Mitte der Bai an der Oberfläche schwimmend eingefangen, welche zwei Fuß lang und einen Zoll dick war; ihre seitlichen Anhängsel glichen runden Blättern. Eine mehrere Zoll lange und sehr schmale Aphrodita wurde nur zwischen Fuß und Mantel einer großen Fissurella angetroffen und war nicht selten. Ein den Amphitriten ähnliches Thier lebt gesellig in einer durchsichtigen gallertartigen Masse; die einzelnen Fäden der beiden Fächerbündel sind durch eine gemeinschaftliche Haut verbunden.

Von Mollusken wurden beobachtet: eine Limacina, zwei Eolidiae, deren eine mit schönen Farben prangt, ein Laniogerus, eine Polycera, vier Doris-Arten; eine Scyllaea; ein Thier, das den Namen Planaria verdient: es war drei Zoll lang, zwei Zoll

breit und nur eine halbe Linie dick; an der Oberfläche standen, einen halben Zoll vom Vorderrande, zwei gestielte Augen; an derselben Stelle an der untern Fläche konnte man den Mund bemerken, und in der Mitte dieser Fläche noch eine Oeffnung, aus welcher das Thier in der Ruhe vier schmale gefaltene Häute weit herausstreckte. Das Thier kroch, wie die Planarien gewöhnlich, sehr behende. — Ferner ein kleines Onchidium und eine neue Gattung der schaalentragenden luftathmenden Schnecken, deren Schaale ohne Windung, ihr Scheitel nahe dem Rande liegend, lebt auf Fucis. In den moosreichen Wäldern hält sich ein großer gelblicher, schwarz gefleckter Limax und zwei Helices von mittlerer Größe auf. In der Bai selbst kommen wenige der kiementragenden Schnecken mit gewundenen Schaalen vor; dagegen trifft man eine ziemlich bedeutende Anzahl an den äußern Küsten an, welche vom großen Ocean bespült werden. Hier giebt es verschiedene Arten aus den Gattungen Murex, Fusus, Buccinum, Mitra, Trochus und Turbo. Ferner lebt hier eine große Fissurella und sechs Arten einer Gattung, die man nach der einfachen ungewundenen Schaale geradezu für eine Patella erklären würde; allein das Thier gleicht fast ganz dem der Fissurella, mit dem Unterschiede, daß nur ein Kiemenkamm in der Spalte über dem Nacken sichtbar ist. Merkwürdig ist es dabei, daß uns an der ganzen Nordwestküste bis Californien keine Patella, dagegen nur Thiere der Gattung Acmaea vorgekommen sind. Auch von der Gattung Chiton wurden sechs Arten beobachtet; bei einer Art bedeckt die seitliche Haut die Ränder der Schaalen so weit, daß sie zusammen nur einen schmalen Rückenstreifen zu bilden scheinen; bei einer andern sind die Schaalen gänzlich unter der äußern Haut verborgen. Merkwürdig ist es, daß diese letztere sowohl, als eine ähnlich gebaute, in Californien lebende Art die ansehnliche Größe von acht Zoll Länge erreichen. Eine dritte, zu dieser Unterabtheilung zu rechnende Art erhielt Pallas von den kurilischen Inseln und hat sie als Chiton amiculatus beschrieben.

Unter den Acephalen sind zu nennen ein großes Cardium, welches auch an der californischen Küste lebt, Modiolus zwei Arten, ein Mytilus; Mya, zwei Arten und Teredo palmulatus, welcher letztere durch Schiffe hier eingeführt ist, große Verwüstungen in den Hafenwerken anrichtet und eine Länge von zwei Fuß erreicht. Diesen schließen sich an drei Ascidiae von ausgezeichneten Formen, eine Anomia, eine Terebratula auf einem Fusus angeheftet, zwei Lepas und ein Balanus. Holothurien wurden sechs, zu drei verschiedenen Gattungen gehörig, beobachtet; ein großes Thalassema gab die lange gewünschte Gelegenheit zu beobachten, daß diese Gattung in die Nähe der Holothurien und nicht zu den Annuliden gehöre; acht Seesterne leben hier theils an den Felsen, theils auf dem Grunde des Meeres; unter ihnen sind vier Arten mit fünf Strahlen versehen, an den andern zählt man sechs, zehn, eilf und achtzehn Strahlen; die letztere ist die größte, lebt auf dem Grunde des Meeres und die Zahl ihrer Strahlen variirt von 18 bis auf 21. Nur eine Ophiura wurde bemerkt. Verschiedene sehr große Actinien sitzen auf den Felsen; alle beobachtete gehören zu denen, welche äußerlich mit Warzenreihen versehen sind. Auch eine Velella wurde in der offenen Bai gefangen; bisher wurde noch keine Art dieser Gattung in so hohen Breiten beobachtet.

An Zoophyten boten sich ferner dar aus den Gattungen Antipathes, Millepora, Cellaria, Flustra, zwei Arten, Melobesia, Retepora, Acamarchis, Lafoea, Aglaophenia, Dynamena, fünf Arten, Clytia, 4 Arten, und Folliculina, zwei Arten. Die Antipathes besteht aus einem einfachen holzartigen, höchstens federkielsdicken Stamme, welcher eine Länge von zehn Fuß erreicht; sie wächst in großer Tiefe in der offenen Bai und wird beim Fischangeln zufällig heraufgezogen.

Obgleich von allen Insecten dieser Insel die Käfer am zahlreichsten sind, so konnten während des ganzen Frühjahrs und Som-

mers bei anhaltend schöner Witterung und fast täglichen Excursionen doch nur 106 Arten aufgefunden werden. Im Ganzen ist anzumerken, daß sich unter ihnen keine Arten aus solchen Gattungen befinden, welche als Amerika eigenthümlich zu betrachten sind, und aus denen schon einige Arten aus andern Gegenden bekannt waren. Jedoch sind einige unter ihnen, welche ganz eigene Gattungen bilden, und daher der Nordwestküste Amerika's eigenthümlich seyn müssen. Ueberhaupt hat es sich aber bei genauer Vergleichung ergeben, daß keine der hier lebenden Arten weder in Nordasien, noch in Europa vorkommen, und nur sieben Arten sind bisher auch auf Unalaschka gefunden worden. Die Fauna ist dem Clima und Boden angemessen; von den schneebedeckten Gipfeln der Berge stürzen eiskalte Bäche herab, an deren Ufern zwischen den Steinen Nebrien, Patrobus und andere Carabiden einen kühlen Aufenthalt finden; in den Wäldern der Nadelhölzer leben verschiedene Xylophagen und einige Cerambyciden; die mit Moos reichlich bewachsenen alten modernden umgefallenen Baumstämme bieten Schlupfwinkel für verschiedene Carabiden, wie zweien Cychrus, Leistus, Platysma; ferner für Nitidula, Scaphidium, Agyrtes, Boros; und an den Rändern der Wälder nähren Sträucher und hohe Kräuter auch einige Insecten, die zu verschiedenen Familien gehören, wie zwei Homalisus, Omalium und Anthophagus, Anaspis, Cantharis und Silis, ferner Elater, acht Arten (eine neunte Art lebt unter Steinen).

Die kleinen stehenden Gewässer, welche aus einzelnen Gruben bestehen, sind verhältnißmäßig reich an Wasserkäfern, unter denen ein Dyticus von der Form des sulcatus, sieben Colymbetes, Hydroporus, zwei Arten, und ein Gyrinus. Die Carabiden sind Cychrus angusticollis und marginatus, Nebria metallica und drei neue Arten, Leistus, Poecilus 2, Patrobus, Omaseus adstrictus, Platysma 2, Loricera, von der pilicornis deutlich verschieden, Amara, Trechus 3, Bembidium 2 und Leja 3 Arten. Brachelytra sind 13 Arten vorgekommen; von Aaskäfern ein Ne-

crophorus, eine Silpha, ganz von der Form der subterranea und ein Catops. Von Pentameriden sind noch zu erwähnen die Gattungen Scydmaenus, Cryptophagus, Byrrhus, Cercyon, Psammodius und Aphodius. Die Zahl der Heteromeriden beläuft sich nur auf vier, nämlich ein Boros, von der gewölbten Form des elongatus, eine kleine Phaleria, eine blaßgelbe Anaspis und ein kleiner schwarzer flacher Käfer mit verwachsenen Flügeldecken, von neuer Form, zu der Familie der Blapiden zu rechnen. Rüsselkäfer wurden nur sechs gefunden, Xylophagen 7, aus den Gattungen Hylurgus 2, Bostrichus 3, ein Rhyzophagus und ein großer, ganz rother Cucujus. Die drei Bockkäfer sind eine Sphondylis, eine Lamia, mit Warzen auf den zugespitzten Flügeldecken, und ein Käfer von der flachen Gestalt eines Callidium. Aus der großen Abtheilung der Chrysomeliden kommen hier nur fünf Käfer vor, nämlich Donacia zwei Arten, ein Käfer von der Gestalt einer Lema, und zwei Arten von der Gestalt der Eumolpen, deren Fußglieder aber nicht lappig sind. Endlich sind auch drei Trimeriden entdeckt worden, nämlich zwei Latridii und ein Pselaphus.

Unser Aufenthalt in der Bai von St. Francisco in Californien in den Monaten October und November war eben nicht sehr günstig für die Beobachtung organischer Naturproducte; es herrscht in dieser Zeit die größte Dürre daselbst, die Pflanzenwelt ist wie abgestorben und natürlich haben alle Zugvögel diese öde Gegend verlassen. In dem Küstenlande wechseln nackte Hügel von steinigem und lehmigem Boden mit sandigen Niederungen ab, welche mit krüppeligem Gesträuche bedeckt sind; tiefer im Lande ist der Boden sehr fruchtbar, Sand bemerkt man daselbst nicht, Waldung fehlt aber auch. Im Hintergrunde erblickt man überall hohe Berge, von denen wir nur die gegen Norden gelegenen berührten, an welche sich die russische Niederlassung Roß anlehnt. Hier wird man durch den Anblick eines schönen Waldes erfreut, in welchem hochstämmige Nadelhölzer mit Eichen und Roßkastanien abwechseln. Von Säugthie-

ren dieses, fast noch ganz unerforschten Landes können nur einige angegeben werden. Der hellgraue amerikanische Bär, welcher einen schmalen Kopf hat, kömmt ziemlich häufig in unbewohnten Gegenden vor; aber auch braune Bären werden hier geschossen. Von dem Daseyn zweier verschiedener Stinkthiere glauben wir überzeugt zu seyn. Von einer Art erhielten wir ein Fell, dessen Haar unten braun, oben schwarz ist; von der Stirn bis zur Mitte des Rückens verläuft ein einfacher weißer Streifen, sodann theilt er sich und diese beiden erstrecken sich bis an die Spitze des Schwanzes. Die Füße zeigen deutlich, daß das Thier mit der ganzen Sohle auftrete, wie es denn auch, gleich den Dachsen, in Höhlen lebt. Die zweite Art soll drei weiße Streifen auf dem Rücken haben; ein solches Thier wurde von unsern Matrosen gefangen, entkam aber wieder. Der hiesige Maulwurf ist größer als der europäische, oben graubraun, unten aschgrau, Beine weißbehaart, der feine Schwanz erreicht den fünften Theil der Körperlänge. Auch eine Spitzmaus ward gefangen. Große Katzenarten sollen ein Paar vorkommen; eine Mustela von der Natur der Lutreola wurde am Rio Sacramento geschossen. Die Meerotter ist hier noch recht häufig, ihr Haar aber nicht schwarz, sondern bräunlich. Cervus Wapiti kömmt in großer Anzahl in bergigten Gegenden vor, und ein Reh wird an allen unbewohnten Stellen angetroffen. Im Sommer sind der Rükken und die Seiten des Leibes beim letztern rothbraun, im Winter schwarzbraun, Brust, Bauch und innere Fläche der Schenkel weiß; Schnauze, Stirn, äußere Fläche der Ohren und eine zackige Binde, gleich hinter dem Kinn, sind schwarz. Bürsten und Thränengruben sind bei beiden Geschlechtern vorhanden; die Bürste hat einen schmalen schwarzen Hornstreifen zum Grunde. Das Geweihe (des Männchens) spaltet sich auf der Hälfte seiner Höhe in eine Gabel mit runden glatten Zacken. Das Thier wird $2\frac{1}{2}$ Fuß hoch. Am Rio Sacramento und in der Nähe der russischen Niederlassung erblickten wir Rudel von ziegenartigen Thieren mit langen hängenden Haaren

an den Schenkeln, und kurzen, ziemlich geraden Hörnern; leider konnten wir uns keins von ihnen verschaffen; es ist aber dieses Thier, so viel wir durch ein Fernrohr wahrnehmen konnten, die viel besprochene Capra columbiana oder Rupicapra americana Blainville.

Endlich ist noch zu bemerken ein kleiner Haase, kleiner als das Kaninchen, der in den niedrigen Gebüschen sehr häufig ist, und eine Zieselmaus, welche in den südlichen Ebenen gesehen wurde.

Wegen der sehr herbstlichen Witterung hatten die meisten hier brütenden Vögel diese Gegend wohl verlassen; man traf daher nur einige Standvögel, als dem Lande eigenthümlich, an, und eine ziemlich bedeutende Anzahl von Sumpf- und Wasservögeln, die täglich aus dem Norden ankamen. Zu den ersteren gehören vorzüglich die aus der Gattung Icterus, deren fünf Arten bemerkt wurden; eine rein schwarze Art mit hochrothen Schultern kömmt in unzähligen Schaaren vor, und hat ihr Nachtquartier, gleich dem Icterus phoeniceus, in den Binsengebüschen. Die in den vereinigten Staaten lebenden Sturnus ludovicianus und Picus auratus werden auch in Californien angetroffen; bekannt sind ferner Percnopterus californicus, Corvus mexicanus und Perdix californica. Ein großer grauer Kranich, der wahrscheinlich aus dem Norden gekommen, blieb hier; im Ganzen beträgt die Zahl der beobachteten Vögel 40 Arten.

Einige wenige Amphibien wurden unter Steinen verborgen angetroffen, nämlich ein großer Tachydromus, ein Tropydurus, ein Crotalus, eine Coluber und vier Salamandriden; unter letztern hat eine Art einen ganz warzigen Körper und einen schmalen, aber zusammengedrückten Schwanz, die Ohrendrüsen fehlen ihr jedoch; die andere hat einen schmalen und ziemlich langen Körper, von der Dicke eines Regenwurms, mit kurzen, weit von einander entfernten Beinen und fast undeutlichen Zehen.

An Käfern wurden fast 200 Arten eingesammelt; außer Lampyris corrusca Fabr., welche nach der Banks'schen Sammlung am Columbiaflusse vorkömmt, sind alle bisher noch unbeschrieben. Unter Steinen auf dem trocknen Boden leben viele Heteromeriden mit verwachsenen Flügeldecken, unter denen sich sechs neue Gattungen befinden. Auch ein großer Cychrus lebt dort und eine der Manticora nahe stehende Gattung, nebst vielen andern Carabiden, deren 50 Arten eingesammelt wurden.

Auf den Sandwichsinseln war die Ausbeute an Fischen und Crustaceen die größte; von den erstern werden die verschiedenartigsten und ausgezeichnetsten in den Fischbehältern der königlichen Familie gehalten; aus andern Thierklassen kömmt wenig vor. In den dichten Wäldern, welche die Bergrücken bedecken, müssen mehrere Landvögel sich aufhalten; wir erhielten aber nur Melithreptus vestiarius und zwei Arten aus der Gattung Dicaeum; in den unter Wasser gesetzten Feldern lebt Gallinula chloropus und eine Fulica. Die Zahl der Korallenarten ist geringe, indem diese Inseln schon nahe der nördlichen Breite liegen, in welcher die Korallenarten aufhören. In der Nähe des Hafens kommen zwei Arten Astreae, zwei Porites, eine Pavonia und eine Hornera vor. Die Zahl der Insecten ist sehr geringe, wie es überhaupt an Landthieren mangelt; es ist daher schon eine bedeutende Anzahl, wenn wir 20 Käferarten aufzählen können. Ein kleiner Platynus ist der einzige Carabide; in den Gewässern fanden sich zwei Colymbetes und ein Hydrophilus. Der einzige Elater gehört zu einer Untergattung (Agrypnus N.), zu der wir einige Arten rechnen, welche nur in der alten Welt vorkommen, namentlich Elater tomentosus, fuscipes, senegalensis etc.; Käfer, welche an der Unterseite des Halsschildes zwei tiefe Furchen zur Aufnahme der Fühler haben und bei Nacht ihrer Nahrung nachgehen. Aehnlich sind mehrere europäische, mit Schuppen bedeckte Springkäfer gebildet, welche Megerle unter dem Namen Lepidotus begreift, wie fasciatus, mu-

rinus, varius. Zwei Aphodien wurden gefunden, einer von der Größe des Psammodius porcatus, aber sehr flach, lebt unter der Rinde solcher abgestorbener Bäume, bei denen das Holz in eine weiche Masse übergegangen ist. Ein anderer hat die fast stachlichen Schultern und die ungezähnten hintern Schienen wie Aphodius stercorator und asper; wir bilden aus diesen die Gattung Stenocnemis, und zählen noch vier unbeschriebene Arten aus Brasilien und Luçon zu derselben. Bei dieser Gelegenheit kann noch erwähnt werden, daß Psammodius sabuleti und cylindricus N. mit Aegialia vereinigt werden müssen, welche Gattung wegen ihrer hornartigen Kinnbacken und hervorstehender Oberlippe im natürlichen Systeme in eine Abtheilung mit Trox zu stehen kömmt; die übrigen, zu Psammodius gerechneten Arten aber entsprechen dem von Gyllenhal aufgestellten Charakter gar nicht, und sind wiederum mit Aphodius zu vereinigen. Unter den übrigen Käfern, welche alle unter Baumrinde leben, ist eine Parandra die größte.

Während zweier Monate Aufenthaltes in der Bai von Manilla ist es uns nur gelungen, einen sehr kleinen Theil der Naturproducte kennen zu lernen, an denen die große Insel Luçon sehr reich zu seyn scheint. Jedoch ist es schwer, sich dieselben zu verschaffen, wenn man nicht weite Reisen ins Land machen kann, denn die Umgegend der Städte Manilla und Cavite sind auf Tagereisen von ihnen cultivirt; im Naturzustande befinden sich nur die Waldungen der Berge. Hier leben die Riesenschlangen und Crocodille, von denen Jedermann zu erzählen weiß. Ein kleiner Cercopithecus ist sehr häufig; eine Zeichnung oder passende Beschreibung haben wir jedoch noch nicht von ihm auffinden können. Felle von Galeopithecus hat man uns gebracht und versichert, das Thier lasse sich zähmen, sitze wie ein Affe und nehme seine Nahrung mit den Vorderpfoten zu sich. Zwei Arten fliegender Hunde, von denen die eine Pteropus edulis zu seyn scheint, werden in der Nähe geschossen und gegessen. Zwei andere Flederthiere gehören zu den Gat-

tungen Hypexodon und Nycticejus. Eine Chelone von drei Fuß Länge wurde uns gebracht, welche sich durch sieben Schilder auf der Mitte des Rückens auszeichnet. Terrapene tricarinata ist hier häufig. Einen Basiliscus, einen großen Tupinambis und zwei Gecko's erhielten wir, welche noch nicht beschrieben zu seyn scheinen. Achrochordus fasciatus lebt im Meere und wird ziemlich häufig beim Fischen herausgezogen; er kann auf dem Lande sich gar nicht von der Stelle bewegen.

Gerade im November und December, in welchen Monaten wir Manilla besuchten, haben sich fast alle Insecten verborgen; nur durch die sehr thätige Hülfe mehrerer Malayen, welche den ganzen Tag über auf Insectenfang aus waren, gelang es uns, über 200 Käferarten hier zusammen zu bringen. Im Ganzen stimmt die Käferfauna mit der von Java überein, von welcher letztern Insel schon recht viele bekannt geworden sind. Eine Tricondyla hatten wir selbst das Vergnügen an Baumstämmen zu fangen; die Einwohner brachten sie uns nicht, indem sie sie für große Ameisen halten, deren Stich sie fürchten. Wir erhielten von Catascopus drei Arten, Wasserraubkäfer 19, Hydrophilus 6, Buprestis 5, Melolontha 5, Anomala 4 Arten; Scarabaeus Gideon ist sehr häufig und wird in den dichten Gesträuchen gefunden, wo er sich mit den langen Beinen und großen Klauen an die Aeste anklammert. Von Oryctes nasicornis brachte ein Malaye auf ein Mal 60 Stücke aus faulem Holze. Eine grüne Cetonia von der Größe und Gestalt der chinensis mit Kupferglanz kömmt einzeln vor. Drei kleine Lucaniden zu den von Mac Leay aufgestellten Gattungen Nigidius und Figulus werden im Holze lebender Bäume angetroffen.

Von ungeflügelten Heteromeriden fanden wir nur eine Tagenia, und zwar unter trockener Baumrinde. Der Boden ist wohl für die Pimeliaden nicht geeignet, indem es in der ganzen Umgegend von Manilla, so viel wir davon kennen lernten, weder Steine, noch nie-

derliegende breitblättrige Pflanzen giebt, unter denen sich solche Thiere vor den brennenden Sonnenstrahlen verbergen könnten. Nur unter trockener Baumrinde findet man Heteromeriden, und zwar an der Wurzel des Stammes der zu Opatrum, Uloma und ähnlichen Gattungen gehörigen Arten; dagegen hoch oben an abgestorbenen Zweigen die Helopiden zu suchen sind, z. B. von der von Dalman bezeichneten Gattung Amarygmus allein fanden sich dort sechs Arten. Von den 26 hier gesammelten Bockkäfern kann man noch erwähnen, daß sie sämmtlich zu anderen Untergattungen gehören, als die in Südamerika lebenden.

Im chinesischen Meere ging die Fahrt sehr rasch und im indischen Oceane hatten wir fast beständig stürmisches Wetter, so daß sich hier keine Gelegenheit darbot, Meerthiere zu beobachten; erst in der Nähe des Caps konnten Salpen, Physalien und Velellen aufgefangen werden. Aber in der nördlichen Hälfte des atlantischen Oceans, als wir die Region des Sargassum natans erreicht hatten, boten sich täglich viele interessante Gegenstände dar. Auf der Fahrt von der Gegend, wo der schwimmende Seetang zuerst wahrgenommen wurde (im 18. Grade nördlicher Breite und ungefähr 30 Grade westlicher Länge von Grw.), bis zur englischen Küste, wurden 43 Thierarten beobachtet, welche auf der Hinreise noch nicht gesehen waren. An Beroe punctata konnte man das ganze Gefäßsystem deutlich sehen; vom geschlossenen Körper-Ende entspringen acht Längsgefäße, die unter den Schwimmblättchen in gerader Richtung zum äußern Rande der großen Mundöffnung hinlaufen, wo ein Ringgefäß sie alle aufnimmt. In ihrem ganzen Verlaufe geben diese Längsgefäße aber große Zweige ab, die sich in die Tiefe der Körpermasse begeben. An den Wänden der Höhle sieht man dagegen nur zwei große gerade Gefäße aus dem Ringgefäße entspringen und sich im Hintergrunde verlieren; diese nehmen in ihrem Verlaufe nun wiederum die Zweige der acht obern Gefäße auf. Unter den Medusen wurden drei neue Gattungen entdeckt; ferner ein Thier zwischen Velella und Porpita stehend: es hat den schei-

benförmigen Körper der letztern, ist aber mit einem Segel versehen, welches es einziehen kann (Rataria N.). Auch das Thier wurde aufgefischt, welches Le Sueur in seinen Abbildungen Stephanomia uvaeformis genannt hat. Endlich führte uns das Glück auch eine Thiergattung zu, welche sich an das bisher einzeln dastehende Pyrosoma genau und auf eine ganz besondere Weise anschließt, so daß es als ein Bindeglied zwischen Salpa und Pyrosoma erscheint. Diese (Anchinia genannte) Gattung besteht aus einer Anzahl salpenähnlicher Thierchen, welche mittelst eines Stieles auf einem fadenförmigen gemeinschaftlichen Körper festsitzen und zwar alle nach einer Seite gewandt.

Ueberhaupt wurden innerhalb dreier Jahre 2400 Thierarten theils beobachtet, theils nur eingesammelt, und zwar aus folgenden Klassen:

Säugthiere .	28	Arten	Cephalopoden .	20	Arten
Vögel . .	165	=	Gasteropoden .	162	=
Amphibien .	33	=	Acephalen . .	45	=
Fische . .	90	=	Tunicaten . .	28	=
Annuliden .	40	=	Cirrhipeden . .	21	=
Crustaceen .	127	=	Echinodermaten .	60	=
Insecten .	1400	=	Acalephen . .	63	=
Arachniden .	28	=	Zoophyten . .	90	=

Dorpat, am 7. Januar 1828.

Fr. Eschscholtz.

Staatl. Bibliothek Passau

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, Otto <<von>>,

Reise um die Welt in den Jahren 1823, 24, 25 und 26

Bd.: 2

Weimar 1830

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Sd (b) 308-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11347161-5